KARL MATHY: GESCHICHTE SEINES LEBENS

Gustav Freytag





Karl Mathy.

Geschichte seines Lebens

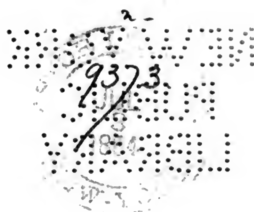
von

Gustav Freytag.

Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem andern, der Preuße dankbar dem Badenser.

Zweite Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1872.



Inhalt.

I.

In der Heimath.

fernt, als er starb, war die Entfernung für Reisende auf eine starke Tagefahrt, für eilige Briefe auf wenige Zeitminuten verkürzt. Im Jahr 1807 gab es nur sehr wenige Zeitungen im Lande, welche jeden Wochentag erschienen, und jedes gedruckte Wort derselben mußte von der Polizei genehmigt sein, in dem vielgetheilten und zerrissenen Gebiet des alten Reiches erhoben sich zahllose Schlagbäume und Steuerwachen; die Deutschen waren ein armes Volk mit enger Häuslichkeit und knappem Leben, schwerfällig und langsam bewegten sich Geld und Waaren aus einer Hand in die andere; als er starb, hatte die Censur aufgehört und an hundert große Zeitungen wurden einmal, ja zweimal täglich versandt, achtunddreißig Millionen thätiger Menschen lebten durch ein großes Zollgebiet verbunden, die deutsche Industrie war auf dem Weltmarkt ein gefürchteter Rival der englischen geworden, und in allen Welttheilen galt das Geschäft deutscher Banken und deutscher Handlungshäuser für besonders redlich, zuverlässig und stattlich.

Die sechzig Jahre seines Erdenlebens umschließen das Aufsteigen der deutschen Volkskraft aus Verarmung und politischem Elend zu verhältnißmäßigem Wohlstand und zu einer Großmacht. Es war eine Zeit harter Arbeit, mühsamen Ringens, vergeblicher Anläufe und doch eines stillen unaufhaltsamen Wachsthums, und wir dürfen annehmen, daß diese Periode deutscher Kräftigung auch späteren Generationen für eine sehr denkwürdige gelten wird. Wie sich in ihr ein einzelnes Menschenleben darstellt, soll hier gezeigt werden. Es ist das Leben eines Süddeutschen, welcher bei seiner Geburt keine Heimath fand, deren Geschichte ihm patriotischen Stolz oder auch nur patriotische Trauer möglich machte. Wie einen gescheuten, warmherzigen Deutschen der rheinischen Pfalz Sehnsucht, Verständniß und Kampffreude für die Zukunft des deutschen Staates umhertrieb und erhob, das erscheint uns als besonders lehrreich.

Aber die Schicksale eines Lebens sollen ihm auch persön-

lichen Antheil erwerben. Denn ungewöhnlich reich an Ereignissen, an Wechsel des Ortes und der Thätigkeit ist sein Leben, und schon die Größe und Mannigfaltigkeit der Interessen, welche er umfaßte, würden eine ausgeführte Lebensbeschreibung lohnend machen. Endlich hat seine Arbeit für unsere Nation noch eine besondere Bedeutung. Von dem Jahre 1830 bis zur Gegenwart hat er als Journalist, Volkslehrer, Abgeordneter, Leiter großer Geschäfte und als Staatsmann seine Kraft für Andere grade immer in den Thätigkeiten verwerthet, welche nach dem Zuge der Zeit obenan standen.

So vermag eine Erzählung seiner Erlebnisse vielleicht zu zeigen, wie sich an einem einzelnen Mann der große Bildungsprozeß der letzten vierzig Jahre vollzog, von dem ersten unsicheren Ringen nach deutscher Einheit bis in die Jahre ihrer politischen Durchführung. Sehr gering ist die Zahl Derer, welchen vergönnt war, diese aufreibenden Wandlungen im Einvernehmen mit den besten Zeitforderungen durchzuleben; unter Allen, welche von 1830 bis zur Gegenwart in größeren Verhältnissen gedauert haben, ist kaum einer, der so hingebend, so mühevoll, so kriegerisch und in so exponirter Stellung alle Conflicte durchgekämpft und zu so sicherer Freiheit in ihnen gewachsen ist, wie er. —

1.

Der Vater.

Der deutsche Name Mathy — bei Ulrich von Lichtenstein um 1230 Mathie geschrieben — ist schwerlich aus dem biblischen Namen Matthias verkürzt, sondern burgundische Nebenform des althochdeutschen Namens Mato; er wurde seit dem vierzehnten Jahrhundert Geschlechtsname rittermäßiger und bürgerlicher Familien in Rheinfranken und Lothringen, von da bis in das Ordensland Preußen getragen.

Der Großvater Peter Mathy zog aus dem Nassauischen im Jahr 1748 nach dem kurpfälzischen Brey bei Boppard, kaufte dort die Mühle, welche noch jetzt im Besitz eines Enkels ist, dazu einige Aecker Land; er hielt im Stalle Ochs und Kuh, im Garten Bienenstöcke, die er mit besonderer Sorgfalt pflegte, und half in der Umgegend als „Mühlarzt" bei Bau und Besserung von Wassermühlen. Von seiner zweiten Frau, Anna Margaretha Noll, wurde ihm nach anderen Kindern am 10. Februar 1755 der Vater Karl Mathy's, Johann Arnold, geboren.*)

*) In der ersten Aufl. stand 1754 nach Angabe der Familie. Das Taufbuch der Kirche von Niederspay hat bei diesen Jahren eine Lücke, Karl Mathy verzeichnet in einer nachträglich aufgefundenen Notiz 1755 als Geburtsjahr des Vaters.

Arnold, als Kind kränklich, von schwachem Körper und guten Geistesgaben, wurde durch den Vater für die Kirche bestimmt, erhielt von dem katholischen Pfarrer zu Niederspay den ersten lateinischen Unterricht, dann Aufnahme in die lateinische Jesuitenschule zu Boppard. Der Knabe arbeitete sich mühsam durch harte Behandlung, Entbehrung und Krankheit bis zur obersten Klasse, und ging aus dieser als Alumnus der Jesuiten nach Heidelberg, der Universität von Kurpfalz, dort Theologie zu studiren. Er war achtzehn Jahre alt, als der Jesuitenorden aufgehoben wurde; wie weit er dem Orden bereits verpflichtet war, wissen wir nicht und ebenso wenig von seinen Gedanken in jenen Jahren. Nur ein charakteristischer Zug ist überliefert. Es war Brauch der Jesuiten, zur Fastenzeit den Prozeß zwischen Jesus und dem Teufel durch zwei junge Kleriker so ausfechten zu lassen, daß die Beiden in der Kirche gegeneinander als Sachwalter das Interesse ihrer Partei vertraten, dabei wurde zur Erbauung einer andächtigen Gemeinde der Teufel in seiner greulichen Nichtswürdigkeit deutlich abgeschildert und durch kräftige Worte glorreich überwunden. Hier war es nun besondere Freude für Arnold Mathy, den Sachwalter des Teufels zu machen und die dramatische Wirkung des heiligen Prozesses dadurch in Zweifel zu stellen, daß er sich nicht überwinden ließ, sondern zum höchsten Ergötzen der Zuhörer seinen Gegner durch teuflische Argumente in Bedrängniß brachte.

Der Aufenthalt in Heidelberg wurde für ihn trotz der Macht, welche die Jesuitenpartei über die Universität behauptete, die große Zeit innerer Befreiung, dort lernte er die deutschen Dichter der Gegenwart kennen, Bücher protestantischer Gelehrten, und was für seine Zukunft entscheidend war, die Philosophie Kants.

Nach den Studienjahren lebte er eine glückliche Zeit als Hofmeister im Haus eines Grafen von Helmstädt. Auch die französischen Schriftsteller der Aufklärungszeit, Voltaire und

Rousseau wurden ihm nahe gerückt und er selbst gewöhnte sich in den Anschauungen und Umgangsformen anspruchsvoller Kreise zu verkehren.

Damals erschien es möglich, daß die katholische Kirche in Deutschland von der Gewalt neuer nationaler Ideen ergriffen und durch die Geistlichen selbst nach dem Bedürfniß des deutschen Gemüthes fortgebildet werden würde: deutsche Kirchenfürsten, welche sich selbst durch deutschen und französischen Humanismus erhoben fühlten, die Weltgeistlichen in heftiger Erbitterung gegen Jesuiten und Mönchsorden; in der deutschen Literatur eine jugendliche Kraft, welcher schwer zu widerstehen war, ein neues Evangelium der Freiheit, der Schönheit und des geistigen Adels durch Dichter und Gelehrte, durch warmherzige Menschenfreunde und einsichtige Staatslenker verkündet. Alle Begeisterung der Jugend, Scharfsinn der Denker und ehrliches Gewissen des Volkes rangen einmüthig gegen die alte unmenschliche Idee der alleinseligmachenden Kirche. Fast ein Menschenalter hindurch schwankte der deutsche Klerus zwischen der Autorität des römischen Papstes und der Autorität der deutschen Cultur, die Muthigsten forderten laut umfassende Reformen, die große Zahl der Vorsichtigen murmelte leise und ließ die Beichtkinder ohne Widerstreben dem Zuge der Zeit folgen, die Wohlmeinenden suchten zu vermitteln zwischen Wissenschaft und Autorität, zwischen modernem Staat und Papstthum. Bis sie zuletzt alle durch das dräuende Antlitz, welches ihnen die restaurirte römische Kirche zuwandte und durch die klägliche Ohnmacht der weltlichen Regierungen, welche für fürstliches Hausinteresse Hülfe bei Rom suchten, eingeschüchtert, geknechtet oder zum Austritt gezwungen wurden. Seitdem ist die ultramontane Kirche Roms von dem deutschen Geistesleben durch einen Abgrund geschieden, so breit und tief, daß kein Gebet frommer Gläubigen und keine Diplomatenkunst feiger Staatsmänner eine Brücke zu zimmern vermag. Und Viele betrauern, daß innerhalb der katholischen Kirche die

Forderungen des deutschen Gewissens für immer zum Schweigen gebracht seien. Die so meinen, mögen sich irren.

Die Jesuiten selbst gaben nach 1773 die Hoffnung einer großen Restauration niemals auf, sie stellten sich seitdem in der Mehrzahl als Weltgeistliche dar und arbeiteten insgeheim durch andere mönchische Congregationen Einfluß auf die Regierungen, auf die Güter der Kirche und auf die hohe Geistlichkeit, Erzbischöfe und Kardinäle, zu gewinnen. Sie hatten zu ihrer Zeit in Heidelberg die lateinische Schule mit dem Convict geleitet, an der Universität die theologische und juristische Fakultät beherrscht, in der philosophischen Einfluß geübt. Nach ihrem Sturz wurde die lateinische Schule katholischen Weltgeistlichen übergeben, welche schlecht und recht, mit ehrlichem Willen und unsicherer Vorbildung ihre Pflicht als Lehrer thaten. Aber Kurfürst Karl Theodor ließ sich durch frühere Jesuiten bestimmen, den gesammten Unterricht an den lateinischen Schulen der Pfalz den Lazaristen, einer französischen Congregation für innere Mission, anzuvertrauen. Die Fremden kamen im Sommer 1782 über die Grenze. In Wahrheit Mönche, und trotz der menschenfreundlichen Vorschriften ihres Stifters, des heiligen Vincent de Paul, damals im Dienst der kriegerischen Jesuiten; die Mitglieder gelobten Armuth, Keuschheit, Gehorsam und Jugenderziehung, ihre Verfassung trug der neuen Zeit nur dadurch Rechnung, daß sie den Austritt aus dem Orden ein wenig leichter machte als die alten Mönchsregeln. Ohne Freude sah man in Heidelberg die neuen Jugendlehrer einziehen in weißem steifem Halskragen, dem hohen zugespitzten Piret und einem langen schwarzen Rock, der oben Soutane und unten Mönchskutte war. Da Zahl und Sprachkenntniß der Fremden nicht ausreichte, sämmtliche Lehrerstellen zu besetzen, so mußte die Congregation doch eine Anzahl deutscher Weltgeistlicher zu Hülfe nehmen. Unter diesen war Arnold Mathy. Er trat 1783 als Lehrer in den Karlsconvict, vielleicht deshalb gewählt, weil er Zögling der Jesuiten gewesen

war. Aber die neue Leitung wollte den lateinischen Schulen der Pfalz durchaus nicht gedeihen. Französische und deutsche Lehrer vertrugen sich schlecht; die Franzosen wurden bald als lüderliche und gewissenlose Vorsteher übel beleumdet, sie unterhielten ärgerliche Verbindungen mit Frauen und Mädchen der Stadt, sie vergeudeten frevelhaft die guten Stiftsweine von Neustadt und Ingelheim, sie feierten Orgien, sie flohen plötzlich einmal mit großen gefüllten Silberkoffern über die französische Grenze. Uebel ging es auch mit dem Unterricht, die Zucht fehlte und das Wissen war kläglich, ihre Prüfungen wurden, wie einst bei den Jesuiten, Spiegelfechtereien mit eingelernten Fragen und Antworten. Hauptsache waren die theatralischen Vorstellungen der Faschingszeit, womit sie die Laienwelt blendeten, aber bei Proben und Aufführungen wurde Arges verübt, junge Basen wurden in den Convict geschmuggelt und ganze Nächte wurden außerhalb der Clausur durchschwärmt; an einer Fastnacht schweiften Lehrer und Schüler weintrunken in großem Zuge durch die Stadt, der Professor der Philosophie, Zimmermann, damals Lazarist, paukte auf großer Trommel vor. So waren die Wölfe im Schafskleide längst erkannt, als im Jahr 1786 die Universität ihr vierhundertjähriges Jubiläum feierte. Da erwiesen die Fremden aufs Neue unerträglichen Dünkel. Jeder von ihnen wollte zum Doctor der Theologie promovirt sein, und die Fakultät war auch sehr bereitwillig ihnen zu dienen, aber mehre Franzosen waren gar nicht einmal der Ehren, überhaupt im Promotionssaal zu erscheinen, theils wegen Erbärmlichkeit ihres Latein, theils aus angeborener Unordnung. Arnold Mathy, der damals auch Doctor der Theologie wurde, kränkte sich sehr über diesen Schimpf, den die Fremden dem deutschen Gelehrtenstand anthaten. In demselben Jahre starb zu Boppard sein Vater, der noch erlebt hatte, den Sohn in der höchsten Gelehrtenwürde seiner Kirche zu sehen. Der Sohn hing mit inniger Liebe an der Heimath, und es ist wohl möglich, daß die Rücksicht auf die Herzenswünsche der

Seinen ihn bewogen hatte, bis dahin die Widerwärtigkeit seiner Stellung duldend zu ertragen.

Als nun gar die französische Revolution ganze Schaaren von Geistlichen über die Grenze trieb, wurden diese von den Lazaristen mit offenen Armen empfangen und recht schamlos im Convict wie in einem großen Gasthofe unterhalten, die Gäste erhielten die Betten der Schüler, auf sie wurde das ganze Kostgeld der Alumnen verwandt, die kranken Schüler wurden in nasse Kammern gelegt, die genesenden wochenlang mit weißen Rüben und Stockfisch genährt, während die Fremden alles Gute schmausten; die Leichtfertigkeit und Unsitte wurden unerträglich. Den Lazaristen aber erschienen die deutschen Lehrer jetzt lästig und entbehrlich. Die Kritik und wahrscheinlich die Unbotmäßigkeit der Deutschen erregte Abneigung und Rachsucht, und mehre unter ihnen standen im Verdacht nicht rechtgläubig zu sein, denn sie waren den besseren Lehrern der Universität eng befreundet. Arnold Mathy zumal war den Franzosen eine ungemüthliche Erscheinung. Er war ein ernster und strenger Mann, von unbeugsamem Wahrheitssinn und reinen Sitten. Und er war im Geheimen Kantianer. Diese Lehre war ihm das beste Besitzthum seines Lebens, sie war durch lange Seelenkämpfe, durch herznagende Zweifel erworben, sie gab ihm festen Halt und stille Ueberlegenheit über seine Umgebung; mit Verachtung sah er auf die geistlosen Gesellen, unter denen er lehrte, den gleißenden Schein ihrer Lehre betrachtete er mit einem Widerwillen, den er nicht immer verbergen konnte. Er besaß eine ungewöhnliche Energie der Sprache, ein klangvolles Organ und viele Neigung zu der Dialektik eines gelehrten Disputs. Aber er hatte als armer Knabe, als armer Student und Lehrer sich lange dem Willen Solcher fügen müssen, die er mißachtete, er hatte selbst unter Ordenszucht gestanden und hatte schweigend mit gesenktem Haupt, niedergeschlagenen Augen und eingeknicktem Knie manchen Kirchenbrauch üben müssen, den er für sinnlos und un-

christlich hielt. Er war noch jetzt in der Lage, die Gedanken freier Wissenschaft, die Sprache warmer Empfindung und die zürnende Kritik in Pfaffenweise bändigen zu müssen. In diesem Dasein der Unfreiheit und erzwungener Vorsicht war ihm ein herbes überlegenes Lächeln gekommen, Freude an ironischem Ausdruck des unterdrückten Zorns und eine halb strenge, halb launige Beurtheilung menschlicher Schwächen, welche in jener Zeit die satirische hieß und eine sehr gefürchtete Eigenheit kräftiger Naturen war, wenn sie gegen den übermächtigen Zwang einer geistlosen Umgebung protestirten. Dem Satiriker wußten die gekränkten Collegen seinen Lehrerberuf durch zahllose Nadelstiche zu verleiden, die er in dem engen Zusammenleben des Convicts, welches Reizbarkeit und kleinliche Empfindlichkeit obenein steigerte, täglich empfand bei Speise, Trank und in den geringen Bequemlichkeiten seiner Lage. Deshalb schied er im Jahr 1789 aus dem Convict, indem er einen Ruf als Pfarrer der katholischen Kirche zu Mannheim annahm. Dort machte ihn seine Rednergabe zu einem gesuchten und viel besprochenen Prediger. Freilich wurde auch der Anstoß, den er der römischen Partei gab, weit ruchbarer, und ihr Haß lauter.

Der katholische Zeitgenosse von Herder und Lafontaine empfand bei der Predigt eines gebildeten Geistlichen eine ungewöhnliche Erbauung. Uns wird schwer, die Lebhaftigkeit der Gefühle zu verstehen, welche dem Hörer damals aufgeregt wurden. In der alten Kirche war die Predigt nur während der Fastenzeit von einiger Bedeutung. Dann schrie der Mönch in den hergebrachten Formeln von dem bittern Leiden und Sterben, er erzählte und distinguirte, wie dem Erlöser die Beine gebrochen worden, wie er Blut schwitzte, und wie der Schweiß an dem Tüchlein haftete; es war wüster mittelalterlicher Kram, verletzend für den Geschmack, ja auch für die sittlichen Empfindungen des Christen, der über Werthers Leiden geweint und Lessings Nathan mit Staunen gelesen hatte. Der

aufgeklärte Priester aber gab den Gläubigen an heiliger Stätte die ungewohnte Kost erhabener Gedanken und neuer Ideen. Denn seit die Pflicht des Menschen gegen den Staat durch die Philosophie so hoch gestellt und das Wort Bürger zu einem Ehrennamen erhoben war, schilderte der Prediger auch Christus als guten Bürger, und er fand wirklich in dem heiligen Leben alle Tugenden, welche der deutsche Zeitgenosse am höchsten schätzen mußte: Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit, Gehorsam gegen Landesgesetze, Aufopferung für das allgemeine Beste, liebevolle Toleranz gegen Andersgläubige, ja sogar „vernünftiges Streben nach zeitlichen Gütern". Wenn damals solche Lehre von den Lippen eines geachteten Geistlichen klangvoll um die Pfeiler der katholischen Kirche schwebte, dann ballte der Zelot die Faust und suchte vor der Kirchthür nach Steinen, um den neuen Baalspriester zu werfen, und gebildete Hörer sanken einander auf dem Kirchhof in die Arme und weinten heiße Thränen der Rührung und Erhebung über die hohen Gefühle, die ihnen aufgegangen waren. Das war die Empfänglichkeit eines weichen, zartnervigen Geschlechts, welchem die Sehnsucht nach Kraft, Adel und Schönheit in seinem engen Leben wirthschaftete. Hätte Arnold Mathy sich nur begnügt in solcher Weise auf das Gemüth zu wirken, er würde bei seiner ungemeinen Rednergabe lange Andere begeistert und vielleicht selbst Befriedigung gefunden haben. Aber er war im Grunde ein kampflustiger Mann, dem es immer hart angekommen war zu dämpfen was in ihm arbeitete, und er war ein peinlich gewissenhafter Mann, der zeither als eine schwere Last getragen hatte, daß er nicht die volle Wahrheit sagen durfte. Darum begann er in den Fastenpredigten der Jahre 1792 und 1793 eine mannhafte Fehde gegen seinen alten Clienten, den Teufel, und gegen seine alten Quäler, die Mönche mit und ohne Strumpf; und er wies von der Kanzel und durch Druckschriften zum Entsetzen der Altgläubigen nach, daß der Fliegengott nur eine Erfindung alter und neuer

Pfaffen sei, um die Menschheit zu knechten, und daß die ganze Möncherei nur dazu diene, die Welt im Aberglauben zu erhalten. Auch das war noch nicht das Aergste. In seinem Eifer gegen die schlechten französischen Geistlichen schrieb er ein bedenkliches Buch: Die französischen Pädagogen in Deutschland oder die Geschichte des Lazarismus in der Pfalz. Bethania, im Verlag des heiligen Lazarus. 1793. Darin schilderte er wahrheitsgemäß und sehr eingehend die schlechte Wirthschaft der fremden Jugenderzieher, ihre Unwissenheit, ihre jesuitische Methode, ihre untreue Verwaltung der Stiftungen und portraitirte die einzelnen Charaktere in einer Weise, welche für die Getroffenen keineswegs schmeichelhaft war. Er verschwieg zwar seinen Namen, aber die genaue Kenntniß des vergeudeten Weins, der schlechten Kost im Convict, der schnöden Behandlung deutscher Lehrer mußte seine Person den Gegnern so deutlich machen als hätte er sein Bild auf den Titel gesetzt; und obgleich er am Schluß der Einleitung seinem ehrlichen Gewissen die ehrfurchsvolle Redewendung abnöthigte: „wenn der edle Karl Theodor den Inhalt meines Buches erfährt, dann ist der fürchterliche Koloß des Lazarismus gestürzt, dann ist das Vaterland gerettet" — so erwies sich diese Annahme doch als unbegründet, der Kurfürst stürzte den Koloß nicht; gegen den Schreiber aber fuhr jetzt die ganze Meute der alten Jesuiten und der eingewanderten Pfaffen und machte ihm seine geistliche Stellung durch Hetzereien bei der Regierung und beim Volke unerträglich.

Zu dem äußeren Zwist kam ein innerer. Während er nicht unterlassen konnte, ernste und satirische Ausfälle auf die Gegner zu machen, wurde ihm selbst durch die Gedanken, welche ihm dabei kamen, das gesammte Pfaffenthum und das ganze System der römischen Kirche fremder und feindseliger. Er gab seine Pfarrstelle auf, zog sein Priesterkleid aus und wurde Protestant. — In der großen Bewegung jener Jahre machte solche Wandlung des Einzelnen wenig Aufsehen.

Als Privatlehrer hatte er seine glücklichsten Jahre verlebt, auch an der lateinischen Schule hatte Unterricht und Sorge um die Jugend ihm Selbstgefühl gegeben, jetzt errichtete er um 1800 in Mannheim eine Privatlehranstalt, der er bis 1807 vorstand. In diesem Jahr wurde er von der Landesregierung des neuen Staates Baden als Professor an dem neuerrichteten Lyceum zu Mannheim angestellt, wo er Mathematik und Latein lehrte. Das Jahr vorher hatte der einundfunfzigjährige Mann sich mit Anna Mariane Jörg verheirathet, welche ihm fünf Söhne und zwei Töchter gebar. Der älteste Sohn war Karl.

Arnold Mathy lehrte noch etwa neun Jahr am Lyceum, dann ließ er sich wegen Kränklichkeit pensioniren; vielleicht auch deshalb, weil dem gewissenhaften Mann die neue Lehrmethode und der systematische Unterricht einer jüngeren Generation unbequem wurde. Ihm war der beste Theil seines Wissens nicht in der Zucht der Schule und dem planvollen Vortrage academischer Lehrer, sondern in den Mannesjahren durch Lesen und Denken gekommen. Es war eine rührende Ehrlichkeit, daß er, der sechzigjährige Mann, seine Schüler in der Mathematik bisweilen zu einem jüngeren Collegen schickte und diesen durch den Mund des Knaben ersuchen ließ, die Lösung einer Aufgabe anzugeben, weil er damit nicht fertig werden könne. Er arbeitete unablässig an sich selbst durch Lectüre und prüfende Beobachtung seiner Gedanken und Thaten, aber es scheint, daß dieselbe Gewissenhaftigkeit ihn als Lehrer einer Klasse zu strenge und zu sorglich in Einzelheiten gemacht, und ihm die beängstigende Empfindung gegeben hat, daß er seine Schüler nicht genug fördere. — Aber auch die letzten zehn Jahre seines Lebens nach seiner Pensionirung gab er emsig Privatunterricht.

Es war sein Schicksal gewesen, auf der Höhe des Mannesalters mit Vielem aus seiner Vergangenheit zu brechen und seinem Gewissen dadurch zu genügen, daß er in scharfer Op-

position gegen alte Verhältnisse, die ihm unwahr geworden, einen neuen Kreis von Pflichten suchte; er mußte die Mannesfreude entbehren in diesem neuen Dasein zu einer großen Wirksamkeit zu kommen, die ihn völlig befriedigte. Dafür gab ihm der gute Geist seines Lebens wie zur Entschädigung noch in höherem Alter das deutsche Glück eines eigenen Haushalts, die hingebende Liebe einer guten Frau und das sorglose Lachen der Kinder. Viel Lebenskraft hatte er in dauerlosen Verhältnissen verwendet, aus harten Prüfungen hatte er sich ein gutes Gewissen und den Stolz eines freien Mannes gerettet. Seine Erfahrungen hatten ihn nicht mild gegen die Schwächen Anderer gemacht, aber am strengsten gegen sich selbst, zu der ironischen Betrachtung fremder Verkehrtheiten war ihm bei Gattin und Kindern auch das Behagen eines deutschen Hausvaters gekommen, aus dem Widerwillen gegen die französischen Abenteurer war ein kräftiger deutscher Patriotismus erwachsen, in dem Streit gegen die Jesuiten und Mönche war er zu einem entschlossenen Denker geworden, dem höher als alle Autorität stand sich selbst in Wort und Werk Genüge zu thun; sein Leben war bescheidene Arbeit gewesen vom Morgen bis zum Abend. Von diesem Allen ging auf seinen Sohn über.

2.

Im Vaterhause.

Am 17. März 1807 wurde Karl Friedrich Wilhelm Mathy geboren, die Mutter dachte oft daran, daß der erste Tag seines Lebens ein rauher Sturmtag des kommenden Frühlings gewesen war. Er war ein gar kleines Kind und ließ längere Zeit zweifelhaft, ob er im Erdenlichte ausdauern wolle. Denn er bewies von dem ersten Tage seinen Eigenwillen dadurch, daß er laut gegen die herkömmliche Nahrung aller Säuglinge protestirte. Und er mußte zuletzt nach dem Rathe eines klugen Arztes wie ein Heldenkind der Sage durch zarte Brühe aus den Schenkeln geopferter Kälber ernährt werden. Dabei erhielt er sich, er blieb mehre Jahre von Körper schwach, doch der Geist entwickelte schnell zur Freude der Eltern ungewöhnliche Fähigkeiten. Die Mutter Karls, eine warmherzige, verständige Frau, weit jünger als der Gatte, hing mit Ehrfurcht und demüthiger Liebe an ihrem Professor. Dieser war die Sonne des Hauses und unumschränkter Gebieter. Ihm war Stolz und Glück, das Beste, was er wußte, lehrhaft in die Seelen seiner Kinder zu senken. Er nöthigte den Sohn schon in dessen früher Kindheit zu ernstem Lernen. Und wie er selbst als Philosoph alle Entbehrungen gering achtete, gewöhnte er auch die Seinen an Enthaltsamkeit, „je

weniger Bedürfnisse, desto freier ist der Mann", pflegte er zu sagen. Der Vater erhielt sein Hauswesen durch angestrengte Thätigkeit, sein Gehalt war sogar nach damaligen Verhältnissen bescheiden, dazu eine Familie, die sich rasch vergrößerte, so gab er neben den Lehrstunden im Lyceum fast den ganzen Tag Privatunterricht. Aber wenn er in die Kinderstube trat und den Kleinen mit der Frage: „wer war heut brav?" die Hand entgegenstreckte, dann ging ihm bei ihren Fragen und Forderungen das Herz auf, er setzte sich unter sie und begann sehr schön zu erzählen, am liebsten die großen Geschichten aus dem Alterthum, aber auch Selbsterfundenes. Wenn die Kinder dann, worauf er eifrig hielt, das Gehörte nacherzählten, dann war der, welcher am genauesten, ausführlichsten und anschaulichsten zu berichten wußte, immer der älteste Knabe Karl. Auch auf Spaziergängen führte der Vater seine Kleinen pädagogisch in die Natur ein, er wies ihnen Thiere und Pflanzen und berichtete herrlich über Himmel und Erde. Sehr früh hat der Sohn sich ein kleines Herbarium angelegt, und schon damals muß der Natursinn erwacht sein, der in ihm stets sehr lebendig war.

In das Stillleben des kleinen Haushalts drang der Kriegslärm der deutschen Kämpfe gegen Napoleon, Karl war sechs Jahre alt, als die Heere der Verbündeten an den Oberrhein stießen; auch in Mannheim nahmen die Durchzüge fremder Truppen kein Ende, und es war zuweilen mehr Einquartirung als man versorgen konnte. Im Hause des Professor Mathy theilte man willig mit, er gehörte zu den Süddeutschen, welche die volle Größe des Kampfes patriotisch empfanden. Mehr als einmal wurde das Mittagessen unberührt vom Tisch genommen und den hungernden Soldaten, welche grade eintraten, vorgesetzt. Auch der kleine Karl hatte seinen Theil an der fröhlichen Aufregung, mit welcher die Knaben der Stadt auf die fremden Befreier blickten, deren Sprache sie nicht verstanden. Denn — wohl zu merken — die Feinde

der Franzosen, welche in Mannheim rasteten, waren meist Russen und die erste warme Theilnahme des Knaben an dem Geschicke der Nation war neugieriges Interesse für die Fremden, welche eben noch Feinde des eigenen Landesherrn gewesen waren. Auch der Vater wurde von der militärischen Wißbegierde ergriffen. An beiden Ufern des Rheins waren im Winter des Jahres 1813 Schanzen erbaut, die Artillerie der Verbündeten und Franzosen eröffnete über den Strom ihr Feuer. Da nahm der Vater seinen Sohn Karl an der Hand und führte ihn hinaus zum Rhein, damit er selbst schaue, wie es beim Kanonenkampf zugehe. Sie waren beide in sorgloser Betrachtung des kriegerischen Wesens dahin gewandelt, während die Kugeln über ihnen flogen. Da fragte der Kleine: „was ist das, Vater, das oben in der Luft so zischt?" „Das sind Kugeln, mein Sohn", entgegnete der Professor bedächtig, fand es aber doch gerathen, den Heimweg anzutreten.

Nicht immer gelang dem Knaben so glücklich kriegerischen Angriffen zu entgehen. Zwar die erste Kriegsthat gegen ihn wurde nur von einem Pfau verübt, aber er war damals noch ein sehr kleiner Kerl; der Pfau flog ihm zornig auf den Rücken und hackte ihm in das Gesicht; der Vater hatte Mühe, das wüthende Thier zu entfernen und der Kleine behielt lange ein Zeichen über den Augen. Dann aber geschah es, als russische Reiterei durch die Straßen Mannheims zog, und Vater und Sohn der Heerfahrt zusahen, daß beide im Gewühl an eine Mauer gedrängt wurden und Karl von einem Pferde einen starken Hufschlag gegen die Brust erhielt. Der Vater trug den Bewußtlosen auf seinen Armen nach Hause und der Kleine litt lange an den Folgen des Schlages. Und kurz darauf schleuderte ihm ein anderer Knabe eine Kartätschenkugel, welche als Kriegsbeute aus dem Boden gegraben war, gegen die Stirn. Die Verletzung war gefährlich und eine schmerzhafte Operation nöthig. Während die Aerzte mit Messer und Sonde an dem Kopf des Knaben beschäftigt waren, lag die Mutter in der

Küche auf den Knien, der tapfere Karl gab keinen Schmerzenslaut von sich. Die Wunde heilte glücklich, aber diese Narbe auf der Stirn hat sich nie ganz verloren.

Als ältestes Kind im Hause wurde Karl bald der bescheidene Vertraute bei Gedanken und Sorgen der Eltern, denn es ist das Vorrecht des ersten Kindes, daß es den Eltern am rührendsten die eigene Kinderzeit lebendig macht und die Poesie der Ehe am reichlichsten spendet, und es empfängt darum als Ausstattung wieder den völligsten Antheil an den Gedanken der Eltern. Auch Karl erhielt früh das feine Verständniß für Stimmungen und Gemüth seiner Umgebung, den sorglichen Familiensinn, der alle Angehörigen bedenkt, und eine ernste Bedächtigkeit, welche ihn zum erziehenden Helfer der jüngeren Geschwister machte. Er hatte ein liebevolles Herz, sorgte mehr um die Anderen als um sich selbst, und schenkte gern sein Spielzeug und Vesperbrot an die, welche sehnsüchtig darauf sahen. Als er einst mit dem Vater einen andern Professor des Lyceums besuchte, dieser sich an den treffenden Antworten des Kindes erfreute und ihm zuletzt einen schönen Apfel gab, da nahm Karl den Apfel, betrachtete ihn mit strahlenden Augen und sprach: „Ja, danke, aber der ist für meine Schwester Auguste.“ „Ha“, rief der Freund, „du mußt doch auch einen haben.“ Karl nahm auch den zweiten Apfel und sprach wieder bedächtig: „Ja, der ist für meinen Bruder Adolph.“ Und erst als die Geschwister sämmtlich versorgt waren, behielt er eine erfreuliche Frucht für sich.

Von dem Vater überkam der Knabe die Gewohnheit in früher Morgenstunde an die Arbeit zu gehen, einen regelmäßigen dauerhaften Fleiß und saubere Ordnung in Büchern und Heften. Er allein von seinen Geschwistern wurde schon mit jungen Jahren in die Geheimnisse des Schachspiels eingeführt, das der Vater sehr liebte. Und wenn der Knabe dem alten Herrn sinnend gegenübersaß und die Figuren richtig setzte, dann standen die jüngeren Geschwister schweigend mit großen Augen

daneben und betrachteten achtungsvoll den Bruder, welcher dem Vater die Bauern wegzunehmen wagte.

Es war natürlich, daß Karl am meisten von den großen Ideen des Vaters und von seinen Lieblingsgedanken aufnahm. Denn auch Eltern lernen erst allmälig mit den jungen Seelen ihrer Kinder schonend und in unschuldiger Diplomatie verkehren. Manch kühnes Wort des Vaters über die Macht des Himmels und die Mächte der Erde fiel zündend in die Seele des Knaben, helle Strahlen der Kantischen Philosophie und scharfe Urtheile über die Thorheiten irdischer Machthaber, und dergleichen vertrauliche Bekenntnisse richteten frühzeitig die Gedanken des Sohnes.

Als Karl elf Jahre alt war, machte ihn der Vater zu seinem Gefährten auf einer Reise nach der Heimath bei Boppard. Das war ein großes Ereigniß, es war eine Reise zu Fuß und Schiff. Der Knabe zog an der Seite des Vaters mit kleiner Reisetasche durch die schöne Landschaft den Rheinthalab bis Coblenz. Nach der Rückkehr schilderte er in einem Aufsatz genau und poetisch was er gesehen: die Schieferberge mit spitzen Zacken, grauenvolle Wälder und lustige Weinberge, die sich dem Blick des erstaunenden Wanderers darstellen, die mächtigen Burgruinen, darunter die furchtbar hervorschimmernde Burg des Ritter Brömser von Rüdesheim, und dahinter den Mäusethurm, den er als hohlen Zahn im Rachen der Zeit auffaßt, und den fürchterlich rauschenden Schlund des berühmten Binger Loch's. Auch den Stellen, an denen ruhmvoller Rheinwein wächst, gönnte er bereits freundliche Beachtung, und daneben den Steinen mit Muschelabdrücken, die er sich mitbrachte. Daran fügt er die begeisterte Beschreibung eines Hammerwerks, welcher man wohl anmerkt, daß er seinen Schiller gelesen hat, und er endigt fröhlich: „wir kehrten zurück, erfahrener als vorher, und anstaunend die Trümmer der Vorwelt.“

Seit seinem achten Jahre besuchte Karl das Lyceum zu

Mannheim. Er wurde 1813 in die dritte Klasse aufgenommen und erwies seine ungewöhnliche Begabung dadurch, daß er den zweijährigen Cursus der Klasse in einem Jahre vollendete. Auch in den oberen Klassen blieb er seinen Mitschülern überlegen, besonders beim Uebersetzen und Erklären der Klassiker. Im Verkehr mit den Lehrern zeigte sich hier zuweilen eine Eigenheit seines Wesens, die ihm noch in späteren Jahren Feindschaft aufregte und erst im Mannesalter durch größere Milde und Selbstbeherrschung gebändigt wurde. Es war ein angeerbter Zug. Wo er vertraute und ehrte, war er stets bereit sich unterzuordnen, wo ihn aber Unsicherheit im Können oder gar sittliche Verkehrtheit verletzte, da wurde sein Wesen scharf, schneidend, rücksichtslos, und auf sein junges Antlitz trat der satirische Zug seines Vaters. Dann war schwer mit ihm auszukommen. Wenn er der Ansicht war, daß ein schwacher Lehrer eine lateinische Stelle falsch erklärt hatte, wies er mit einem herben Lächeln auf das Buch und begann: „ich meine, Herr Professor, dies könnte man auch so verstehen.“ Er hatte in der Regel Recht, aber die fatale ironische Art bewirkte, daß fast bei jeder Conferenz der eine oder andere Lehrer sich klagend ausließ, Karl Mathy sei zwar der erste, aber seinem Verhalten fehle die gebührende Pietät. Auch mit dem Director des Lyceums, Hofrath Weikum, gerieth er oft in Streit, der aber immer in Anerkennung endete, und Weikum vertheidigte ihn gegen die anderen Lehrer und sagte begütigend: „Es ist Geistern, die etwas werden, eigen, daß sie Skeptiker werden; so war der Vater, so ist gerade der Jung, er glaubt auch nix und macht sich über seine Lehrer lustig, darum wird er doch etwas Ordentliches.“ — Derselbe satirische Erbmangel an Pietät verleitete den Primaner sogar, mit mehren Kameraden bei den Kapuzinern eine Messe für einen leidenden Mitbruder zu bestellen. Karl machte den Sprecher und überreichte dem Pater Kapuziner demüthig das übliche Geld. Der Pater war rüstig die Bezahlung von den Knaben zu nehmen

und verhieß gute Förderung. Leider bestand das Unglück des Mitbruders nur darin, daß ihm das landesübliche Getränk nicht munden wollte.

Als auffälliger Beweis seiner Opposition gegen Ehrwürdiges wurden auch die beiden öffentlichen Reden betrachtet, welche er im letzten Jahr und bei seinem Abgange zur Universität nach selbstgewähltem Thema hielt, eine lateinische, „Lob des Hannibal", in welcher er die Vaterlandsliebe und sittliche Größe des Puniers feurig gegenüber der römischen Staatskunst erhob, und die andere deutsche, welche großes Aufsehen machte und von einzelnen Stimmen im Lehrercollegium für beleidigend erklärt wurde: „Lob der Dummheit". In ihr war zwar die Anlehnung an Erasmus unverkennbar, aber die Zustände, welche er schilderte, waren moderne, und die charakterisirenden Züge eigene Erfindung.

Weit anders stand er zu seinen Mitschülern, er war unter ihnen ernsthaft, stets gesammelt, aber immer ein guter Kamerad und zu jedem mühevollen Dienste erbötig. Der Primanerstolz fehlte ihm ganz, es war ihm besondere Freude an Ausflügen mit den Kleineren Theil zu nehmen, für die er wie ein Bruder oder Lehrer sorgte. Von einem jüngeren Lehrer des Lyceums wurde damals in der Stille Turnunterricht ertheilt, Karl war eifrig dabei und half auch hier dem Lehrer die Riegen der Kleinen in Ordnung zu halten. In allen männlichen Körperübungen war er andern voraus, ein ausdauernder und kühner Schwimmer, ein vortrefflicher Schlittschuhläufer. Nur tanzen mochte er nie, das, meinte er schon als Jüngling, sollte man den Wilden überlassen. Dagegen sang er richtig und mit guter Stimme Volkslieder und Freiheitslieder, war auch beim Abiturientencommers Präses und Vorsänger.

Vierzehn Jahr alt, begann er Privatunterricht zu geben, er hatte stets einige Schüler und verdiente sich damit ein stattliches Taschengeld, das er nützlich verwandte. Er nahm z. B. mit zwei Altersgenossen bei einem Engländer Unterricht

im Englischen und machte rasche Fortschritte. Das war damals im Binnenland etwas Seltenes, ihm blieb es ein werthvoller Erwerb und er übte sich noch in späterer Zeit darin.

Unter seinen Schülern war auch ein badischer Dragoner. Dieser, ein großer, starker Mann, trat eines Tages vor Karl, stellte sich stramm auf, die Hand an der Mütze und sprach: „Verzeihen Sie, Herr Mathy, daß ich so dumm bin, aber ich kann nit lese un nit schreibe, un da wollt ich Ihne gebitt' habe, ob Sie michs nit lehren wollte. Ich will Sie dafür reiten lehren." Zum Reiten hatte Karl keine Zeit, er unternahm es erst später in Karlsruhe, der Dragoner aber lernte bei ihm ganz gut lesen, schreiben und rechnen, wurde später Diener des Lyceums zu Mannheim, blieb das über vierzig Jahre und bewahrte bis zu seinem Tode dem jungen Lehrer ein dankbares Andenken.

Karl war siebzehn und ein halbes Jahr alt, als er — im Herbst 1824 — auf die Universität Heidelberg abging. Gern hätte der Vater seinen Sohn zu einem gelehrten Schulmann gemacht, aber der Sohn hatte keine Lust dazu. Das stille Denken und das kritische Beurtheilen schlechter Wirklichkeit war nicht mehr die vorherrschende Richtung unter den Gebildeten, seit den Freiheitskriegen arbeitete in dem jüngeren Geschlechte das Begehren nach einem großen und freien Staat, und die poetischen Traumbilder zogen aus den Verbindungen der Universitäten bis herab in die oberen Klassen der Gymnasien. Nicht umsonst hatte der Jüngling die neuen Lieder von Freiheit und Vaterland gesungen. Er entschied sich für das Studium der Staatswissenschaft und der Vater gab dem Sohne ohne Widerstreben nach.

3.

Auf der Universität.

Der Gruß, welchen die Musenstadt am Neckar dem neuen Studenten entgegentrug, war unfreundlich, und lange wiederholte sich in seinem Leben, daß der Eintritt in neue Verhältnisse ihm unerwartetes Leid schuf. Er hatte ein einfaches Zimmer zu ebener Erde, nah am Fluß, gemiethet. Kaum war er eingerichtet, als der Neckar anschwoll und den Stadttheil, in welchem er wohnte, bis über das Erdgeschoß unter Wasser setzte. Das Unglück brach plötzlich bei Nacht herein, Verwirrung und Noth waren groß, er wagte sein Leben um seine und seiner Hauswirthe Sachen zu retten. Als sich die Fluth verlief, bezog er ein Zimmer im obern Stock desselben Hauses, das er bis zum Ende seiner Studienzeit bewohnte.

Der unbehülfliche Name Kameralia bezeichnete seit dem vorigen Jahrhundert den Kreis von Lehrgegenständen, deren Erwerb auf deutschen Universitäten einem jungen Manne nöthig war, wenn er als Beamter in der Kammer des fürstlichen Staates, d. h. bei der Regierung und Verwaltung, eine höhere Wirksamkeit gewinnen wollte. Seitdem ist der alte Name fast außer Gebrauch gekommen, das Gebiet des Wissens, welches damals den Regierungsbeamten formte, ist jetzt durch die Fortschritte unserer Cultur sehr erweitert. Wie einst das Interesse des fürstlichen Status, so sind jetzt die praktischen

Interessen der Nation das Band, welches Beobachtungen, die dem Verkehrsleben der Gegenwart entnommen sind, Kenntnisse aus sehr verschiedenen Gebieten der Mathematik und Naturwissenschaft und Kunde des Rechts zu einem System von Lehren zusammenschließt. Dieser Kreis von Kenntnissen konnte damals nicht auf allen Universitäten mit gleicher Reichlichkeit erworben werden — am wenigsten waren die preußischen darauf eingerichtet. Am meisten hatte, wie Hannover in Göttingen, so Baden in Heidelberg dafür gesorgt, in Baden war diese Beamtenbildung besonders angesehen, sie eröffnete dem Candidaten die beste Aussicht für den Staatsdienst.

Mathy hörte Landwirthschaft, Nationalökonomie, Technologie, Finanz- und Handelswissenschaft, sämmtlich bei seinem verehrten Lehrer Rau, Mineralogie und Bergbau bei Leonhard, Botanik bei Dierbach, Physik bei Muncke, Mathematik bei Schweins und Nokk, Forstwirthschaft bei Bronn, Kameral-Chemie bei Prestinari, alte Geschichte bei Mone, Institutionen bei Guyet, Staatsrecht bei Mohrstadt, Privatrecht bei Mittermaier. Er besuchte die Vorlesungen regelmäßig und folgte ihnen die Feder in der Hand. Er gewöhnte sich auch, wissenschaftliche Werke, die er für sich durchnahm, ihrem Inhalt nach auszuziehen. Er that dies oft deshalb, weil ihm die Anschaffung eines neuen Buches nicht leicht wurde und er blieb diesem Brauch bis in späte Zeit treu. Durch dies fleißige und regelmäßige Eingehen in die Geistesarbeit des Lehrenden erwarb er die ausgezeichnete Leichtigkeit im Zusammenfassen fremder Gedanken, welche ihn später als Journalisten zu einem niemals übertroffenen Reporter von Kammerverhandlungen machte und als Berichterstatter auf der Tribüne zu einem besonders klaren Disponenten der verschiedenen Auffassungen. Seinem Stil und seiner Sprechweise wurde dadurch die gedrungene, gedankenvolle, schmucklose Einfachheit, Klarheit und Kürze gefördert, Eigenheiten, welche allerdings aus dem tiefsten Grunde seines Charakters erwachsen sind.

Er wurde natürlich Burschenschafter. Die Burschenschaft zu Heidelberg war damals ein stattlicher Verein, welcher in seiner engern Verbindung etwa vierzig Mitglieder, zu seinen Renoncen einige hundert Mann zählte. Nur die Mitglieder des engern Bundes trugen das schwarz-roth-goldene Band auf der Brust, einen verpönten Schmuck, den der Pedell zur Bestrafung anzeigte, wenn er nicht vorzog einem wohlgelittenen Manne in's Ohr zu raunen: „Knöpfen Sie die Weste zu, sonst muß ich Sie abfassen.“ Zwischen der engeren Verbindung und den Renoncen schlichtete ein Ehrengericht und verhinderte in der Regel die Duelle, dagegen gab es mit den Corps der Landsmannschaften starken Zusammenstoß, seltener mit den „Westphalen“, aber häufig mit den „Saxo-Borussen“. In diese letzte Genossenschaft traten gern die Preußen, darunter viele vom Adel, ihr wurde ein abschließender und hochmüthiger Junkersinn vorgeworfen, und nicht in Heidelberg allein; denn auf den meisten Universitäten standen Burschenschafter und Borussen in erbittertem Gegensatz, während Oesterreicher auch in Süddeutschland als Landsmannschaft nicht vorhanden waren. Und man thut dem politischen Urtheil mancher Vorkämpfer des alten Liberalismus kein Unrecht, wenn man ihre Abneigung gegen preußisches Wesen aus ihrem Studentenzorn erkärt und achtungsvoll behauptet, daß sie noch in späten Mannesjahren den Burschenkampf für Schwarz-roth-gold gegen Schwarz-weiß-roth fortsetzten. Nicht nur zu Frankfurt in der Paulskirche kämpften alte Studentenerinnerungen gegen einander, noch heut vermag manches treue Burschenschafterherz den Schmerz nicht zu überwinden, daß ein gewaltthätiger Borusse die Farben des schwarz-weiß-rothen Corpsbandes zur Flagge des deutschen Reiches gemacht hat.

Die Burschenschaft zu Heidelberg trank und focht für das Glaubensbekenntniß: wir sind Deutsche, nicht Preußen, nicht Westphalen, nicht Rheinländer. Sie war in den Anforderungen, welche sie an die Sittlichkeit ihrer Mitglieder stellte, ein wenig

strenger als andere Verbindungen, sie gab weniger auf Tapferkeit beim Becher, schätzte die alte Renommisterei gering und legte auf Virtuosität im Gebrauch der Hiebwaffen nicht ganz so hohen Werth als ihre Feinde, aber sie war doch stolz darauf, die tüchtigsten Schläger zu besitzen. Sie hatte außer dem Fechtboden auch einen eignen Turnplatz auf der Hirschgasse, wo die Renoncen sich mit Eifer und Lust übten. Es war im Ganzen in der Gesellschaft ein harmloses, fröhliches Treiben, nicht gar zu gedankenlos und trotz leichtem Sinn nicht gerade lüderlich. — Nur wenige Verbindungsgenossen Mathy's jener Jahre sind noch unter den Lebenden; einer davon ist Wilhelm Beseler.

Mathy wurde Mitglied des engern Bundes, wenn die Sage nicht falsch berichtet, sogar einmal Sprecher, er war treuer Parteimann, welcher für ein freies und machtvolles Deutschland glühte. An den Trinkabenden erwies er sich beim Becher und Gesange gebührlich und fest, in ernstem Studentenstreit als ein tapferer Bursch und guter Schläger. Auf der Mensur war er ohne Prätension, ruhig, sicher, er schlug am liebsten links und theilte stets mehr Hiebe aus als er empfing. Als 28 Jahr später sein eigner Sohn Karl zu Heidelberg in derselben Verbindung war, riefen diesen seine Freunde zur Durchsicht des Buches, in welches seit früheren Studentengeschlechtern die Duelle eingezeichnet wurden, und wiesen ihm, daß sein Vater unter anderm an einem Morgen zweimal auf Mensur gestanden hatte. Und als der Sohn dies dem Vater berichtete, mußte dieser sagen: „ich werde den Vätern schreiben, sie sollen sich hüten, ihre Söhne auf dieselbe Universität zu schicken, wo sie ihre Streiche gemacht haben."

Eines seiner Duelle wurde auch außerhalb der akademischen Welt angelegentlich besprochen. Gegner war Commilito Benedict Bode, Veranlassung irgend etwas von höherer Weiblichkeit, Forderung auf krumme Säbel, losgegangen wurde während der Ferien auf der Wiese beim Lindenhof zu Mannheim, leider

wegen der Entfernung von der Musenstadt ohne zuverlässigen Paukarzt. Mathy hatte das Unglück seinem Gegner die Nase quer so durchzuhauen, daß sie gänzlich herunterhing und nur an den beiden Flügeln ein wenig haftete. Da dieser Hieb dem Antlitz des Getroffenen ein recht scheusäliges Ansehen zu geben pflegt, verloren die Secundanten und Zeugen, worunter ein Offizier war, den Kopf und verschwanden, und Mathy selbst führte tiefbetrübt seinen Gegner nach dem Lindenhof: „Es thut mir sehr leid," sagte er auf dem Wege, „du hast es aber so gewollt." „„Laß gut sein,"" antwortete Bode in teutonischer Gemüthlichkeit tröstend, „„jetzt habe ich doch erlebt, was keinem Menschen zu Theil wird, ich habe durch meine eigne Nase gesehen."" In dem Lindenhof stießen die Kämpfer auf eine Gesellschaft Damen, welche laut schreiend wie eine Schaar Vögel auseinander flog, als sie den blutigen Mann erblickte, der sich angelegentlich bemühte seine Nase festzuhalten. Da Mathy nach der Stadt eilte um einen Wagen zu holen, begegnete er dem Polizeiamtmann, der hinausfuhr. „Wissen Sie schon," rief ihm dieser grüßend zu, „daß dem jungen Bode die Nase abgehauen ist?" Mathy beeilte sich nach Heidelberg unter den Schutz der akademischen Gerichtsbarkeit zu kommen, welche in solchen Fällen ihr gutes hat. Das Ende war, daß dem Gegner die Nase sauber angenäht wurde und mit wenig veränderten Contouren wieder anwuchs und daß beide zusammen im Carcer saßen, Mathy vier volle Wochen.

Dennoch fehlte dem geachteten Schläger nach der Meinung manches lustigen Gesellen der rechte studentische Aufschwung. Selten war er Theilnehmer an toller Fahrt in die Umgegend, er stand in größerer Gesellschaft schweigsam und zurückhaltend, was ihn ärgerte, wies er nach seiner Weise mit schneidender Schärfe ab, nicht nur an seinen Altersgenossen, auch gegen akademische Lehrer. Er war an Hofrath Schweins, Professor der Mathematik, empfohlen und von diesem gut aufgenommen worden. Eines Tages ging Schweins mit seinen Studenten

in's Freie, um eine Gegend zu vermessen. Mathy sollte zum erstenmal das Instrument aufstellen und richten. Als er damit nicht sogleich zu Stande kam, bemerkte Professor Schweins spöttisch: „Sie haben auch noch keinen Hasen geschossen!" Ohne sich zu besinnen, erwiederte Mathy: „Wenigstens noch nicht so viele Hasen, wie gewisse Leute Böcke," wandte sich ab und ging nach Hause, um das Colleg des Professors nie wieder zu besuchen. Dergleichen kurze Abfertigungen bewirkten, daß er zuweilen Scheu erregte. Auch sein Aeußeres war nicht ganz studentisch; die lustigen Moden, Schnurrock und Kanone, bunte Mütze und verzierte Pfeife trug er nicht — er hat auch später dem Tabak nur aus einer Dose Zugang verstattet. In seinem einfachen Röcklein und dem untersetzten Wesen glich er schon damals einem jungen Beamten. Man wußte auch, daß er weit fleißiger war als die Andern und die Tagesstunden in regelmäßiger Eintheilung verwerthete.

Sein Herz öffnete er nur Wenigen, diesen war er ein zuverlässiger Freund, um Jüngere und Schwächere mit der ernsten Zärtlichkeit eines älteren Bruders bemüht. Für Jemand, den er gern hatte, war er zu jedem Wagniß bereit. An einem Sonntag Vormittag im März ging er mit einem Freunde auf dem Rheindamm spazieren. Der Andere hatte einen schönen braunen Jagdhund, den er einen Stock aus den hohen Fluthen des Rheins apportiren ließ. Als der Hund abermals dem Stock nachspringen mußte, erfaßte ihn der Strom und riß ihn fort. Sein Herr lief am Ufer, jammerte und rang die Hände, Karl besann sich keinen Augenblick, warf den Mantel ab, sprang in den Rhein und schwamm dem Thier nach. Erst nach starker Anstrengung gelang es ihm, sein eignes und des Hundes Leben zu retten. Zum Glücke hatte das kalte Bad keine schlimmen Folgen.

Vor andern guten Gesellen war ihm Valentin Stromeyer lieb, ein reichbegabter Jüngling von edler Anlage, aber zarter Gesundheit, der kurz darauf an einer Brustkrankheit starb.

Ihn führte er mit Andern gern die vier Wegstunden nach Mannheim zu seiner Familie. Dort war der Hausherr geschieden. Als Mathy ein Jahr in Heidelberg studirte, wurde ihm der Schmerz den Vater durch den Tod zu verlieren. Dieses Unglück mußte ihn wohl fester und ernster machen, als die Kameraden. Denn er stand jetzt als der Berather und die Stütze in seiner Familie, mit achtzehn Jahren hatte er alle Pflichten eines Mannes für das Haus der Seinen und sich selbst zu übernehmen. Und das that er getreulich, er wurde der Stolz seiner Mutter, der Vertraute seiner Geschwister und der Erzieher seiner jüngeren Brüder. In den Jahren, wo sonst der studirende Jüngling die Mittel für seinen Unterhalt von andern erhält, war er bereits in der Hauptsache auf eigne Arbeit angewiesen. Er gab viele Stunden, regelmäßig und als etwas, das sich von selbst versteht. Auch dadurch gewöhnte er sich an Selbstbeherrschung, er lernte sich Genuß versagen und den erlaubten Genuß schätzen, und er erhielt früh eine selbstvertrauende Sicherheit, die ihm leicht machte neue Verhältnisse einzugehen.

Mit zwei und einem halben Jahre hatte Mathy nach damaligem Brauch seine Studien beendigt, jetzt stand er vor dem Uebergang in die Arbeit des Geschäftslebens. Die Beschränkung, welche jedem tüchtigen Studenten an diesem Wendepunkte nöthig ist, wurde einem Burschenschafter des Jahres 1827, der in den Staatsdienst treten sollte, zu einem harten Kampf. Die Ideen von Freiheit und Manneswürde, von einem großen Deutschland und dem Stolz eines Bürgers, der mit sicherem Herrengefühl auf der Erde steht, waren damals nur Träume schwärmender Jugend. Was er als Beamter werden konnte, ein kleiner Tyrann eines kleinen Staates, der vom Aktentisch die Unterthanen des Landesherrn in Gehorsam hielt, das erschien seinem wahrhaften Sinn als ein Unrecht gegen sich und gegen andere, und er bäumte dagegen auf mit aller Energie eines feurigen und gestählten Willens. Sein Leben

hinzugeben für das Glück eines Volkes, die Idee politischer Freiheit da zu vertreten, wo sie in Europa noch eine Stätte hatte, erschien ihm als die edlere Pflicht. Er spähte in die Ferne; dort weit im Osten rang ein Christenvolk von edlem Namen im Heldenkampf gegen scheußliche Paschawirthschaft; was die Zeitungen kündeten, was die Dichter sangen, wofür Wohlhabende aus ganz Europa Geld und gute Wünsche steuerten, das war die glorreiche Sache, der er sein junges Leben widmen mußte. Dort konnte er nützlich werden, mit den Waffen, bei der Gesetzgebung und Verwaltung, in der Lehre des neuen Staates. Die Wildheit, die entsetzliche Verwüstung, die Gefahr, sie grade lockten den muthigen Jüngling. Und wenn er an seine eigene Zukunft als badischer Beamter dachte, wurde ihm noch aus anderen Gründen das Herz schwer, er war völlig ohne Vermögen, er hatte bis jetzt durch Privatstunden, die er gab, sich eine bescheidene Existenz gesichert, das mußte er als junger Beamter neben seinen Dienstarbeiten unter weit schwereren Verhältnissen Jahre hinaus fortsetzen; und er sah überall in seiner Nähe, wie klein und dürftig das Leben war, welches den Staatsdiener in den Unterämtern umschloß.

Es war charakteristisch, wie er seinen Plan durchzuführen suchte. Er barg den Vorsatz im stillen Herzen, sogar vor jedem Mitglied seiner Familie, blieb das ganze Jahr in Heidelberg und gab dort Unterricht, um sich Geld für die Reise zu sammeln. Dann ging er zur Mutter und den Geschwistern nach Mannheim und theilte ihnen seine Absicht mit, einen Ausflug nach Paris zu machen. Dort hatte er einen Freund, Junghanns, welcher als junger Arzt unter Gall in den Hospitälern beschäftigt war.

Am 4. Mai 1828 reiste er von Mannheim ab, kam am 13. Mai in Paris an und ging sogleich zu seinem Freunde, der den Brief, worin Mathy seine Ankunft meldete, noch gar nicht erhalten hatte. Erfreut fiel ihm der ehrliche Kamerad um den Hals, nahm ihn in seiner kleinen Wohnung auf und war eifrig ihm die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu zeigen.

Den 22. Mai wandte sich Mathy schriftlich an den Grafen Eugen Harcourt vom griechischen Comité. Er bezog sich auf einen Brief des Präsidenten Capo d'Istrias an Eynard, den die Blätter wenige Tage vorher abgedruckt hatten, in welchem der Wunsch nach jungen Männern von Ehre und sittlicher Haltung ausgesprochen wurde, deren Tüchtigkeit helfen könnte, Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Mathy gab kurzen Bericht von seinem Leben und seinen Studien und fuhr fort: „ich würde in den Dienst meines Landes treten, aber im Alter von einundzwanzig Jahren ist man nicht eilig, die theuren Ideen der Freiheit unter das Joch einer so willkürlichen Verwaltung zu beugen als die unsere ist, und ich hege starken Widerwillen gegen die mechanische Arbeit in alten Formen, welche dem Geist eine unübersteigliche Schranke setzen und seine freie Entwickelung hindern. Dagegen welch' weite Laufbahn für Thätigkeit und Muth in einer Nation, die sich wie ein Phönix aus der Asche erhebt. Sie, Herr Graf, bitte ich mein Führer zu sein, Sie kennen Griechenland und widmen ihm heiliges Interesse. Ich bin jung, kräftig, in den Waffen geübt, möge das Comité mich und meine Angaben prüfen und mir dann die Mittel gewähren, nach Griechenland zu reisen. Persönliche Auskunft über mich vermag ein Mitglied der badischen Gesandtschaft" — das er nannte — „zu geben".

Der deutsche Student hatte in den engen Kreisen seiner Heimath nicht erkannt, daß die griechische Sache bereits aus der poetischen Luft des Philhelleneneifers in den Salon europäischer Diplomatie versetzt war. Das schrieb ihm Graf Harcourt am 25. Mai: „Seit mehren Jahren hat das griechische Comité viele Männer nach Griechenland geschickt, beinahe immer ohne Erfolg. Der größte Theil, obgleich durch sehr edle Empfindungen getrieben, hoffte dort eine glänzende Laufbahn und Existenzmittel zu finden; in dem armen Land mit so geringen Hilfsquellen sind fast alle getäuscht worden und haben dem Comité den Vorwurf gemacht, sie hintergangen zu

haben. Deshalb hat sich das Comité darauf beschränkt, dem Land Hülfsmittel zu schaffen, aber keine Menschen hinzuleiten. Ferner sind jetzt die Verhältnisse schwierig geworden, die Kabinette haben sich in die griechische Angelegenheit gemischt, die Thätigkeit des Comité's ist nicht mehr maßgebend. Ihren hochherzigen Empfindungen lasse ich alle Gerechtigkeit widerfahren, dennoch muß ich Ihnen offen erklären, das Comité würde Sie gern Herrn Capo d'Istrias empfehlen, aber es hat sich zum Gesetz gemacht, Niemand mehr in seinem Namen zu senden."

So schnell war Mathy nicht abzuweisen. Er bat am folgenden Tage zum zweitenmal: „Mich treibt nicht Ehrgeiz, nicht der Wunsch nach gesicherter Stellung; diese Laufbahn bot mir mein Vaterland, ich habe darauf verzichtet. Mir ist immer würdiger erschienen für das öffentliche Wohl zu arbeiten, als für solche, die nur leere Ambition haben; mein Ehrgeiz wäre, zum Glück des griechischen Volkes beizutragen. Wenn das Comité mich nicht in seinem Namen senden will, so bitte ich doch die mir gütig zugesagte Empfehlung an den Grafen Capo d'Istrias zu geben."

Darauf schrieb der Graf wieder: „Ich bin gern bereit Ihnen einen Empfehlungsbrief an den Präsidenten von Griechenland zu geben, aber das Gesuch ist an das Comité zu richten in einer Eingabe, welche Ihre Personalien und Wünsche genau darlegt."

Sofort stellte Mathy dem Comité dies Gesuch und fügte — am 30. Mai — nach dem Bericht über eine Person hinzu: „Nichts hindert mich in meine Heimath zurückzukehren; ich möchte aber lieber in einem Land arbeiten, in welchem neue Cultur zu schaffen ist, als in ausgetretenen Gleisen dahin wandeln. Auf mein persönliches Wohlbehagen habe ich fast ganz verzichtet, ich habe es immer nur als eine Zugabe, nicht als Ziel meiner Arbeit betrachtet. Ein Brief des Grafen Harcourt nimmt mir die Aussicht, die Mittel zur Reise durch das Comité zu erhalten, ich werde sie mir also anderweitig zu

verschaffen suchen, bitte aber um eine Empfehlung. Nur die offenbare Unmöglichkeit würde mich zwingen auf meinen Plan zu verzichten."

Der Entscheid ließ lange auf sich warten. Unterdeß machte Mathy seiner Familie einige Andeutungen über den Plan, und das stille Traumbild trat ihm in die scharfe Beleuchtung, welche das Tagesleben von Paris darauf warf; wahrscheinlich bewirkten die Nachrichten, welche er in der großen Stadt von den griechischen Zuständen erhielt, und verständiges Einreden seiner Freunde, daß ihm ernste Bedenken gegen die Hellenenfahrt kamen. Als endlich am 8. Juli ein Brief des Grafen Harcourt ihn benachrichtigte, das Comité glaube ihm eine Empfehlung an den Präsidenten Capo d'Istrias verweigern zu müssen, da barg er die Empfindungen, welche ihm diese Entscheidung erregte, still in sich und beschloß sofort nach Hause zurückzukehren, zumal auch noch seine Mutter ihn durch einen flehenden Brief in die Heimath rief und nicht verfehlte beizufügen, in Mannheim erzähle man sich, daß der gelehrte Student aus Sorge vor der Staatsprüfung weggegangen sei. In diesen Tagen erkrankte sein Gastfreund Junghanns gefährlich. Mathy wich nicht vom Lager des Freundes und verließ Paris nicht eher, als bis der Genesende ihm das Geleit geben konnte.

Mathy hatte in Paris von einem großen Wunsch, der die Hoffnung seines jungen Lebens geworden war, Abschied nehmen müssen, dennoch waren die drei Monate, welche er unter den Fremden zubrachte, für ihn von Bedeutung. Mit offenen Augen und unermüdlicher Wißbegierde hatte er Vieles gesehen, was ihm Belehrung gab, die Umgegend von Paris, die Kammer der Abgeordneten, wiederholt die königliche Bibliothek, die Sammlungen, die Theater und Demoiselle Mars, den letzten Bourbonen und das Begräbniß des Marschall Lauriston, den Circus Franconi, Demoiselle Garnerin und die Spielhöllen des Palais Royal. Aber auch die Exercierplätze

und Schenken der Soldaten, dort hat er mit gespannter Aufmerksamkeit die militärischen Uebungen und Bräuche beobachtet, es konnte ihm doch vielleicht in Griechenland von Nutzen sein. Ebenso die politische Stimmung der Pariser und das Leben der Straße, es war ihm Freude gewesen mit jungen Franzosen zu verkehren, er hatte ihnen deutsche Lieder gesungen und dafür von ihnen die Chansons von Beranger gelernt und hatte als Deutscher unter dem fremden Völkchen sein Wesen kräftig behauptet. So einmal, wo seine Bekannten sich verabredet hatten, die spröde Tugend zu brechen, welche der Germane gegen die Pariserinnen bewies; sie hatten ihn im Rocher de Cancale zu einem Champagnerfrühstück mit artigen Damen gezogen und Alles klug eingefädelt. Aber es war ihnen nicht geglückt, und als Junghanns an der Barriere von dem Heimreisenden bewegten Abschied nahm, durfte er ihm sagen: „so wie du ist noch Keiner aus Paris gegangen.“

Ein Vierteljahr in Paris ist für eine Studentenkasse starke Zumuthung, selbst wenn ihr Besitzer weite Reisepläne von Hause mitgebracht hat. Mathy hatte auch in Paris sogleich Gelegenheit gefunden Stunden zu geben, um wenigstens etwas einzunehmen. Aber sein Reisegeld reichte doch nicht für die Diligence, er wanderte zu Fuß auf der Landstraße nach Deutschland zurück. Es war in den Augusttagen, der Gewitterregen goß auf ihn und die Sonne des schönen Frankreichs warf heiße Strahlen auf sein Antlitz. Er kehrte zurück im Herzen nicht ohne leidvolle Resignation, aber er zog in blühender Gesundheit durch die Landschaften dahin, freundlich die Begegnenden grüßend. Das Ränzel auf dem Rücken, braun, hager, in seiner geraden Haltung mit Schnurrbart sah er aus wie ein Soldat. Er begegnete einem Trupp Conscribirter, sie stellten sich auf der Chaussee geradlinig auf und grüßten lachend: „Guten Morgen, Sergeant!“ „„Guten Morgen, Kameraden; richt' euch!““ und so commandirte er die Bewegungen auf Französisch weiter, welche er in Paris beim

Einüben der Rekruten beobachtet hatte. Sie folgten ihm lustig. „Brav, Kameraden!“ — „„Aber Sie trinken mit uns eine Flasche Wein, Sergeant!““ — „Danke, gute Kameraden!“ — Und die Jünglinge schieden. Wieder einige Tagereisen später traf er auf der Straße einen Fuhrmann, dem der Wagen umgefallen war und der Geschirr und Ladung nicht zurecht bringen konnte; der Wanderer legte sogleich das Ränzel ab, griff kräftig an, half abschirren, den Wagen aufrichten und wieder einladen in angestrengter Arbeit. Als Alles im Stande war, nestelte der Fuhrmann an seinem Gurt ihm ein Trinkgeld zu reichen, Mathy versagte die Annahme. Da gerieth der gekränkte Franzose in Aufregung: er sei ein honetter Mann und man könne von ihm annehmen. So nahm Mathy das Geld, begleitete den Fuhrmann bis zum nächsten Dorf, ließ für das empfangene Trinkgeld Wein auftragen und lud den Fuhrmann dazu ein. Da ging diesem das Herz auf und er begann die Deutschen zu rühmen, die erst helfen und dann sich bei der Belohnung so erweisen.

Nach einem Marsch von zwölf Tagen traf Mathy mit wunden Füßen in Mannheim ein, er ging zuerst in die Schwimmschule, dann zu den Seinen. Als er in der Heimath ankam, waren seine Studiengenossen schon zu den Arbeiten für das erste Staatsexamen nach Karlsruhe einberufen, er meldete sich sofort bei der Behörde und wurde bereitwillig zur Prüfung zugelassen. Wie er in das Examenzimmer trat, sahen die Anderen erstaunt von der Arbeit auf, und einer seiner Universitätsfreunde, Zollikofer, sprang vergnügt empor und rief in seiner Noth: „Dich schickt unser Herrgott, ich weiß nicht, wie ich meine Arbeit machen soll.“ Mathy bestand die lange Prüfung, welche unter den Aspiranten für schwierig galt, als bester und wurde „sehr gut befähigt“ zu den Ehren und Hoffnungen eines Kameralpraktikanten — was etwa den Würden eines preußischen Regierungsreferendars entspricht — eingezeichnet.

4.

Der Kameralpraktikant.

Die Büreaukratie, in welche Mathy jetzt aufgenommen wurde, war um das Jahr 1829 in den kleinen Staaten Deutschlands die regierende Corporation, deren Interessen und Herkommen kein Fürst und Minister ungestraft verletzte. Sie bildete dort eine Genossenschaft von Familien, Schul- und Studiengefährten, die so vielfach mit einander verbunden war, daß sie jeden Angriff auf ihre Autorität und jede Zumuthung einer ungewohnten Thätigkeit abzuwehren verstand. Unter den Gliedern des deutschen Bundes aber war Baden in besonders ausgezeichneter Weise ein Beamtenstaat. Dort hatten die Häupter des Standes nicht mit einem reichen, landsässigen Adel zu theilen, welcher die oberen Stellen in Hof, Heer und Staat standfest behauptete, sie allein, die Söhne der Gebildeten und der intelligenteste Theil aufstrebender Volkskraft, hatten seit dem Anfange des Jahrhunderts die kleinen Territorien, aus denen das Großherzogthum Baden zusammengesetzt wurde, durch ihre Ordnungen und Gerichtshöfe, aus ihren Aktenbündeln und Amtsstuben geleitet, und sie hatten in stolzer Abschließung vom Volke ihren Mitgliedern Gesinnung und Verhalten beaufsichtigt, sogar die Ehe erlaubt oder verweigert. Nur eine große Genossenschaft, die in ihrem Staat mächtiger angesiedelt war als sie selbst, betrachteten sie mit Scheu: die

katholische Kirche. Aber vor dem Landesherrn und dem Volk durften sie sich rühmen, daß sie nach mancher Richtung mehr gethan hatten als die Beamten in anderen Staaten. Durch bedeutende Geschäftsmänner und Lehrer: Winter, Nebenius, Böckh, Rau war ihre Vorbildung für Finanzen und Landescultur eine besonders gründliche geworden, und sie haben nach dieser Richtung bis in die Neuzeit ihrem alten Ruf Ehre gemacht.

Von allen deutschen Staaten, welche die napoleonische Zeit überdauerten, war Baden in gewissem Sinn der neueste. Auch Baiern und Würtemberg waren durch geistliche und weltliche Trümmerstücke des Reiches stark vergrößert, doch das alte Stammland der Dynastie bildete in ihnen immerhin einen sichern Mittelpunkt, in welchem Fürstengeschlecht und Volk durch Recht und Herkommen verbunden waren. In Baden aber war das Erbe des Fürstenhauses ein verhältnißmäßig kleiner Theil des stattlichen Flächenraums, welcher durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 und die Friedensschlüsse von Preßburg 1805 und Wien 1809 zu einer politischen Einheit zusammengeworfen wurde. Vielleicht nirgendwo ward so Verschiedenartiges an Stamm, Vergangenheit, Glauben so emsig zu einem Staat geformt. Das napoleonische Civilgesetzbuch wurde zum badischen Landrecht ausgearbeitet, Verwaltungs- und Justizbehörden und Stadtordnungen eingeführt, gleichförmige directe und indirecte Besteuerung gegeben, ein allgemeines Maß- und Gewichtssystem eingeleitet, bald darauf die lutherische und reformirte Confession in eine evangelische Landeskirche vereinigt. Dennoch wären die Schwierigkeiten für das langgestreckte, schmale Grenzland unüberwindlich gewesen: Franken, Schwaben, Alemannen als Bevölkerung, die drei Confessionen in altem Hader, der Schwarzwald halb würtembergisch, die Pfalz halb bairisch, die alten Städte am Bodensee am liebsten schweizerisch., Dazu drohende Gefahr von Außen, nicht nur an der französischen Grenze, sondern

was gefährlicher war, durch die Ansprüche Baierns an die badische Pfalz. Deshalb war die Verfassung, welche der sterbende Großherzog Karl im August 1818 dem Lande gab, nicht nur wie die von Baiern und Würtemberg, eine Stütze für die Souveränetät, sondern nothwendige Bedingung für die Erhaltung des Staatsgebietes, welches endlich auch im Frankfurter Receß von 1819 durch die Großmächte anerkannt wurde. Diese Bedeutung hat die Constitution für Baden bis zur Gegenwart behalten. Und man darf behaupten, daß nur die Arbeit der Beamten und die Arbeit der Volksvertreter diesen Staat geformt und erhalten haben. Dennoch war, seltsam zu sagen, nirgend in Deutschland die Trennung zwischen Staatsdienern und Abgeordneten so schroff als dort; auf beiden Seiten Hochmuth und Mißtrauen selbst dann, wenn das Ministerium liberale Neigungen hatte, so daß beide unverbunden wie Oel und Wasser in dem Gefäß des Staates schwebten. Das ist für Baden mehr als einmal verhängnißvoll geworden.

Freilich, auch Baden entzog sich nicht dem Einfluß der Reaction, das verfassungsmäßige Leben siechte von 1822 bis 1830, die Regierung änderte an der Verfassung, die Stände sollten nicht jedes zweite, sondern jedes dritte Jahr berufen, das Budget nicht für zwei, sondern für drei Jahre bewilligt, die zweite Kammer nicht alle zwei Jahr zu einem Viertheil, sondern alle sechs Jahr vollständig erneuert werden.

Grade diese letzte Erfindung der Reaction gab dem politischen Verfassungsleben einen plötzlichen Aufschwung. Ende März 1830 war Großherzog Leopold zur Regierung gelangt, die Julirevolution hatte in Frankreich einen großen Verfassungsbruch lehrreich bestraft. In Baden wurde im Jahr 1831 eine Neuwahl der ganzen Kammer nöthig. Durch das ganze Land ging es wie das fröhliche Ahnen einer besseren Zeit, überall wurden neue Männer gewählt, welche die Forderungen der Gegenwart vertraten, darunter eine Anzahl unabhängiger

Liberaler, welche in der That damals das Vertrauen des Volkes verdienten und bis zum Jahre 1848 eine Bedeutung behaupteten, die weit über die Grenze von Baden hinaus ging. Seitdem galt der badische Landtag fast immer für den ersten und wichtigsten in Deutschland. Das Ministerium wich der Aufregung im Volke und an seine Stelle trat ein anderes, welchem Winter, Vorstand der inneren Verwaltung, Namen und Physiognomie gab, ein Mann, dem eine verfassungsmäßige Versöhnung zwischen Regierung und Volksvertretung ernsthaft im Sinne lag. Von dem neuen Landtag wurden die ursprünglichen Bestimmungen der Verfassung wiederhergestellt, alle großen Fragen, die für das moderne Staatsleben der Deutschen Bedeutung hatten, wurden auf seiner Tribüne verhandelt, die schwierigsten Punkte des deutschen Staatsrechts: Bund und Einzelstaaten, Finanzen und Volkswirthschaft wurden hier heftig und lehrhaft, zuweilen mit Geist und nicht gemeinem Wissen erörtert. Die Worte der Abgeordneten fanden in der Presse des Landes reichliche Verbreitung, überall entstanden kleinere politische Zeitschriften, eine Anzahl junger Journalisten rührte sich in jugendlicher Wärme. Die Regierung gab nach und eröffnete Aussichten für die Zukunft. Schnell folgten einander die Anträge auf Ablösung der Zehnten und Frohnden, auf eine Gemeindeverfassung, auf Ordnung des Civilprozesses, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Schwurgericht, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit. Der Staatshaushalt wurde durch gründliche Berathungen des Budgets und der thatsächlichen Ausgaben beleuchtet, Ersparnisse mit Ernst gefordert, Vervollständigung der finanziellen Vorlagen durchgesetzt. Die Namen der Volksvertreter, welche die großen Reformen beantragten, von Itzstein, von Rotteck, Welcker, wurden durch ganz Deutschland mit Verehrung und Abneigung genannt. Dieser schnelle Aufschwung des Verfassungslebens in Baden brachte aber die populäre Regierung in arge Verlegenheiten, das gefährliche

Beispiel des verfassungsmäßigen Regimentes drohte andere Südstaaten zur Nachahmung und zu einer Abweichung von der Politik der großen Kabinette zu verleiten, Baden wurde von den Gewaltigen des Bundes angefeindet und geplagt. Das badische Preßgesetz wurde 1832 nach kurzem Bestehen vom Bundestage aufgehoben — es war die Antwort des Bundes auf das Hambacher Fest —, der Sturm auf die Constablerwache zu Frankfurt im nächsten Jahr veranlaßte die Niedersetzung der Centralbundescomission, welche der Regierung Badens unablässig anlag, durch Polizeidruck und Verfolgung die gefährlichen Ausschreitungen des Liberalismus zu bändigen. So wurde der plötzliche Aufschwung, den das Verfassungsleben in Baden genommen, gebrochen, mühsam und unsicher hielt sich das Ministerium durch einige Jahre zwischen dem Unwillen der Liberalen und dem Mißtrauen der Großmächte, auch die Festigkeit und Consequenz der Abgeordneten wurde harten Proben unterworfen, und dem Enthusiasmus folgte bei Manchem Muthlosigkeit.

Mathy hatte 1828 die untersten Stufen der großen Staatstreppe betreten, auf welcher Glückliche langsam und vorsichtig schreitend zum Antheil an der höchsten Herrschaft aufstiegen. Und Alles ließ sich gut für ihn an. Nach dem Examen ging er in die Vaterstadt Mannheim zurück, prakticirte ohne Gehalt auf der Obereinnehmerei und wohnte im Hause seiner Mutter. Er gab wieder Stunden um sich Einnahmen zu schaffen und unterrichtete mehre Schüler und Schülerinnen im Französischen. Er war wieder der treue Berather seiner Mutter und Schwester, überwachte und lehrte seine Brüder, verkehrte in den Freistunden mit einigen Universitätsfreunden, wurde von Töchtern und Müttern Mannheims mit Achtung betrachtet und erwies sich auch in größerer Geselligkeit als einen ritterlichen jungen Mann, der zu schönen Hoffnungen berechtigte. Er wurde Secretär der Casinogesellschaft und erhielt den besonderen Dank des Vorstandes, als er von Mann-

heim schied. Denn am 1. Oktober 1829 ward er aus diesem Stillleben nach Karlsruhe versetzt. Dort arbeitete er, schon mit kleinem Gehalt, bei dem Centralbüreau der directen Steuern. Er empfahl sich seinen Vorgesetzten durch Fleiß, Kenntnisse und Urtheil, im Jahr 1830 verfertigte er eine statistische Darstellung des Flächengehalts an urbaren Ländereien, Waldungen und ungebauten Strecken im Großherzogthum, wofür ihm das Finanzministerium seine besondere Zufriedenheit aussprach und eine Remuneration von 50 Gulden gewährte. Im nächsten Jahr schrieb er über Einkommensteuer.

Seitdem gönnte man ihm in den höchsten Regierungskreisen Beachtung und betrachtete ihn als ein Talent, von dem Bedeutendes zu hoffen sei. Seit dem Januar 1832 wurde er im Secretariat der Steuerdirection beschäftigt. Außerdem hatte man ihm die Katastrirung einiger Ortschaften in der Nähe von Karlsruhe überwiesen, und diese Arbeit gewährte ihm zu seinen 400 Gulden Gehalt einige Einnahmen und einen guten praktischen Einblick in die Verhältnisse des badischen Ackerbaues.

Aber dem hoffnungsvollen Praktikanten war nicht beschieden in der gefügigen Dienstbarkeit eines Staatsamtes zu beharren. Kurz nachdem er nach Karlsruhe versetzt war, begannen zu gleicher Zeit eine mächtige Leidenschaft und politische Ueberzeugungen feindselig gegen sein Beamtenthum zu arbeiten. Er wurde Bräutigam, und er wurde Journalist.

Getrennt von seiner Familie und von dem vertraulichen Verkehr mit alten Freunden, fühlte er sich in den ersten Wochen zu Karlsruhe unbehaglich allein und er verabredete mit seiner Schwester Auguste, daß sie im Frühjahr von Mannheim übersiedeln solle, ihm einen kleinen Haushalt zu führen. Denn er hatte jetzt festen Gehalt und durfte sich schon ein wenig fühlen. Während er so dachte, knüpften sich an eine Erinnerung seines treuen Herzens die neuen Bande, welche fortan sein Leben leiten sollten. Die warme Freundschaft für

Valentin Stromeyer stellte ihm zwei Brüder des Jünglings nahe, Max und Franz. Max war Oberrevisor in Karlsruhe, Franz, ein geistvoller und frischer, aber flüchtiger und zerfahrener Gesell, war Kameralpraktikant und versuchte sich als Journalist; dem einen Bruder sollte er die Bekanntschaft der Geliebten verdanken, mit dem zweiten wurde er politischer Tagesschriftsteller. Er gab sich bei Max Stromeyer in Mittagskost. Dort sah er Anfang Januar 1830 zum erstenmal die Schwester seiner Freunde, Anna. Ihre Mutter war gestorben, der Bruder hatte sie von Tauberbischofsheim in sein Haus geholt. Als sie im Trauerkleide an einem Morgen in das Zimmer trat und ihm das Bild des Jugendfreundes in die Seele rief, da stand sofort der Entschluß bei ihm fest, daß diese seine Frau werden solle oder keine. Ihr aber war nicht im Augenblick ebenso zu Muthe, als sie den fremden Mann erblickte, der damals zwar erst 23 Jahr alt war, aber weit älter aussah, und hager, schweigsam, das Antlitz sehr ernst, unter den Freunden stand.

So lange er lebte, dachte er dieser ersten Begegnung und seines schnellen Entschlusses, und er verlangte immer halb scherzend halb im Ernst, noch in seiner letzten Krankheit, daß die Geliebte ein ähnliches Gefühl in der ersten Stunde der Begegnung gehabt haben sollte. Das konnte diese der Wahrheit gemäß niemals zugeben, er aber wurde nicht müde sie darum zu necken und sich der Erörterung zu freuen. Damals freilich barg er, wie seine Art war, die Empfindung still in sich, konnte jedoch nicht umhin seiner Familie in Mannheim etwas zu verrathen, indem er mit angenommener Ruhe an seine Schwester Auguste schrieb: „Max hat seine jüngste Schwester, ein sehr gebildetes und liebenswürdiges Frauenzimmer von — ich weiß nicht wie viel Jahren zu sich genommen, du wirst dieselbe gewiß lieb gewinnen." Diese Gleichgültigkeit und dazu das warme Lob gaben den Frauen daheim zu denken.

Es war natürlich, daß er sich erbot Fräulein Anna Stunde

zu geben. Glückliche Stunden, gehobene Stimmung, in denen er ihr würdig, aber mit pochendem Herzen gegenüber saß. Ueber der französischen Grammatik erblühte eine ächt deutsche Liebe, sie wurde zur dauerhaften Flamme, welche seinem Leben Wärme und stille Weihe gab.

Während er noch zwischen Hoffnung und Zweifel umhergeworfen wurde, trat er einst — am Abend vor seinem Geburtstage — in sein Zimmer, das ihm jetzt sehr öde und einsam erschien; da sah er ein zierliches Päckchen liegen ohne Brief, ohne irgend ein Zeichen woher es kommen möge, er öffnete und fand eine prächtige Frauenarbeit darin. Es darf nicht verschwiegen werden, daß es ein Paar Hosenträger waren, wie sie damals die Herren zu tragen und die Mädchen zu sticken pflegten. Er stand betrachtend davor und ihm kam ein Gedanke, der sich nach geheimen Forschungen als richtig bewährte; er beschloß das Gefühl der Absenderin zu ehren und sich nicht merken zu lassen, daß er sie errathe. Diesen Vorsatz hielt er getreulich, indeß ist anzunehmen, daß er seine Begeisterung über das Geschenk doch in einer Weise kund gab, durch welche die Unbekannte zu der Ansicht gelangte, daß er die gute Meinung völlig würdige. Auch die Bedeutung dieses Ereignisses vermochte er seiner Familie nicht ganz zu bergen, denn nachdem er davon berichtet hatte, fügte er Befehle für seinen Schneider hinzu, und er, der sonst sorglos über seine Garderobe hinwegsah, schrieb mit unerhörter Genauigkeit alle Einzelheiten vor und bestimmte sogar die Farbe eines neuen Rockes. Dieser schöne grüne Rock wurde bei Manchen, die ihn kannten, ein deutliches Symptom seines Gemüthszustandes.

Aber die Freundschaft zwei reiner Seelen wurde noch durch andere gemeinsame Interessen geweiht. Anna brachte aus der stillen Landstadt in die Residenz mit einem Herzen, das freundlich gegen die Menschen war wie das seine, mit wahrhaftem Gemüth und einem hellen Verstande auch Empfänglichkeit für alle großen Fragen, welche ihre Brüder und die

Genossen des Hauses beschäftigten. Jetzt wurde sie schnell die Vertraute des Freundes, theilte seine Begeisterung für ihres Volkes Recht und Größe, freute sich mit ihm über mannhaften Widerstand gegen die Gewalt und erhielt ihren Antheil an dem Zorn der Männer über jederlei Reaction in Staat und Kirche. Sie verstand sich auch selbständig gegen den Geliebten zu behaupten, besser als die Brüder. Und falls einmal, wie zuweilen geschah, sein Wesen heftig losbrach, dann begegnete er einem gleichkräftigen Sinn, und ihr fester Widerstand zwang ihn zur Ruhe. Man darf annehmen, daß in Beiden der Eifer heiß aufloderte, wenn er sich tyrannisch erhob, um Solchen furchtbar zu werden, die ihr freundliche Aufmerksamkeit erwiesen; denn ihr schuf Zorn, daß er Mangel an Vertrauen verrieth. Er mochte das Tanzen nicht gern leiden, das ihr lieb war, und machte Miene ihr zu wehren, was sie doch nur freiwillig meiden wollte aus Rücksicht für ihn. Dabei aber war derselbe Mann, der sonst so geharnischt unter den Leuten einherschritt, gegen sie von einer rührenden Weichheit und in seiner ernsten Art von hochsinniger Ritterlichkeit, und das war er nicht nur darum, weil er sie liebte, sondern was dem Weibe vielleicht noch mehr gilt, er hielt sich in Haltung und Rede ehrfurchtsvoll gegen ihr ganzes Geschlecht. Und diese Loyalität gegen Frauen ist ihm sein Lebelang geblieben. So geschah es, daß in einfachem bürgerlichem Dasein, in ruhigem Tagesverkehr ohne wichtige Ereignisse des Privatlebens, zwei gute und kräftige Menschen in großer Liebe sich verbanden.

Als Mathy ihrer Liebe sicher war, mit ihr vor den ältesten Bruder trat, sie von ihm zur Frau zu begehren, und dieser die nahe liegende Einwendung machte, daß Mathy noch nicht in der Lage sei einen eigenen Hausstand zu begründen, da sagte Mathy fest: „wir können warten". Aber er hatte bereits seine Pläne, die ihm die Vermählung möglich machen sollten.

Mathy war unter die Schriftsteller gegangen. Sein

Vater war literarisch thätig gewesen unter schwierigeren Verhältnissen, zuweilen gezwungen seinen Namen zu bergen, er selbst war von lehrhaftem Wesen und hatte von früher Jugend den starken Trieb gehabt, das, was er in sich zur Klarheit gebracht hatte, Andern mitzutheilen. Die gesammte Bildung seiner Nation war vorzugsweise literarisch, das geschriebene Wort war, da die Predigt einen Theil ihrer Macht verloren und die Tribüne ihren Einfluß noch nicht gewonnen hatte, das einzige Mittel auf größere Kreise zu wirken. Auch verständige Rücksicht auf seine Kasse trieb ihn dazu, die Stunden, welche er in dieser Weise verwandte, mochten ihm schnellere Einnahmen schaffen als Privatunterricht. Ach, die Honorare für Bücher und Zeitschriften waren damals gering im Verhältniß zur Gegenwart, sie sind jetzt bei uns noch geringer als bei andern Völkern von alter Cultur, aber auch bescheidenes Honorar war für seine mäßigen Bedürfnisse ein gewichtiger Zuschuß. Er begann seine Thätigkeit als Journalist zuerst ohne Namen auf den anspruchslosen Seiten des Karlsruher Unterhaltungsblattes (III. Jahrg. 1830): Natur und Völkerleben, z. B. eine Beschreibung von Paris, kleine Geschichten, Aphorismen. Aber wenige Monate darauf erregte die französische Julirevolution einen Sturm in den Völkern Europas, ein neues Geschlecht von Journalisten und Politikern erstand. Auch Mathy gehörte zu denen, welche von ganzem Herzen Beruf und Neigung fühlten, für die Erhebung der Nation aus der undeutschen Politik des Fürsten Metternich zu arbeiten.

Ueberall durch ganz Deutschland war von den Tagen der Pariser Barrikaden bis zum Hambacher Fest der Liberalismus in eroberungslustigem Aufschwunge. Es waren für Mathy glückliche Jahre, jede Woche brachte unerhörte Erfolge, das alte System fiel in Trümmer, die Völker regten sich, einen neuen Staatsbau zu bilden oder an der Gesetzgebung Antheil zu gewinnen. Jetzt durfte er mit der Geliebten außer den Hoffnungen auf die eigene Zukunft auch die größere für das

Vaterland austauschen. Aber er war mit 24 Jahren darin den meisten seiner Altersgenossen unähnlich, daß er Reform wollte, keine Revolution. Auch ihn drängte die neue Zeit zum Schreiben, und was war die Arbeit, die erste selbständige Schrift, welche er herausgab? Eine kleine Abhandlung: Vorschläge über die Einführung einer Vermögenssteuer in Baden. (Karlsruhe 1831.) Während seine Altersgenossen hochtönende Toaste ausbrachten und heftige Artikel gegen purpurtragende Fürsten schrieben, sann er über eins der schwierigsten Probleme der Staatswissenschaft nach, dessen richtige Lösung für den Wohlstand des badischen Volkes von Wichtigkeit war und der liberalen Partei eine Handhabe für die neue Gesetzgebung werden konnte. Es giebt wenig schriftliche Aeußerungen aus seiner Feder, welche so bezeichnend für die ernste Richtung des künftigen Staatsmanns sind als dieser kleine Essay. Er folgte darin prüfend einem Gesetzentwurf, welchen zehn Jahr früher das Finanzministerium ausgearbeitet hatte, und knüpfte neue Vorschläge daran. Daß es eine Jugendarbeit ist, erkennt man leicht aus der Ueberfülle von Ideen, welche er in seiner gedrungenen Weise wie Lehrsätze vorträgt, und aus der Verbrämung durch kleine historische Anspielungen. Aber der Inhalt ist doch sehr klug erwogen. Es ist in Wahrheit ein Vorschlag zur Regulirung der gesammten directen Besteuerung,*) dem man vielleicht nur den Vorwurf machen kann, daß seine Methode für große Staatsverhältnisse zu complicirt ist. Die Arbeit beruht auf genauster Detailkenntniß, sehr sorgfältig sind die Anschläge des Ertrags und vortrefflich die Anweisung zur Ein-

*) Besteuert soll werden das reine Vermögen — Einkommensteuer; ferner die menschliche Arbeit — Gewerbsteuer, welcher der Bequemlichkeit wegen auch die Betriebscapitalien zugerechnet werden müssen; dann die mittelbar productive oder Geistesthätigkeit — Klassensteuer. Neben der Vermögenssteuer soll eine niedrige, neuregulirte Grund-Häuser-Gefällsteuer fortbestehen. Die Gründe dafür sind scharfsinnig entwickelt. Manches in der kleinen Schrift verdient noch heut Beachtung.

führung und Erhebung der neuen Steuern, wobei er — für Baden neu — vor allem Mitwirkung der Communen fordert.

Er reichte die Schrift der zweiten Kammer ein, sie wurde nach einem rühmenden Bericht Rotteck's mit großer Anerkennung unter der damals neuen Bezeichnung „schätzbares Material" der Kammerbibliothek einverleibt.

Diese Schrift hatte ihm nicht nur bei den Regierenden Anerkennung verschafft, auch die Opposition der Kammer wurde aufmerksam auf den jungen Beamten, der, wie verlautete, ihren Ansichten so nahe stand, und dessen Fachkenntnisse ihr so werthvoll sein konnten. Mathy trat mit den badischen Führern der Volkspartei in persönlichen Verkehr und Rotteck veranlaßte ihn die badischen Kammerberichte für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu übernehmen. Im Jahr 1831 begann seine Verbindung mit der großen Zeitung Süddeutschlands, welcher er länger als funfzehn Jahre bis zur Gründung der deutschen Zeitung treu geblieben ist. Dies Verhältniß wurde für Mathy werthvoll; es gab ihm einigemal in schwerer Zeit die sichersten Einnahmen, es bot ihm Gelegenheit zu einer politischen Wirksamkeit in die Weite, es legte ihm früh den Zwang auf, den Ausdruck — nicht den Inhalt — seiner Ueberzeugung dem Stil einer großen Zeitung anzupassen, welche damals unbestritten für das erste Blatt in deutschen Landen galt und von Politikern und Diplomaten aller Parteien gelesen wurde. Er stimmte oft nicht mit ihrer Tendenz und Haltung überein und kam wohl auch einmal zu schriftlichen Auseinandersetzungen mit dem Redakteur Kolb, aber beide Theile wußten recht gut, was sie einander werth waren. So wurde Mathy allmählich zum politischen Journalisten, und er gewann die Ansicht, daß es möglich sei, durch solche Arbeit nicht unbedeutende Wirksamkeit und Stützen des äußern Lebens zu finden.

5.

Zum Hambacher Fest.

Es war ein großer Tag für Baden, als nach dem Antrag Welckers von Beginn des Jahres 1832 die Censur abgeschafft und ein Preßgesetz erlassen wurde. Leider war diese Befreiung des geschriebenen Wortes nichts als ein kurzer Vorfrühling, nach wenig Monaten welkte unter dem kalten Nordwind, der von Frankfurt her in das Land wehte, das lustige Grün der neu entstandenen Blätter und noch einmal legte sich die Eisdecke über die jungen Hoffnungen.

Aber ohne Ahnung des kommenden Unheils rührten sich seit dem Januar die Federn der Liberalen, in Baden entstanden mehre politische Zeitungen, welche in keckem Muth dem alten System Krieg ankündigten, Franz Stromeyer begann mit einigen Bekannten zu Mannheim den „Wächter am Rhein" herauszugeben, eine Zeitschrift, die durch den warmen und herausfordernden Ton ihrer Artikel sofort die Herzen der Leser gewann und den Machthabern unbequem wurde. Auch Mathy wurde Correspondent des Blattes.

Ebenso freuten sich die Volksvertreter ihrer Erfolge und die Hoffnungen der Entschiedenen gingen hoch. Es galt jetzt die Aufregung im Volke, der sie so Großes verdankten, zu steigern und sich unter einander zum Kampf gegen die Regierungen fester zu verbinden.

Eine Darstellung unserer Parteien seit 1815 würde lehren, daß stets die herrschende ihr Gegenbild heraustrieb, welches bei entgegengesetzter Tendenz auch die größte Aehnlichkeit mit der feindlichen Partei hatte, ebenso wie der Halm emporschießt, indem sich über einem Blatt das entgegenstehende erhebt, und wie jede Farbe ihre Ergänzungsfarbe im Auge bildet. Die Regierungen hatten nach Tilgung Napoleons über den Lebensinteressen ihrer Völker eine Solidarität ihrer dynastischen Interessen proclamirt, die Opposition im Volke verlor genau in demselben Maße den nationalen Charakter und die liberalen Interessen verbanden alle Unzufriedenen Europa's zu einer großen Familie. Wie den Regierungen russische, österreichische, französische Reaction als eine Stärkung des eigenen Bestandes erschien, genau ebenso war im deutschen Volk der Pole, der Italiener, der mißvergnügte Franzose ein werther Bundesgenosse. Wie die Regierungen durch Censur und rohe Unterdrückung des gedruckten Wortes die Aeußerungen jeder Unzufriedenheit ersticken wollten, gerade ebenso begrüßte die Volkspartei jede geheime Druckschrift, jedes entschlossene Wort mit Freude trotz dem Bedenklichen des Inhalts. Wie die Staatspolizei Gewalt übte und auch gesetzlichen Widerstand als persönliche Beleidigung gegen die Regierenden betrachtete, ebenso galt jede Polizeimaßregel und jeder politische Richterspruch im Volke für eine ungesetzliche Tyrannei, und jeder Verfolgte für ein schuldloses Opfer der Gewalt, welchem zu helfen eine edle Pflicht sei. Und wie den Regierungen das verächtlichste Individuum, wenn es sich als gesinnungstreues und scrupelloses Werkzeug brauchen ließ, willkommen war, gerade so ertrugen auch die Besten in der Opposition Fanatismus, Selbstsucht, hohle Eitelkeit, Gewaltthätigkeit und unehrliche Mittel ihrer Mitglieder. Aus völligem Umsturz aller Verhältnisse hatten sich die neuen Staaten gebildet, jeder der Lebenden wußte, wie willkürlich und zufällig die Regierungen waren, die der Wiener Frieden hinterlassen hatte; zahllose Rechte und historische Ansprüche waren unter

dem Heerwagen der nächsten blutigen Vergangenheit zu Staub zermalmt, die Regierenden mit ihren Beamten forderten jetzt vergeblich Ehrfurcht vor den Gesetzen, welche sie in beständiger Sorge um die eigene Dauer, zuweilen mit bösem Gewissen gaben, auch die Opposition proclamirte und wollte gesetzlichen Fortschritt, aber kein Scharfblickender konnte sich bergen, daß auf diesem Wege kein friedliches Ende abzusehen war, und der besonnene Patriot unterschied sich von dem Verschwörer zuweilen nur dadurch, daß er an den Erfolg gewaltthätiger Mittel nicht glauben konnte. Nur wenige der Besten erkannten, daß nichts als eine vieljährige Schulung des Volkes zum politischen Leben, allmähliche Entwickelung des Wohlstandes und der praktischen Tüchtigkeit zu einer Besserung führen werde.

So war es auf dem ganzen Festlande Europa's vom Tajo bis zum Dniepr. Aber die Deutschen hatten gleich den Italienern noch ein besonderes politisches Leiden. Sie waren als Deutsche aufgerufen worden zur Vertreibung der Fremdherrschaft, hatten Blut und die letzte Habe dafür eingesetzt, und die Folge aller großen Gefühle, leidenschaftlicher Anstrengungen und feierlicher Versprechen war für einen großen Theil der Deutschen öde Kleinstaaterei geworden. Der eigene Kleinstaat erschien dem Patrioten damals wie eine dürftige Interimswohnung. Seine besten Pflichten und heißesten Wünsche gehörten einem Ideal, welches keinen stärkeren Feind hatte als die bestehenden Staatsgewalten. Wohl Jeder dachte sich die Realisirung dieses edlen Traumbildes anders; als sicher erschien dem Süddeutschen nur, daß es nicht Oesterreich, nicht Preußen, nicht deutscher Bund werden sollte.

Unterdeß hielten die siegesfrohen Liberalen Süddeutschlands für ein gutes Mittel die Regierungen zu schrecken und das Volk zu gewinnen, wenn sie die altheimische Freude an massenhafter Geselligkeit für die Politik verwertheten. Es waren unter den Patrioten so viele edle und große Männer, welche für ihren opfervollen Kampf in der Tribüne und Presse

einen Dank der Nation verdienten, es waren so merkwürdige und ruhmvolle Tage, in denen man lebte, daß eine Weihe derselben durch feurige Worte und lustigen Trunk geboten schien. Schnell folgten einander die Festtage zu Ehren der jungen Freiheit. Am 29. Januar 1832 gaben die Rheinbaiern ihrem Patrioten, dem Advocaten Schüler, eine große Festfeier, bei welcher dem Königthum von Gottes Gnaden offene Fehde erklärt und die „unbedingte Volkssouveränetät" als Grundlage für die Wiedergeburt Deutschlands erkannt wurde. Seitdem löste ein Fest das andere ab. Am 1. April z. B. veranstalteten Abgeordnete und Journalisten zu Weinheim ein Fest der badischen freien Presse, an welchem auch Patrioten anderer Landschaften Theil nahmen, sogar Ausländer. Für den 27. Mai endlich schrieben mehre Bürger aus Neustadt an der Hardt, angeregt durch den Agitator Rheinbaierns Siebenpfeiffer, eine große Volksversammlung auf der Schloßruine Hambach aus, um „der Deutschen Mai" zu feiern. Die bairische Regierung machte einen schwachen Versuch zu verbieten, aber die Stadtgemeinden der Rheinpfalz sendeten ihr heftige Proteste, in Landau fand sich kein Bürger, um die nöthigen Lieferungen für eine Militärmacht zu übernehmen, welche in das Schloß gelegt werden sollte. Das Verbot der Versammlung wurde zurückgezogen und die liberale Presse erklärte feierlich, daß sie den Namen des Regierungsbeamten, der eine große Hoffnung des deutschen Vaterlandes zu vernichten gesucht, der Nachwelt übergebe, doch nur darum, damit diese ihn richten möge.

Schon am 26. Mai trafen große Züge von Patrioten in Neustadt ein, die meisten auf offenen Wagen, die mit Eichenlaub bekränzt, mit der deutschen Fahne geschmückt waren. Glocken läuteten, Böller krachten und Freudenfeuer brannten auf den Höhen der Hardt, Deputationen kamen fast aus allen Staaten des Westens. Am Festtage bewegten sich die Theilnehmer nach Stämmen geordnet, darunter der ganze Landrath von Rheinbaiern, im Zuge vom Marktplatz nach der Schloßruine

Hambach, Frauen und Jungfrauen umgaben die polnische Fahne, die Festordner die deutsche Fahne, welche die stolze Devise trug: „Deutschlands Wiedergeburt." Begeisterte Feststimmung, in vielen Augen Thränen der Rührung. Das erste Lied, gedichtet von Siebenpfeiffer, sangen dreihundert Handwerksburschen nach der Melodie des Reiterliedes: „Hinauf, Patrioten, zum Schloß, zum Schloß." Auf den höchsten Zinnen der Ruine wurde die deutsche Fahne aufgepflanzt, auf einem Vorsprung die polnische, an dreißigtausend Personen schätzte man die Menschenmenge, denn auch die Frauen waren geladen und die liebe Jugend war nicht ausgeblieben. Unter den Städten, welche Besucher gesandt hatten, werden Leipzig und Kiel als die östlichsten aufgezählt, Altpreußen und Oesterreicher nicht genannt. Und nun begannen die Reden. Zuerst sprach Siebenpfeiffer starke Worte, in denen er die Regierungen hart schalt und den künftigen Tag begrüßte, „an welchem die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen müßten, wo die deutsche Jungfrau den Jüngling als den würdigsten erkennen würde, der am reinsten für das Vaterland erglüht, wo der Beamte und der Krieger sich nicht mit der Binde des Herrn und Meisters, sondern mit der Volksjacke schmücken würden — den Tag, wo ein gemeinsames deutsches Vaterland sich erheben sollte, das alle Söhne als Bürger begrüßt."

Nicht weniger feindselig gegen die Fürsten, aber in vielem verständiger sprach Wirth, welcher vor der Eigensucht Frankreichs warnte und die Deutschen aufforderte in ihr politisches Glaubensbekenntniß den Satz aufzunehmen: daß die Freiheit nicht auf Kosten der Integrität Deutschlands erkauft werden dürfe; in dem Augenblick, wo fremde Einmischung stattfinde, müsse die Opposition gegen die inneren Verräther suspendirt und das Gesammtvolk gegen den äußern Feind zu den Waffen geführt werden. Zuletzt rieth er zur Wahl von etwa zwanzig

Männern, „welche an Geist, Feuereifer und Charakter ausgezeichnet wären, um als Führer der Nation in heiligem Bunde die deutsche Reform zu leiten, als Apostel der Freiheit durch Reden und Presse zu wirken." — Seine Warnung, daß man von Frankreich nichts hoffen sollte, gab Anstoß. Aber aus Frankfurt wurde dem Redner ein deutsches Schwert als Ehrengeschenk überreicht.

Jetzt häuften sich die Redner um die hohe Tribüne, auch an andern Stellen, wo ein Sprecher erstand, drängten sich die Zuhörer. Viele Lieder wurden gesungen. Immer wieder wurde der Polen rühmend gedacht, und behauptet, daß Aufgabe der Deutschen sei, die Völker im Osten zu befreien. Denn viele Polen schritten als Schaar im Zuge und lagerten in besonderem Zelt unter den aufgeschlagenen Buden. Sie hatten eben erst das Beispiel einer Erhebung gegen Tyrannengewalt gegeben. Die jetzt als Flüchtlinge so achtungsvoll den Deutschen zuhörten, hatten im wirklichen Kriege die Waffen getragen, stattliche Männer, in deren bleichem Antlitz man die Spuren überstandener Leiden fand, bescheiden, vornehm, hülflos, elegisch. Mehre von ihnen sprachen selbst herzergreifende Worte, auch ein Franzose sprach, ein Bekannter Mathy's, der mit diesem zum Feste gereist war, der Journalist Lucian Rey aus Straßburg, er gab auf französisch die tröstliche Versicherung, daß Frankreich das Rheinbaiern sich nicht begehre. Zu den heftigsten Rednern gehörte Franz, der Freund Mathy's, welcher alle Anwesenden zu einem Schwur aufforderte, daß sie mit Gut und Blut das Vaterland und dessen Freiheit schirmen wollten vor jeder Gewalt von Innen und Außen. Mathy sagte ihm nachher, er hätte besser gethan nicht zu reden.

Schweigend stand Mathy unter den Anwesenden und wahrscheinlich erregten ihm manche geschwollene Phrasen der Redner Unzufriedenheit. Auf einer radirten Zeichnung des Festes, welche der Maler Brenzinger, später Gatte der Schwester Mathy's, entwarf, ist Mathy abgebildet in der Mitte des Vorder-

grundes, wie er die Hände seiner beiden Begleiter an die Brust drückt. Man darf zweifeln, daß er in solcher Weise ergriffen war. Aber seinem jugendlichen Sinn bot doch das Neue des Festes, die Menschenmenge, die Zahl ansehnlicher Häupter des Fortschrittes, das Symbol deutscher Einheit, welches stolz von der alten Burgruine nach dem Rhein wehte, große Gedanken.

Den Reden folgte ein Festmahl, wie bei Deutschen natürlich, 1400 Personen mit Toasten und Gesängen. Spät am Abend zogen die Versammelten nach Neustadt an der Hardt zurück und füllten die Stadt mit ihrer Festfreude, welche sich auch durch Tanz in mehren Bällen ausdrückte. Noch drei Tage nachher wogten Menschenmassen von der Stadt zu dem Schlosse und immer wieder wurden Anreden gehalten.

Derselbe Tag wurde auch anderswo festlich begangen, sogar in Paris vereinigten sich die Deutschen unter dem Vorsitz Lafayettes mit Söhnen anderer unzufriedener Völker zu einer Festfeier. Der lustige Tag wurde „Tag der Wiedergeburt des Vaterlandes" genannt. Aber gegen diese tönende Bezeichnung stach es sehr ab, wenn Wirth am Schluß seiner Festbeschreibung die unsichere Ansicht aussprach, daß dies Ereigniß doch wohl von wichtigen Folgen für unser Volk sein müsse. Die Deutschen sollten jetzt in Vereine zusammentreten, Männer und Frauen in allen Theilen Deutschlands, und sollten großartige Geldmittel zusammenbringen, um die Presse zu unterstützen.

Das war der äußere Verlauf des Hambacher Festes, den Führern galt die Gelegenheit zu vertraulicher Besprechung für nicht minder wichtig. Es war nach dem Wartburgsfest deutscher Studenten die erste große Festdemonstration in deutschem Volke, hochgepriesen und übel berüchtigt. Die Gegenwart, welche an dergleichen Feste mit ähnlichen Phrasen gewöhnt ist, wird leichter geringschätzig darüber urtheilen, als das Charakteristische daran würdigen. Es waren warmherzige kleine Leute, welche dort zusammenkamen, nicht gewöhnt sich anderswo als

in der Kirche und beim Jahrmarkt in großer Zahl zu gesellen. Was damals dem Deutschen lieb werden und ihn fortreißen sollte, das mußte ihm in poetischer Verklärung oder als pathetische Forderung in die Seele fallen, beim Festzug unter Blumengewinden, mit Marsch und Musik, im Liede, das durch die Menge gesungen wurde. Dazu begehrte der Deutsche auch die schöne Natur, das Sonnenlicht, welches über der Landschaft seiner Väter und einem sagenberühmten Strom glänzte, die alte Burgruine, welche ihn mahnte, daß er auf den Trümmern alter Zeit das Neue schaffe, den goldenen Wein und den lustigen Kreis treuer Kameraden. Endlich die Gesellschaft der Frauen; wenn sich ihre Wänglein rötheten und die Taschentücher wehten, war dem Redner ihr Beifall ein süßer Lohn, und der Jüngling der sie so innig zu verehren bereit war, fühlte sich selig in dem Gedanken, daß alles Schöne und Holde um ihn lachte, schwirrte und klang. Dies zusammen versetzte den Deutschen in einen behaglichen Rausch. Dabei aber war seine politische Einsicht gering, noch schwächer sein wirkliches Interesse am Staat. Er fühlte den Druck des fürstlichen Familienregimentes und die Beamtenherrschaft als sehr lästig wegen der Zumuthung, die ihm gestellt, zuweilen, weil dadurch sein sittliches Gefühl verletzt wurde, aber er war für sich allein, im Hause ein Philister, ohne eigenen Willen, gar nicht bereit dauernde Pflichten für das Ganze zu übernehmen, wenn sie das Behagen seines Privatlebens störten. Deshalb geschah es, daß die Menge, ja auch ihre Führer durch Jahrzehnte in revolutionären Enthusiasmus geriethen, so oft sie den Zauber geselliger Aufregung empfanden, und gleich darauf wieder als Einzelwesen in Ermüdung und Kleinmuth widerstandslos der bestehenden Macht zufielen, ja, daß viele von ihnen in Zeiten der Anregung mit stillem Mißtrauen gegen sich selbst bemerkten, wie ihnen die Trunkenheit kam, und vergebliche Versuche machten sich dagegen zu wehren. Diese gesellige Berauschung der Deutschen für politische Ideen, welche vom Hambacher Fest

bis über den badischen Aufstand die Menschen fortgerissen hat, wird in der Zukunft als ein besonderes Phänomen im deutschen Volksleben betrachtet werden, welches den letzten Jahren einer großen Periode deutscher Lyrik eben so eigenthümlich ist, wie die asketische Verzückung dem Mittelalter, und der Wanderdrang den Jahren der Kreuzzüge. Und es liegt ein gewisser Humor darin, daß gerade zu derselben Zeit, in welcher begeisterte Volkssprecher ihre Landesherren mit gutem Grunde als Todfeinde der deutschen Einheit und Freiheit anklagten, diese Landesherren durch ihren Beitritt zum Zollverein eine weit dauerhaftere Grundlage der deutschen Einheit schufen, als damals in den schnell bewegten Gemüthern warmherziger Festgenossen vorhanden war; und daß zu derselben Zeit harte, eigennützige Geschäftsleute, welche von Politik wenig wissen wollten, durch die Fabrikate, welche sie verfertigten, und die Eisenbahnaktien, welche sie zeichneten, die Landesgrenzen emsiger austilgten als die Festredner. Denn jedem Volke wird das Maß der Freiheit im Grunde bestimmt durch die Beschaffenheit seiner Lebensbedürfnisse auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit; der politische Enthusiasmus allein vermag größere Freiheit schwerlich zu bringen, keinenfalls zu erhalten. Aber wohlgemerkt, auch keine Regierung, und sei sie noch so sehr um die realen Interessen ihres Volkes bemüht, vermag auf die Dauer zu bestehen, wenn sie in ihrem Volke nicht Wärme und Begeisterung für den Staat rege zu erhalten weiß.

Damals standen der rathlose Enthusiasmus der Liberalen und die schwächliche mürrische Vorsorge der Regierungen für das reale Wohl feindselig gegen einander, seitdem haben die Träume der Volksführer von 1832 gleich dem Sauerteige gewirkt, der, an sich unschmackhaft, unser tägliches Brot genießbar macht. Ihre Ideen, bekämpft, vielfach modificirt, haben zum großen Theil gesetzliches Leben gewonnen, Fürsten und Volksvertreter, alle politischen und socialen Parteien haben dafür und dagegen gerungen.

Die Männer, welche an dem Hambacher Fest mit ganzem Herzen Theil nahmen, nannten sich selbst zum Unterschied von den gemäßigten Liberalen die Entschiedenen. Ihnen allen war wohl gemeinsam, daß sie die Herrschaft der erlauchten Familien in den deutschen Staaten für eine ungemüthliche Erfindung der Vergangenheit hielten, welche schwerlich anders als durch Beseitigung des monarchischen Prinzips unschädlich gemacht werden könnte. Denn man merke wohl, sie waren fast sämmtlich aus den Staaten des Rheinbundes. Wer aber näher zusieht, erkennt leicht, daß unter ihnen schon damals zwei grundverschiedene Auffassungen der Politik hervortraten. Die einen stehen in Abhängigkeit von der französischen Bildung jener Jahre, sie verkünden Solidarität der liberalen Interessen in Europa, die Pflicht für jedes fremde Volksthum sich zu begeistern, sind nicht frei von communistischen Ideen und begünstigen den Kampf gegen das Capital. Die andern stehen fest auf deutscher Nationalität, betrachten die demokratische Bewegung Frankreichs mit Mißtrauen und sind dem Treiben der Socialisten abhold. Es waren diese beiden Richtungen, welche sich achtzehn Jahre später in den badischen Kammern und anderswo feindselig trennten, die erstere steht noch heut in schwächlichem Kampf gegen das neue Staatsleben der Deutschen, die zweite hat ihre Versöhnung mit dem monarchischen Prinzip geschlossen und wird durch die liberalen Parteien unseres Staates vertreten.

Freilich waren damals auch die deutsch gesinnten Patrioten, welche sich nicht mit den unsicheren Träumen von allgemeinem Weltbrand und europäischer Republik befriedigten, in verhängnißvoller Unsicherheit über den Umfang ihres künftigen Deutschlands. Wie die österreichische Ländermasse dazu stehen sollte, wußte keiner zu sagen. Es ist noch lange nachher ein ganzes Jahr parlamentarischer Verhandlungen nöthig gewesen, um darüber eine politische Forderung zu erzeugen. Und ferner war ihnen das Wesen des preußischen Staates fast unbekannt.

Sie vergaßen gern, daß Preußen damals vierzehn Millionen Deutsche umfaßte, fast mehr als die kleineren Bundesstaaten zusammen, und daß eine festorganisirte Einheit, die bereits die reichliche Hälfte des Ganzen war, bei jeder Neubildung deutscher Verhältnisse ein entscheidendes Wort sprechen mußte. Gern trösteten sie sich mit der Annahme, daß man auch in Preußen sehr unzufrieden sei und daß viele aus der Rheinprovinz gern unter ihnen getagt hätten, nur daß sie die heimische Polizei scheuten. Ja, die preußische Regierung war ihnen besonders anstößig. Der König hatte seinem Volke eine Verfassung verheißen und sein Versprechen nicht erfüllt, die preußische Diplomatie suchte mit Eifer die liberalen Anläufe der süddeutschen Kammern zu verdächtigen, Preußen galt für einen Militärstaat, der doch nicht den Muth habe eine kriegerische Politik zu verfolgen, die preußischen Landschaften endlich ließen sich mit unerträglicher Fügsamkeit das harte Staatswesen gefallen. Man hatte im Süden keine Ahnung, wie groß dort im Osten die Armuth, der Mangel an Capital und an überschüssiger Menschenkraft nach zehn Jahren des Krieges, einer feindlichen Occupation, einer systematischen Aussaugung des Landes und nach einer unerhörten Anspannung für die Befreiung geworden war, man wußte nicht, wie sehr das Gedeihen der alten Provinzen durch die russische Grenzsperre niedergehalten wurde, wie Handel und Handwerk in mehren hundert Städten noch nach dem Frieden zurückkamen, wie langsam dort die Ersparnisse zu Capitalien zusammenflossen und wie diese Ersparnisse des Volkes durch Jahrzehnte fast sämmtlich verwendet wurden, um in dem Creditsystem der Landschaften die ruinirten Grundbesitzer zu erhalten und einen allgemeinen Bankerott abzuwehren. Wahrlich die Zustände der alten Provinzen Preußens in jener Zeit, noch niemals wahrheitsgetreu geschildert, wären wohl der brüderlichen Theilnahme des deutschen Westens werth gewesen. Denn dort im Osten war kaum eine Familie, die nicht an Gut und Leben ihrer Angehörigen schwer beschädigt war und sich in der leben-

den Generation mühsam heraufrang. Die Deutschen von der Elbe bis zum Memel hatten hohen Preis dafür gezahlt, daß Schwaben, Alemannen und Pfälzer die Möglichkeit erhielten, in ihren Kammern mit einer deutschen Regierung um verfassungsmäßige Freiheit zu streiten. Daß bei solcher Lage des Staates auch die äußere Politik Preußens lange unfrei war und ängstlich beflissen, im Bann der heiligen Allianz die mühsam geschaffene Ordnung zu bewahren, war nicht unnatürlich, und darum wird das Urtheil der Geschichte über das System Friedrich Wilhelm III. dereinst vielleicht milder sein als das seiner Zeitgenossen war. Schon im Jahr 1832 hing das politische Geschick Deutschlands weit weniger an den Kammerverhandlungen im deutschen Westen als an der Höhe des Tagelohns in Schlesien und der Mark. Daß die Liberalen Süddeutschlands davon keinerlei Kunde hatten, war der Grundfehler ihrer Rechnung. Unterdeß übten in Preußen dreitausend Turnlehrer, zu denen der Staat großentheils Söhne des armen Adels verwandte, die Söhne lithauischer Walddörfer und die Söhne der Großbürger von Cöln zu streitbaren Männern, welche dadurch immer noch viel mehr von Zucht und Hingabe an den Staat erhielten, als die patriotischen Veranstalter des Hambacher Festes der großen Masse ihrer Landesgenossen zu geben vermochten.

Uns wird es leicht dies zu übersehen und es ist geringes Verdienst, den Irrthum eines früheren Geschlechtes darzulegen. Worin jene Männer irrten, das haben sie schwer gebüßt, viele mit Glück und Leben, aber sie waren damals, wenn auch ebenso einseitig und beschränkt wie ihre Gegner in den Regierungen, doch in vielen Gedanken, die sie verkündeten, Vertreter der idealen Habe unserer Nation und der großen politischen Wahrheiten, auf denen jetzt das Staatsleben der Deutschen ruht. Sie haben verkündet und sind vergangen, damit wir leben. Das darf auch den Gefallenen die Nation nicht vergessen. Vieles in jenen Anfängen erscheint uns schwächlich, es waren

in Wahrheit harte, aufreibende und menschenvertilgende Kämpfe, von beiden Seiten sanken die Opfer, es waren nicht deutsche Journalisten und Professoren allein, welche darum in Irrsinn endeten, und es waren nicht Journalisten und Handwerksgesellen allein, welche darum aus dem Lande ihrer Väter in die Verbannung getrieben wurden.

Für Mathy war der Besuch des Hambacher Festes folgenreich. Nicht nur, weil er dabei den Kreis seiner politischen Bekannten mehrte und weil sein erstes Zeitungsunternehmen sich an die Anregungen dieses Tages knüpfte. Wichtiger noch wurde das Fest für seine späteren Jahre und in anderer Weise als vielleicht er selbst in der Feststimmung für möglich gehalten. Hier hatte er eine außerordentliche Zahl ansehnlicher Männer in politischem Rausche gesehen, voll von Eifer und Zorn. Und kurze Zeit nachher, als es darauf ankam Ueberzeugung zu bethätigen und einen männlichen Willen zu erweisen, wie bestand die Mehrzahl? Wie bewährten sich die helltönenden Redner und die jubelnden Hörer? Auch solche, die nicht streng geprüft wurden, wie unsicher, kühl, furchtsam bewiesen sie sich nach der Heimkehr und Ernüchterung. Er war schon seiner Anlage nach allem Schwulst und gebauschter Rede abhold, aber die kalte Nichtachtung, mit welcher er später bei jeder Gelegenheit Phrasen der Tribüne und geräuschvolle Volksdemonstrationen betrachtet hat, die verdankte er unter anderm auch den Erfahrungen, die er nach dem Hambacher Feste an sich und seinen deutschen Zeitgenossen machte.

6.

Der Zeitgeist.

Durch die neue Preßfreiheit Badens wurde Mathy zur Herausgabe einer politischen Zeitschrift angeregt. Auch die Eindrücke des Hambacher Festes führten ihn dazu, es war Losungswort der liberalen Opposition, daß durch neue Lokalblätter in den kleinen Kreisen des Volkes das Verständniß für Fragen der Gegenwart gesteigert werden müsse. „Der Wächter am Rhein" aber, zu dem Mathy gearbeitet, war seitdem in seinen Angriffen gegen bestehende Staatsgewalten so heftig aufgeflackert, daß Mathy mit dem Blatt unzufrieden wurde.

Am 14. Juni 1832 wurde das Probeblatt ausgegeben, Anfang Juli die erste Nummer der neuen Zeitschrift: „Der Zeitgeist, ein Volksblatt für Deutschland." Karlsruhe, bei W. Hasper. Das Blatt auf Actien gegründet erschien zweimal, dann dreimal wöchentlich, zwei Jahre hindurch bis zum Oktober 1834; es sollte eine wesentlich politische Zeitschrift sein mit belehrender Tendenz, welche die politischen Neuigkeiten in bequemer Uebersicht zusammenfaßte, und Correspondenzen über lokale Angelegenheiten brachte, vor allem Artikel über Tagesfragen, über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers, gegen Tyrannei und Uebergriffe der Beamten, über Verfassung und öffentliches Recht des Auslandes u. s. w. Vorbild für die Einrichtung wurde die deutsche

Tribüne, welche Wirth seit dem 1. Juli 1831 in München, später in Homburg herausgab.

Die politischen Blätter, welche überall in Süddeutschland neben den ältern Tageszeitungen erstanden, gehören zu den bedeutsamen Erscheinungen jener Jahre des erwachenden politischen Interesses, sie bezeichnen einen Fortschritt im Gebiet des rheinischen Guldens gegenüber der faden Belletristik, welche damals noch das literarische Kleinleben in den Ländern des Thalers darstellt. Während in der Mark der Beobachter an der Spree, in Schlesien der Hausfreund, in Dresden mit höheren Ansprüchen Theodor Hells Abendzeitung und in Leipzig ein halbes Dutzend ähnlicher Blätter schwache Gedichte und fade Novellen in das Haus des wohlhabenden Bürgers trugen, verbreiteten kleine süddeutsche Zeitschriften in sehr entschiedener Parteifärbung Kunde von den großen realen Angelegenheiten der Nation. Sie hatten einen engen Wirkungskreis, wenn nicht der Name des Herausgebers einmal entferntere Leser anzog, die meisten mögen wohl wie der Zeitgeist höchstens tausend Abonnenten gezählt haben, denn sie lagerten dicht nebeneinander, weil jede Stadt, die ansehnlich in ihrer Landschaft stand, ihr eigenes Blatt begehrte, sie hatten deshalb auf Lokalinteressen Rücksicht zu nehmen und wußten sich nicht immer gegen Klatsch zu wahren, aber die Richtung aller war nach den großen politischen Angelegenheiten. Viel Phrase und übel gerichteter Jugendzorn kam in ihnen zu Tage, aber auch nicht gemeines Talent. Den liberalen Blättern traten bald conservative und ultramontane entgegen, und bis zum Jahre 1848 knatterte im ganzen Südwesten trotz Censur und Verfolgungen das Tirailleurfeuer der jungen Krieger von der Presse. Dort wurde die Thätigkeit eines Redakteurs ein gewöhnlicher Weg zum Volksvertreter und Politiker, fast jeder Führer der Opposition stand in Verbindung mit einem oder mehren Blättern und benutzte die Spalten, anzugreifen oder zu vertheidigen. Und es ist eine ernste Betrachtung, welche Summe

von Geisteskraft und Arbeit in den kleinen Kreisen des vielgetheilten Vaterlandes damals für politische Wirkungen verausgabt werden mußte, wie knapp die Geldmittel und wie unsicher das Leben der Zeitschriften und ihrer Leiter war. Ist doch noch jetzt der Verbrauch von Menschenkraft in der deutschen Tagespresse vielleicht fünfmal so groß als in Frankreich und England.

Es ist deshalb lehrreich, das Stillleben des Zeitgeistes zu betrachten. Mathy durfte schon darum nicht sein Blatt als Redakteur zeichnen, weil nach dem Gesetz für diese verantwortliche Thätigkeit außer badischem Staatsbürgerrecht auch ein Alter von mehr als dreißig Jahren nothwendig war. Da in Baden die neuen Journalisten der Opposition fast sämmtlich in jugendlichem Alter standen, mußten Strohmänner als verantwortliche Herausgeber genannt werden. Der Mann, welcher beim „Zeitgeist" solcher Anforderung zu entsprechen hatte, war nach Wahl der Druckerei Erasmus Bartlin, der Packer und Ausläufer. Als diesem angezeigt wurde, daß er zum Redakteur bestellt sei und dafür einen Gehalt von 36 Kreuzern für die Woche beziehen werde, hatte er zwar gegen den Titel an sich nichts einzuwenden, weigerte sich aber bedächtig in eine Steigerung seiner Einnahme zu willigen, weil er ein starkes Mißtrauen gegen die Zumuthungen hatte, die man ihm dafür machen werde. Indeß fand er sich bald in sein neues Amt, erhielt ein Gefühl seiner Bedeutung und trug in einem neuen Rocke die Zeitung durch die Straßen aus. Waren die Karlsruher mit irgend einem Zeitgenossen unzufrieden, so sagte Erasmus beruhigend: „Der Mathy und ich werden's ihm schon geben," wenn er aber die Nummer zum Censor trug, stellte er mit Selbstgefühl sich allein vor: „Hier bringe ich mein Blatt." Einst hatte die Zeitung über Confiscation einer Nummer Beschwerde erhoben und Erasmus mußte als Redakteur mit dem Rechtsanwalt nach Rastatt an das Hofgericht. Da versprach er bei der Abreise tapfer: „Wenn ich hinauskomme,

denen werd' ich's sagen," und da das Blatt Recht bekam, triumphirte er laut und freute sich seiner Tüchtigkeit. Sonst erwies er sich in jeder Weise eifrig für seine Zeitung und als Mathy später in Untersuchungshaft kam, trug er ihm treulich das Essen zu. Nur mit den Setzern stand er auf gespanntem Fuß, sie neckten ihn, und als der „Zeitgeist" einst unter seinen Anzeigen als Naturwunder einen Herrn aus Afrika ankündigte, mit außerordentlichem verfilztem Haarwuchs, sonst von liebenswerthem Charakter und guter Tenorstimme, und ein kleiner Holzschnitt die seltsame Gestalt dem schaulustigen Publikum empfahl, da hatten die boshaften Setzer es gerade so eingerichtet, daß der gesperrte Name des Redakteurs Bartlin unter das groteske Brustbild zu stehen kam. Darin erkannte Bartlin mit Recht eine beabsichtigte Kränkung und weigerte sich diese Nummer zu colportiren.

Es ist selbstverständlich, daß Mathy als Journalist in Vielem die Färbung theilte, an welcher damals die Entschiedenen des deutschen Liberalismus erkannt wurden. Was bei Anderen als Strohfeuer loderte, war bei ihm heiße Gluth, und die mühsam gebändigte Energie seiner Empfindung gab zuweilen seinem Ausdruck eine Strenge, welche die Betroffenen sehr verletzte und der kriegslustigen Jugend die Ansicht nährte, daß diesem Genossen das wildeste Wagniß nach dem Herzen sein müsse. Aber Mathy war darin klarer, ja, und auch besser als andere, daß er gewaltsame That, welche den schwachen Rechtszustand zerbrechen wollte, niemals billigte, und wo ihm ein solcher Plan vertraut wurde, aus seiner Abneigung niemals einen Hehl machte. Es war nicht nur sein Verstand, welcher die verhältnißmäßige Stärke des bestehenden Systems und die große Schwäche eines unpolitischen Volkes erkannte, es war auch bei einem beherzten Mann, der sonst sein eigenes Leben und Glück nur zu leicht auf das Spiel setzte, eine starke sittliche Empfindung, innerer Widerwille gegen Geheimtreiben und Verschwörung und gegen die Benutzung gläubiger Gemüther.

Nicht die republikanische Form, sondern der männlichere Sinn der Regierten und das Wachsthum ihrer Lebenskraft müsse zu größerer Freiheit verhelfen, alles Heil sei von einer gesetzlichen Opposition zu hoffen, welche Schritt für Schritt den Beamtendespotismus einschränke, indem sie den durch Gesetz und Verfassung gestatteten Kampf unermüdlich fortführe. Da in Preußen und Oesterreich die Möglichkeit eines solchen legalen Kampfes mit der Regierung nicht vorhanden war, so betrachtete er beide Staatsregierungen als die großen Feinde der Freiheit, aber er begriff aus der Ferne doch soviel von dem preußischen Staatswesen, daß er die Bedeutung einsah, welche Preußen für Deutschland haben könne, und er zürnte deshalb der Schwäche und Unselbständigkeit zu Berlin. Auch er war noch geneigt, jeden Kampf eines fremden Volkes gegen die Mächtigen in poetischer Verklärung zu sehen, aber er war vor Allem gut deutsch, der zornig aufflammte, wenn fremde Prätension die Tüchtigkeit der Landsleute angriff; der Pfälzer mochte das Lebhafte und Anmuthige der französischen Art sehr gern leiden, aber er haßte die Ansprüche der Nachbarn recht innerlich. Vor allem aber war er völlig unberührt von der Frivolität, welche in die deutsche Literatur gedrungen war, und obenan stand ihm, daß der höchste Vorzug deutscher Natur die Achtung jeder religiösen Ueberzeugung und die Innigkeit der Ehe und des Familienlebens sei. Als er einige Jahre später in der Schweiz erfuhr, daß Gutzkow seiner Wally wegen durch das badische Preßgesetz verfolgt werde und in Untersuchungshaft gekommen sei, schrieb er: „Ich theile die Ansichten von Herrn Gutzkow und Comp. über religiöse und moralische Gegenstände durchaus nicht, allein die Art, wie man gegen sie verfährt, empört mich. Man lasse die Leute schreiben, ist ihre Sache schlecht, so wird sie schon gehörig gewürdigt werden." Er war als Journalist in der glücklichen Lage, daß er über Staatswirthschaft und Verwaltung gründliche Vorbildung mitbrachte, und nicht nur als fleißiger Schüler seiner Lehrer, welche unter den besten

zählten. Er hatte auch in diesen Fragen einen merkwürdigen praktischen Instinkt, er begriff sehr wohl, daß keine Theorie der Nationalökonomen für den Staatsmann die Bedeutung eines gesetzgebenden Herrn, nur die eines eifrigen Freundes haben dürfe, den der Schaffende mit Neigung anhört, ohne ihm das eigene Urtheil in bestimmtem Fall gefangen zu geben. Er war vor jeder neuen Frage bemüht, durch angestrengte Arbeit eine möglichst genaue Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zu gewinnen, bevor er sich eine Ansicht bildete, und er machte dafür die umfassendsten Detailstudien. Wo er einmal fehlgriff, geschah das nie aus falscher Doktrin, sondern weil die Beobachtungen, auf denen seine Ansichten ruhten, unvollständige waren, und deshalb ist bei ihm mit der Vermehrung seiner Erfahrungen ein steter und sicherer Fortschritt zu erkennen. Der junge Schriftsteller war in die Opposition getrieben und sein Talent machte ihn zu einem lästigen Gegner der Regierung. Doch er fand nach seiner ganzen Natur vielleicht einmal Freude am Kampf, aber niemals Befriedigung in der Opposition als solcher. Er war angelegt zum Lehrer und Bildner seines Volkes, vielleicht des Staates, und es war ein Unglück seiner Zeit und er hat es immer als ein Unglück für sich selbst gefühlt, daß sein ehrlicher Liberalismus zum Kampf gegen die schaffenden Gewalten des Staates genöthigt war.

Hoffnungsvoll begann Mathy seine Zeitung. Auch ihm war es ein gutes Gefühl als junger Redakteur zum ganzen Volke zu sprechen; dies war ja ein bescheidenes Unternehmen, aber er durfte sich zutrauen etwas daraus zu machen, nicht lange und seine Thätigkeit mochte ihn in den Stand setzen, die Geliebte heimzuführen. Er begann diese erste Nummer mit den Aufsatz: Wie soll der Bürger seine Theilnahme am öffentlichen Leben kundgeben? Diese Nummer wurde am 4. Juli ausgegeben, den Tag darauf beschloß die Bundesversammlung zu Frankfurt, daß die Preßfreiheit in Baden — trotz

einem vorsichtigen Preßgesetz — mit der Sicherheit Deutschlands unverträglich sei. So wurden die jungen Lebenshoffnungen des Redakteurs nach den ersten Stunden an der Wurzel geknickt. Der Zeitgeist druckte in einer der nächsten Nummern das verhängnißvolle Protokoll der Bundesversammlung: Maßregeln für Ordnung und Ruhe, vollständig ab und umgab die Nummer mit einem Trauerrand. Wohl war für Mathy Grund zur Trauer, die neue Pflicht, welche er auf sich genommen hatte, bedrohte ihn jetzt mit einem widerwärtigen unablässigen Kampf, der stets demüthigend und stets sieglos sein mußte und auch das wackerste Herz mit Erbitterung füllte, mit dem Kampf gegen die Censur.

Er merkte sogleich das Leiden. In einer der folgenden Nummern, welche das neue Censuredikt Badens mittheilte, wurde ihm die Betrachtung, die er darüber angestellt, gänzlich gestrichen, und der Text des Blattes hatte einen weißen Bogen.

Die Jüngeren des lebenden Geschlechts kennen die Censur nur vom Hörensagen. Gegen kein Leiden des alten Beamtenstaates sind so viele Dintenfässer geworfen und so starke Donnerschläge von der Tribüne geschleudert worden. Aber die heftigsten Anklagen gegen die Censur gaben nur unvollständig den Jammer, die Verstimmung und die Verbitterung wieder, welche durch diese tyrannische, freche und täppische Gouvernante in die Seelen des Volkes kamen. Sie machte den Schriftsteller zum Rebellen und den Leser hämisch. Kein Feind der Monarchie hätte ein besseres Mittel erdenken können, die Herrscher ihrem Volke widerwärtig zu machen. Denn ungeheuer erschien der Hochmuth und unerträglich die Selbstsucht, welche unternahm dem Volk das Urtheil über seine eigenen Interessen zu wehren und jedes freie Wort in den Hals des Sprechenden zurückzustopfen. Sogar die wohlmeinende Regierung erschien dem Schreibenden als ein pedantischer, beschränkter, feindseliger Schulmeister, und genau dieselbe boshafte Schadenfreude, welche der Zwang der Schule in den Schülern ent-

wickelt, empfand der Schriftsteller gegenüber der streichenden Staatsgewalt. So oft er über Tagesfragen schrieb, fühlte er die Demüthigung; er war in einem Zustand beständiger Gereiztheit, sein Bestreben ein eigenes Urtheil in die Oeffentlichkeit zu bringen, wurde ein unablässiger Hader der List mit unvernünftiger Gewalt. Täglich kam er in Versuchung, ironisch mit versteckten Stacheln wehe zu thun wo er nicht mit offenem Wort kämpfen durfte, schlau zu verhüllen und doch boshaft anzudeuten. Und ebenso waren Millionen deutscher Leser gewöhnt zwischen den Zeilen zu errathen und gehässig auszumalen. Mathy hatte Recht, wenn er später einmal die ganze erbitterte Stimmung des Volkes gegen die Regierungen, welche bis 1848 so charakteristisch für Deutschland war, ein Leiden des Censurstaats nannte. Da hingegen, wo der Schriftsteller ungestraft sich ergehen konnte, brach der Eifer in übermäßig gesteigertem Ausdruck hervor; weil man der Sache nicht auf den Leib gehen durfte, half man sich mit allgemeinen, hochgespannten, heftigen Redensarten. Das verdarb Manchem den Charakter, Vielen den Stil. Noch heut ist zuweilen an Männern, welche ihre Schule unter der Censur durchgemacht haben, etwas von den Eigenheiten des Censurstils zu erkennen, von furchtsamer Zurückhaltung, kleinem Witz und Phrasen. Auch darum ist der deutliche und feste Ausdruck in den Aufsätzen Mathy's aus jener Zeit erfreulich, er sticht gut ab gegen den Ton anderer Blätter. Und nur da, wo seine Rede eine humoristische Färbung erhielt, durfte man noch in späteren Jahren aus den allzu feinen Strichen und dem vorsichtig verhaltenen wohlerwogenen Ausdruck schließen, daß auch ihm in der Jugend die Laune durch die Rücksicht auf einen argwöhnischen Censor gebändigt worden war.

Wehmüthig waren die Erfahrungen, welche der Zeitgeist unter der restaurirten Censur machte. In zweiten Quartal hatte Mathy nach einer Rundreise des Großherzogs einen Haupt-Artikel geschrieben: „Der Kalif Achmet", in welchem er

erzählt, wie ein wohlmeinender Fürst des Orients durch seine schlauen Minister über die Stimmung des Landes getäuscht wird, dabei hatte er einige Minister ohne Vorliebe, aber mit Laune portraitirt und ihre Namen in's Griechische übersetzt. Diese Geschichte machte gewaltiges Aufsehen, denn der Censor hatte die Anspielungen und die griechischen Namen nicht verstanden und das Stück als eine orientalische Lesefrucht sorglos durchgehen lassen. Dafür erhielt er einen Verweis, wurde natürlich argwöhnisch und strich seitdem mit zorniger Entschlossenheit. Vollends nach dem Frankfurter Attentat im nächsten Jahre übte er sein Amt ohne alle Barmherzigkeit, fast jede Nummer hatte lange Censurlücken, und seine Striche wurden — was damals noch erlaubt war — durch leere Stellen, weiße Blätter, dicke schwarze Striche oder durch das Wort „Censurlücke" in außerordentlich fetter Schrift bemerkbar gemacht. Ja, der Censor begnügte sich nicht zu streichen, er fügte auch einer Mittheilung zu: „Wird auf höheren Befehl als falsche Nachricht bezeichnet, Polizeiamt der Residenz." Eine Zeitlang übte ein Ersatzmann des Censors diese zerstörende Thätigkeit in ganz ungewöhnlicher Weise. Da er den Auftrag hatte in jeder Nummer kräftig zu wirken, so strich er ohne Wahl bald den Anfang, bald das Ende eines Artikels, zwang den Autor eine Erörterung mit „und" anzufangen oder ließ den Vordersatz stehen und tilgte den Nachsatz, alles ohne sich sonderlich um den Inhalt zu kümmern; er vernichtete eine harmlose phrenologische Betrachtung, welche der Dorfzeitung entnommen war, daß nämlich die Schädellehre den Kopf Napoleons für einen dummen Kopf erkläre, dessen Eigenthümer ein simpler braver Mann gewesen sei, während doch der Kopf in Wirklichkeit das gerade Gegentheil bewiesen habe. Darüber verlor Mathy die Geduld und stellte den Mann in der Amtsstube zur Rede: diese Art zu streichen sei völlig ungesetzlich, ja verbrecherisch; und wir fürchten, er sagte dem Censor, sie sei ein Unsinn und Blödsinn. Der Beamte war so ein-

geschüchtert, daß er nichts dagegen zu bemerken wagte. Doch half die Scene nur auf kurze Zeit.

Derselbe Schlag, welcher sein junges Unternehmen traf, warf ihn auch aus seiner Beamtenlaufbahn. Wahrscheinlich wäre der Conflikt zwischen seinen Amtspflichten und seinem Redaktionsgewissen auch ohne Wiederherstellung der Censur nicht ausgeblieben. Denn die Regierung, wie wohlmeinend sie im Ganzen war, stand doch der liberalen Opposition oft abweisend gegenüber und hätte in die Länge an ihrem jungen Beamten literarische Thätigkeit auf eigene Hand schwerlich ertragen. Indeß Mathy war unter dem Preßgesetz gar nicht als Redakteur verantwortlich, und die Regierung mochte nicht sofort Veranlassung zur Unzufriedenheit gefunden haben, wenn sie eigener Ueberzeugung folgen durfte. Jetzt aber wurde sie von Frankfurt stark bedrängt und hatte keine Wahl, sie mußte energisch gegen ihre Presse einschreiten. Daß Mathy den Zeitgeist leitete, war in Karlsruhe bekannt, ein neues politisches Blatt war ohnedies damals eine wichtige Sache, auch der Trauerrand hatte großes Aufsehen gemacht. Dennoch wollte die Regierung den vielversprechenden Beamten nicht verlieren, man häufte die Akten in seiner Stube, um ihm die journalistischen Allotria unmöglich zu machen. Das war vergebens, seine Arbeitsfähigkeit schien unbegrenzt, er schrieb in der Nacht und nicht nur in den Zeitgeist, auch als Correspondent der Allgemeinen Zeitung. Sein wohlwollender Chef, Finanzminister Böckh ließ ihn kommen: „Wenn Sie sich entschließen können, Ihre ganze Kraft der Regierung zur Disposition zu stellen, sollen Sie eine Carrière machen, wie noch nie jemand in Baden.“ Darauf Mathy: „Das heißt ja wohl, ich soll für die Regierung schreiben?“ Böckh: „Allerdings.“ Mathy: „Nun, Excellenz, mit Ihnen wollte ich's wagen, wir beide würden mit einander fertig, aber Ihre Herren Collegen —.“ Da blieb der Regierung nichts übrig als den unbotmäßigen Beamten zu entlassen. Am 21. August 1832 wurde durch

Entschließung des Staatsministeriums seine Enthebung von der Secretärstelle ausgesprochen. Doch blieb er Kameralpraktikant, — diese Würde war in Baden gewissermaßen unzerstörbar — und stand unter dem Staatsdienergesetz, behielt auch vorläufig seine Nebengeschäfte, Regelung der Grundsteuer in einigen Ortschaften.

Mathy war nicht mehr Beamter, er hatte den kleinen Gehalt verloren und ihm wurde schwer, den Zeitgeist durch die Klippen der Censur zu steuern. Dennoch behielt er eine fröhliche Zuversicht, er verdiente durch Correspondenzen und auch etwas beim Zeitgeist, und er konnte noch viel mehr schaffen, wenn es Noth that, Stunden geben, ein Buch schreiben; er fühlte sich gehoben durch das achtungsvolle Vertrauen, das ihm die Führer der Opposition zollten, und er war der Liebe seiner Anna sicher. Er überlegte mit ihr, beide muthig, voll Glauben an die Menschheit; die Vermählung wurde beschlossen und Mathy arbeitete seitdem mit doppeltem Eifer, um für den neuen Haushalt eine kleine Sparbüchse zu füllen. Er hatte darum auch den Staat zu fragen. Denn als Kameralpraktikant war er nach badischem Gesetz verpflichtet, die Erlaubniß zur Ehe einzuholen, welche an den Nachweis eines Vermögens von 8000 Gulden geknüpft wurde. Er bat am 26. Mai 1833 das Finanzministerium, ihm entweder den Nachweis zu erlassen — was in anderen Fällen wohl geschehen war — oder ihn aus der Praktikantenliste zu streichen, um, wie er sich ausdrückte, „mich auf diese Weise der Pflichten eines Verhältnisses zu entheben, dessen Rechte zu genießen ich, ungeachtet vierjähriger treugeleisteter Dienste, keine, oder doch nur sehr problematische Aussichten habe.“ Er wurde sofort entlassen und ihm die kleinen Nebengeschäfte abgenommen.

Da grade in den Wochen, wo er dem ersehnten Glück so nahe war, traf es ihn wieder wie ein Wetterschlag aus heiterem Himmel.

Am 3. April 1833 war der kopflose Tumult zu Frankfurt

gewesen, Mathy hatte völlig nichts damit zu thun gehabt. Als einige Tage vorher Rauschenplat bei ihm eingetreten war und Andeutungen davon gemacht hatte, da war ihm der jüngere Mann ein Warner geworden, und als die Nachricht von dem Straßenlärm nach Karlsruhe kam, hatte Mathy gegen die Freunde seine Mißbilligung ausgesprochen. „Sie haben es gut gemeint, aber dumme Streiche gemacht," sagte er damals. Doch er war ein warmherziger Deutscher, er war als Freund buchstäblich treu bis zum Tode, jeder politisch Verfolgte war ihm ein mitleidwerthes Opfer der schlechten Gegenwart, sogar wenn er die Person des Verfolgten nicht ehren konnte, war ihm genug, daß einer in Noth und Jammer zu ihm Vertrauen hatte, in solchem Fall wurde ihm jeder Fremde der Nächste, und er frug wenig nach dem Gesetz. Und gar nicht nach dem eigenen Heil. Diese Zuverlässigkeit hatte ihm unter der politischen Jugend des Südens den Ruf eines treuen Nothhelfers verschafft, und zu ihm kamen politische Flüchtlinge in der letzten Angst um Freiheit und Leben, auch wenn sie ihn vorher kaum gekannt hatten. Seit er nicht mehr im Staatsdienst war, betrachtete er bei solchem Helferamt die verfolgenden Regierungen nur als politische Gegner. Und er handelte darin ganz im Einverständniß mit seiner Verlobten. Ja es darf nicht verhehlt, werden, daß er sie bei diesen polizeiwidrigen Lebensrettungen sogar als Gehülfin benutzte. So fand er einst in seiner Wohnung einen Zettel, der ihn aufforderte in den Gasthof „Die Sonne" zu kommen, ein Fremder bringe ihm Grüße von Mannheim. Als Mathy in die Gaststube trat, traf er einen Herrn, der ihm mit den Augen winkte, er erkannte einen Ostfriesen Köhler, den er früher einmal in Mannheim als Reisenden für irgend eine politische Propaganda gesehen hatte. Köhler sagte ihm vor dem Kellner: „ich habe Aufträge für Sie", und als der Kellner das Zimmer verlassen hatte, flüsterte er: „ich bin auf der Flucht, dem Gensdarm und dem Gefängniß entronnen, ich habe keinen Hut, kein Geld, ich bin die ganze

Nacht gelaufen, will nach Straßburg.“ „Bleiben Sie sitzen,“ sagte Mathy kurz, „ich hole den Hut.“ Er kaufte diese Legitimation des deutschen Bürgers für freie Luft und führte den Fremden darunter auf die Straße. Unterdeß war die Flucht des Köhler der Polizei nach Karlsruhe gemeldet. Auf dem Wege trafen Beide einen Polizeicommissar: „Wollen Sie vorangehen,“ sagte Mathy, „ich habe mit dem Herrn von der Polizei etwas zu sprechen,“ er hielt den Beamten auf und verhinderte ihn an der Beobachtung des Begleiters. Aber bei Mathy konnte der Flüchtling unter diesen Umständen nicht weilen. Da faßte Mathy den verzweifelten Entschluß, den Mann in der Wohnung seiner Braut unterzubringen; Anna ging zu einer Freundin und verweilte dort unter einem Vorwande während der Nacht; der Flüchtling wurde in Anna's Stube verschlossen, am andern Morgen in Begleitung der Damen durch einen Miethwagen fortgebracht. Mathy traf denselben Mann später in der Schweiz, er ist in London als Flüchtling auf der Straße verhungert.

In ähnlicher Weise brachte Mathy noch drei Andere — der letzte war sein Schwager Franz — heimlich durch die Grenzwachen nach der Rheinpfalz und Frankreich, bei Nacht auf Schmugglerpfaden unter persönlicher Gefahr, mit trotzigem Herzen und zum Aeußersten entschlossen.

Es war nicht zu vermeiden, daß die Polizei von dieser hülfreichen Thätigkeit des jungen Journalisten eine Ahnung erhielt. Zwar in Baden war man nicht grade beflissen zu verfolgen, aber die Geflüchteten selbst sorgten dafür, der Centralcommission in Mainz Andeutungen zu den Akten zu senden, denn sie hatten eine verzweifelt gemüthliche Weise ihr Verschwörungswerk mitzutheilen, sie sprachen gern vertraulich in den Schenken und sandten zur Heimath höchst vertrauliche Briefe in Hut und Felleisen wandernder Handwerksburschen, welche zuverlässig der Polizei in die Hände wandelten. Durch einen solchen Brief kam Mathy als Fluchtbeförderer in die Akten

und Ende Mai 1833 erhielten die Behörden in Karlsruhe den Auftrag, eine Untersuchung gegen ihn zu eröffnen. Er war grade in der Kammer und mit dem Kammerbericht beschäftigt, als er verhaftet wurde, man hielt Haussuchung in seiner Wohnung und fand dort Exemplare eines anstößigen Liedes auf die Getödteten von Frankfurt, welches allerdings auf seinen Betrieb an einem Sonntag Nachmittag in der Hasperschen Druckerei gesetzt worden war.

Ach, es war unmittelbar vor dem Tage, den er seit Jahren heiß ersehnt und mit aller Anspannung seiner Kraft herbeizuführen gesucht hatte. Die Trauung war bestellt, das Brautkleid fertig, der Brautkranz gebunden, da kam seiner Braut nach Schwetzingen, wo sie bei ihrer Schwester, der Amtsphysikus Wilhelmi lebte, die Schreckenskunde. Sie eilte sogleich nach Karlsruhe und setzte durch, in den Rathhausthurm geleitet zu werden, wo Mathy in Haft saß. Seine ersten Worte waren: „Es kommt doch nicht in's Stocken mit der Hochzeit?"

Er blieb etwa vier Wochen in Haft, wegen der Flüchtlinge war nichts Gravirendes auf ihn zu bringen, nur die Ermittelung, wo jenes Gedicht gedruckt sei, verzögerte seine Freilassung. Da beschloß Mathy der Sache ein Ende zu machen, und als sein Freund, der Faktor Malsch von der Hasperschen Druckerei — jetzt Oberbürgermeister zu Karlsruhe — vor den Stadtdirektor Baumgärtner geladen wurde, um mit Mathy confrontirt zu werden, ging Mathy auf Malsch zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Verzeih, ich habe gesagt, daß du es gedruckt hast, denn dies ist der einzige Grund, weshalb ich in Haft gehalten werde."

Endlich am 16. Juli kam Mathy mit zwei Freunden in Schwetzingen an, am 17. Juli war die Trauung im Hause Wilhelmi's durch den katholischen Pfarrer, dessen Kirche die Braut angehörte. Nach der Trauung führte Mathy seine junge Frau nach Karlsruhe in die neue Wohnung auf der kleinen Herrenstraße. Dort eine Treppe hoch hatten die Verlobten ein

artiges Quartier eingerichtet, in der Mitte eine Stube mit zwei Fenstern, zu jeder Seite eine kleinere Stube, dazu Küche und schätzenswerthe Bodenkammer; es war Alles sehr hübsch. Mathy war glücklich. Am nächsten Morgen saßen die Neuvermählten am ersten Frühstück, da polterte es auf der Treppe und Welcker rief als erster Gast lauten Glückwunsch in das Zimmer. — Noch in den letzten Jahren seines Lebens richtete Mathy bei Spaziergängen mit seiner Frau gern die Schritte nach dem Hause, wo sie in der Jugend den Haushalt begonnen hatten. Dann sah er zu den Fenstern hinauf und sprach von alter Zeit.

Es wurde eine deutsche Ehe, treu, unzerstörbar; das geliebte Weib im Herzen schritt er gefestigt durch allen Sturm des Lebens. Wie unablässig sein Geist in den großen Aufgaben der Zeit arbeitete, sein Glück fand er seitdem nur an der Seite seiner Frau, welche stark und fest wie er, seine Vertraute bis zur letzten Stunde seines Erdenlebens blieb. — Damals war es weit schwerer als jetzt auf journalistische Thätigkeit ein Hauswesen zu gründen; Mathy hatte das doch durchgesetzt und konnte nach der Vermählung seiner jungen Hausfrau einige hundert Gulden zeigen, die er für letzte Fälle zurückgelegt hatte.

Wie das Wesen Mathy's beschaffen war, suchen wir an dem Höhepunkt, den er jetzt erreicht hatte, zu verstehen. Freilich, keines Menschen Leben wird irdischem Auge durchsichtig wie ein Krystall, auch der Freund kennt in dem Lebenshause des Freundes zwar sehr gut die Kammern, in denen er selbst eingewohnt ist, weniger leicht sieht er, wie der ganze kunstvolle Bau sich von Außen darstellt. Und je wärmer die Neigung ist, welche an einen Menschen bindet, desto ausschließlicher empfängt man von ihm nur, was dem eigenen Wesen entspricht oder dasselbe ergänzt. Karl Mathy war festgefügt und dauerhaft an Leib und Seele, gescheut, wahrhaft, bescheiden. Sein Fühlen war stark und tief, durch heftige Erregung wurde

er nicht verwirrt, sondern gehoben, die heiße Leidenschaft in ihm war nur durch früh erworbene Herrschaft über sich selbst gezügelt; wo er liebte und ehrte, war er von inniger Hingabe, immer bereit sich zu vergessen; wenn ihn etwas verletzte, wies er es heftig, oder was den Betroffenen noch härter ankam, mit kaltem Hohn ab, und lange ist die Klage seiner Bekannten, daß er allzu scharf und schonungslos sei. In seiner wuchtigen und ernsten Natur war aber die Grundstimmung heiter und lebensfrisch, oft brach dieser Frohsinn anmuthig als feine Laune durch. An Energie und Willenskraft war er den meisten Menschen überlegen, ein starker, entschlossener Mann; wo ihn der Eifer erfaßte, griff er kräftig durch, auch da konnte er rücksichtslos bis zur Härte werden. In manchen großen politischen Fragen seiner Zeit wurde sein Urtheil sehr früh selbständig, in Vielem ging er seiner Umgebung mehre Schritte voraus, was ihm längst klar war, wurde Andern erst nach fruchtlosen Anläufen und falschen Schritten verständlich. Aber es war in der Regel sein Schicksal allein zu stehen, er hat stets einige treue Anhänger gehabt, nie eine Schule. Denn seiner Tüchtigkeit fehlte die behende Bewegung, die höfliche Nachgiebigkeit, rasches Eingehen in die Stimmung des Tages und der pathetische Schwung, welcher die Seelen der Menge anzieht. Er war im Ganzen weit mehr zu ernster Lehre und That als zu gefälliger Vermittelung und zur Kritik geboren. Dennoch wußte er, wo es ihm bei bestimmtem Geschäft darauf ankam, die Einzelnen klug und mit Ueberlegenheit zu behandeln, dann verstand er sehr gut diplomatisch zu schonen und dem Andern ohne Unehrlichkeit bequem zu werden. Aber derselbe Mann, der in den größten allgemeinen Interessen oft über Andern stand, sorgte für sein eigenes Interesse nicht mit der gleichen Ueberlegenheit. Was ihm ansprechend entgegenkam, von Menschen und Zumuthungen, dem gab er sich schnell und bereitwillig hin, und manches dauerlose Verhältniß, und manche getäuschte Hoffnung wurde ihm bereitet durch eine gewisse

Schwerfälligkeit, mit welcher sein Urtheil hinter dem auflodernden Eifer zurückblieb. Diese Eigenheit, auffallend bei einem ungewöhnlich gescheuten Mann, kam ihm zunächst aus einer Ueberfülle von sorglosem Muth, der durch die frühe Selbständigkeit hoch gesteigert war. Er barg sich die Bedenken und Schwierigkeiten nicht, aber er war sehr geneigt sie gering zu achten. Und um gerecht zu sein, auch die Freiheit der Wahl war ihm beschränkt. Denn ihn zwang die Noth des Lebens und die Sorge um die letzten Grundlagen der Existenz. Aber ebenso sehr ein anderes deutsches Angebinde, welches in der Wiege seinem Leben zugetheilt wurde. Der kräftige Mann hatte ein tiefes, untilgbares Bedürfniß zu vertrauen und zu ehren, darin blieb er völlig ein treuer Deutscher, der aus kleinem Lebenskreise herausgewachsen war. Diese Bereitwilligkeit bei Anderen die entsprechende Tüchtigkeit und Güte vorauszusetzen, hat ihm zuweilen persönliche Gegner geschaffen, wenn sich in ihm die Kritik fremder Schwäche nachträglich geltend machte, sie hat ihm selbst Enttäuschungen und Sorgen gehäuft, sie ist aber bis zu seinem Tode die Begabung seines Gemüthes gewesen, welche ihm nach den größten Leiden und den bittersten Erfahrungen Freude am Menschen und Freude am Leben erhielt, welche ihn überall schnell heimisch machte und ihm überall die Herzen derer gewann, die ihm nahe traten. Selten hat ein Deutscher sich in so vielen Verhältnissen versucht, denen einige Bedingungen der Dauer fehlten, aber selten hat Jemand so pflichtgetreu und wacker und kräftig die Schwierigkeiten besiegt, und selten ist Jemand durch die Erfahrungen, welche er darin machte, so wenig verdüstert worden, als er. Im Gegentheil, das Leben machte ihn milder und nachsichtiger und seine Freude an Allem, was ihm in Anderen gut und tüchtig erschien, inniger. Es dauerte lange und viel Lebenskraft mußte er verwenden, bis er eine sichere Herrschaft über die Verhältnisse gewann, bevor gebändigt wurde, was er zu reichlich besaß, und gesteigert, was nach seiner Anlage sich

nicht genug geltend machte. — Drei und zwanzig Jahre war er alt, als er seine Neigung für das Leben an ein Weib fesselte, einen großen Theil der Lehrzeit, welchen sonst der einzelne Mann mit geringer Sorge besteht, kämpfte er als Ernährer einer Familie durch, das Ringen war schwerer, der Gewinn sicherer.

Gleich in dem ersten Jahre der Ehe bedurfte er das Glück des Hauses, um nicht unlustig zu werden. Er schrieb eine Anzahl guter Artikel für sein Blatt, aber der Censor blieb unversöhnlich. Vollends im Jahr 1834 wurde der Zeitgeist durch die Censurlücken zu einem Schatten und die Abonnenten durch die leeren Blätter vermindert.

Mathy hatte schon das Jahr vorher eine kleine Schrift: Erläuterungen zur Gemeindeordnung herausgegeben, welche als bequemes Handbüchlein mehrmals aufgelegt wurde. (3te Aufl. Karlsruhe 1834.) In dieser schweren Zeit redigirte er die Aufsätze des Zeitgeistes, welche durch eine Denkschrift von Nebenius für den Beitritt Badens zum Zollverein veranlaßt waren, zu einer Flugschrift unter dem Titel: Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollverein, Karlsruhe 1834, Selbstverlag des Herausgebers. Die Schrift ist eine gemessene Abwägung der Nachtheile und Vortheile. Die Nachtheile: das geschmälerte Steuerbewilligungsrecht der Stände, Erhöhung einzelner Zölle namentlich auf Colonialwaaren, drohende Einführung des lästigen preußischen Mauthsystems gegen das Ausland. Die Vortheile: engere Verbindung der deutschen Staaten, freier Binnenverkehr, größere Stabilität der Zollgesetzgebung, günstigere Handelsverträge, Aussicht auf Eisenbahnen, Kanäle, Gewerbefreiheit. Die Vortheile sind überwiegend, der Beitritt wünschenswerth. — Dieser kühle Ton läßt gar nicht die Wärme erkennen, womit Mathy schon damals aus patriotischen Gründen den entstehenden Zollverein betrachtete. Die vorsichtige Haltung war aber durch seine Leser geboten, denn grade die Liberalen Süddeutschlands betrachteten die geschäftliche Verbindung mit dem Preußen der heiligen

Allianz als eine tödliche Gefahr für das Verfassungsleben ihrer Landschaften. Und was uns jetzt nach einer Erfahrung von 35 Jahren als unvollständige Würdigung des größten Fortschritts jener Jahrzehnte erscheint, war damals aus der Mitte der Entschiedenen eine mannhafte Erklärung selbständiger Gesinnung, durch welche Mathy werthe Gesinnungsgenossen sehr verletzte. Sein eigener Schwager Franz schrieb eine Schrift im entgegengesetzten Sinne, welche weit mehr gefiel. Wie innig ihm der Anschluß am Herzen lag, ist daraus ersichtlich, daß er die Schrift ohne Namen auf seine Kosten drucken ließ, von dem geringen Honorar, das er sich sorgenvoll erschreiben mußte, der arme Journalist, in denselben Monaten, wo ihm sein Blatt durch die Censur vernichtet, seine Freiheit durch Untersuchungen bedroht wurde, wo er sich fragen mußte, ob er selbst in der Heimath bleiben könne, um die er so patriotisch sorgte*).

Als ihm den 4. Mai 1834 ein prächtiger Knabe, sein Sohn August geboren wurde, da ahnte der Vater bereits, daß seine Zeitschrift nur noch wenige Monate dauern werde, und an der Wiege des Kleinen überlegte er sorglich, wie es jetzt mit ihm werden solle. Schon damals kam ihm der Gedanke nach der Schweiz zu gehen und dort eine Anstellung als Lehrer zu suchen. In denselben Wochen war es auch, wo er gegen seinen Freund Malsch den Wunsch aussprach, in der Druckerei Haspers das Setzen zu lernen. Er könne nicht wissen, ob er diese Technik nicht noch einmal brauchen werde. Er griff die

*) „Ich habe eine Schrift über den Zollverein geschrieben, allein da ich sie auf meine eigenen Kosten drucken ließ, so steht dahin, ob mir der Absatz auch nur die Druckkosten ersetzen wird. Mit dem Zeitgeist geht es dieses Jahr nicht glänzend, die in neuerer Zeit ganz unsinnig gewordene Censur verhindert den Stoff für die Leser auch nur einigermaßen interessant zu machen.“ Brief Mathy's an seine Mutter vom 3. März 1834.

Sache energisch an und wurde der geheimnißvollen Kunst in vierzehn Tagen mächtig. Während er einmal am Setzkasten stand und ein englisches Manuscript des Lord Stanhope über Kaspar Hauser gleich in deutscher Sprache setzte, kam Lord Stanhope selbst in die Druckerei, Malsch führte ihn zu dem Setzkasten Mathy's und sagte: „Hier habe ich einen Setzer, der aus dem Englischen in's Deutsche setzt." Verwundert sah der Engländer sein Manuscript und das Erstaunen wuchs, als Mathy ihn englisch anredete. Die Setzer in der Druckerei waren stolz auf ihren Collegen, sie hingen ihm mit großer Liebe an und suchten ihm ihre Gesinnung noch später in der Schweiz zu erweisen; er selbst aber freute sich oft, daß die erworbene Kunstfertigkeit ihm zu Statten kam, in der Schweiz, wo er die Aufsicht über eine Druckerei führen konnte, dann in Mannheim als Buchhändler; und noch als Minister in den letzten Jahren erwies er bei Staatsschriften, die er drucken ließ, behaglich seine Kenntnisse in Cicero und Corpus, in Correcturzeichen und Umbrechen.

Vergebens hatte Mathy die Leser des Zeitgeistes im letzten Jahre durch eine unpolitische Zugabe: „Blätter zur Unterhaltung" zu fesseln versucht, vergebens zog er im zweiten Halbjahr die Zeitschrift enger zusammen und stellte den Preis niedriger. Am Ende des dritten Vierteljahrs schloß er plötzlich mit der Erklärung: er halte nicht für angemessen, die Censurbehörde länger zu incommodiren, und könne den Lesern nicht zumuthen, sich mit dem zu begnügen, was die Censur übrig lasse.

Unterdeß war er bemüht andere Thätigkeit zu finden, er nahm seine Correspondenz und Kammerberichte für die Allgemeine Zeitung wieder auf. Er empfing mit Freude den Antrag, Mitarbeiter an einem neuen Unternehmen von Rotteck und Welcker, dem Staatslexicon, zu werden, und übernahm eine große Anzahl nationalökonomischer Artikel, die zu den besten des großen Lexicons gehören. In allen Wechselfällen

seines Lebens ist er diesem Werke treu geblieben, auch seit ihm Vieles darin nicht mehr gefiel, arbeitete er mit in dankbarer Erinnerung an den Werth, welchen die ersten Hefte für ihn gehabt hatten. In einer zweiten Auflage überarbeitete er seine Artikel und vervollständigte mehre Aufsätze Anderer. Als später durch die Buchhandlung Brockhaus eine dritte umgearbeitete Auflage hergerichtet wurde, hat er sich wenigstens der Revision seiner früheren Artikel nicht entzogen und noch in den letzten Lebensjahren daran gebessert.*) Eine literarische Thätigkeit von anderer Art wurde ihm nah gelegt, wenn er seinen kleinen Sohn in dem Arm hielt und an die Zeit dachte, wo er ihn zu kindlicher Geistesarbeit anleiten würde; er wurde Mitarbeiter an zwei periodischen Jugendschriften: „Quelle nützlicher Beschäftigungen", in vier Sprachen, deutsch, französisch, englisch, russisch, und „Bildersaal für Geschichte, Natur und Kunst". Darein schrieb er kleine belehrende Aufsätze, die er der Fassungskraft der Kinder wohl anzupassen wußte.

So kam und ging der Winter, Licht im Hause und draußen der Himmel bewölkt, immer noch schwebten die politischen Untersuchungen über ihm. Als das Frühjahr nahte, verlor er die Geduld.

*) Seine Artikel sind folgende: Abandon, Abgaben, Auflagen und Steuern, Abholzen, Ablösungsarten, Ablösungskapital, Abmachung, Abrechnen, Absatz, Acceptation, Accise, Ackerbau, Ackerbauinstitute (Zusätze), Aktiengesellschaften (Zusätze), Aktienhandel, Aktivhandel, Admodation, Aerarium, Agiotage, Alleinhandel, Amortisation, Anweisungen, Arbitrage, Assignaten, Aufkauf, Aufschlag, Ausgleichungsabgaben, Bank, Einkommen und Einkommensteuer, Eisenbahn (Zusätze), Englisches Bank- und Creditsystem, Finanzoperationen (Zusätze), Fruchtsperre im Jahr 1816, Geld (Zusätze), Geldumlauf, Gewerb- und Fabrikwesen (Zusätze), Glücksspiele (Zusätze), Grundsteuer (Zusätze), Gefällesteuer (Zusätze), Handel, Häusersteuer (Zusätze), Nationalökonomie, Octroi, Organisation der Finanzverwaltung, Papiergeld, Regie, Rheinoctroi, Schifffahrtsgesetze, Sperre, Stempel, Theuerung, Zehnt, Zoll, Zollverein.

Er hatte sich mit dem Plane getragen, eine Landtagszeitung für Baden herauszugeben, wie er sie sieben Jahre später einrichtete. Der gute Plan scheiterte, weil die Regierung eine Verweigerung der Concession in Aussicht stellte, wenn Mathy an dem Unternehmen betheiligt sei. Am 1. März 1835 wurde ein Bekannter Mathy's Lieutenant Sold in Durlach verhaftet, weil man bei Durchsuchung eines Handwerksburschen aus der Schweiz den Brief eines Flüchtlings an den Offizier entdeckt hatte. Durch die Haussuchung fand man ein Packet Briefe, welche Mathy dem Offizier zur Aufbewahrung übergeben hatte, nichts Gefährliches, aber doch Briefe von Flüchtlingen, welche Mathy für ihre Angelegenheiten in Anspruch genommen, auch zwei Briefe Itzsteins an Mathy, wahrscheinlich nicht frei von scharfen Aeußerungen gegen die Regierung. Endlich Ende März trat an spätem Abend Rotteck in Mathy's Zimmer mit einer Nachricht aus Rastatt, die Centralcomission zu Mainz habe wiederholt größere Strenge gegen die Umtriebe in Baden und Mathy's Verhaftung gefordert, das Hofgericht zu Rastatt habe zweimal abgelehnt, ihn zu verhaften, jetzt sei das Verlangen aufs neue gestellt, und man könne sich zu Rastatt dem Drängen nicht länger widersetzen; auch Hofgerichtsadvocat Sander — der liberale Abgeordnete, ein Bekannter Mathy's — rathe, daß sich Mathy auf einige Zeit entferne, wenn auch nicht auf lange. Dasselbe riethen andere Bekannte, auch Frau Anna redete tapfer zu. Er war tief gekränkt und zornig. Vor zwanzig Monaten waren die Akten jener ersten Untersuchung gegen ihn geschlossen worden und noch hatte man kein Urtheil gefällt, seitdem hatte man mehremal ohne Erfolg gesucht ihn strafbar zu finden, in zwei Jahren hatte man fünf Haussuchungen bei ihm vorgenommen. Jetzt glaubte er zu erkennen, daß die Behörden entschlossen seien, ihn auf jede Weise zu verderben. Ja, er mußte fort, aus der dumpfen Luft des Censurstaats wollte er hinaus in ein freies Land, wo das Wort nicht in Fesseln

lag, und wo er als Fremder größere Freiheit hatte, durch allerlei ehrliche Arbeit sich fortzuhelfen. In der Schweiz wollte er Lehrer werden. Er gedachte still vorauszugehen, seine Frau sollte ihm folgen, sobald er lohnende Arbeit gefunden.

Es war ihm hart von seinem Vaterland zu scheiden, sein Weib zu verlassen kurz vor ihrer zweiten Niederkunft und ihr fern zu sein in der schweren Stunde; seinen kleinen Sohn zu verlassen, dessen Anblick seine Wonne war. Aber grade diese Gedanken beflügelten ihm den Aufbruch, die Geliebte hatte als Braut den Schmerz gehabt ihn im Gefängniß zu sehen, in den nächsten Monaten, wo ihr jede Schonung Noth that, durfte die Angst um einen gefangenen Gatten nicht verderblich werden. Für sie war die Trennung minderer Schrecken als eine Haft.

So faßte er seinen Entschluß. Manche seiner Freunde in Baden meinten später, er hätte nicht nöthig gehabt zu gehen, ihm habe daheim keine ernste Gefahr gedroht. Allerdings, seine Theilnahme an Politik war nur die eines ehrlichen und gewissenhaften Journalisten gewesen, aber er hatte wiederholt Flüchtlinge der gerichtlichen Verfolgung entzogen, und jeder Tag konnte ihn deshalb schwerer Verantwortung unterziehen. Er hielt, durch die ewigen Quälereien der Polizei gereizt, in solcher Stimmung vielleicht das Verfahren der Regierung gegen ihn für persönlicher und boshafter als es war. Er war vielleicht auch allzu sanguinisch in den Hoffnungen, die er auf die freie Schweiz setzte. Dennoch mußte man sagen, als er ging, handelte er nicht unter dem Zwange einer plötzlichen übermächtigen Stimmung, sondern nach dem Zuge seines ganzen Wesens und nach einem alten Plane. So wie er damals war, hätte er in der Heimath nur schwer die Versöhnung mit dem politischen Leben der deutschen Staaten gefunden. Seine Absicht theilte er nur wenigen Vertrauten mit, erst aus Straßburg schrieb er davon

seiner Schwester und fügte hinzu: „ich habe ertragen, was nur immer möglich war, so lange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben.“

II.

In der Schweiz.

1.

Die Ankunft.

Am 30. März 1835 ging Mathy am frühen Morgen zu Fuß aus dem Thore von Karlsruhe, um durch die bairische Pfalz und den Elsaß die Schweiz zu suchen, seine Frau begleitete ihn bis Lauterbach. Es war ein trauriger Abschied, als er sich von ihr löste, er schritt einer unsichern Zukunft entgegen auf Flüchtlingspfaden, und hinter ihm folgte wie sein Schatten die Flüchtlingssorge. Da er den Elsaß betrat, wurde ihm eine Vorempfindung von dem Treiben, dem er sich näherte, an der französischen Grenze wartete sein Schwager Franz, um ihn in alte und neue Bedrängnisse einzuweihen. Dieser war mit den Flüchtlingen in der Schweiz zerfallen, das junge Deutschland, dessen Mitbegründer er selbst gewesen, hatte ihn unfreundlich, in düsterer Sitzung, zum Tode verurtheilt, nicht als einen Verräther, sondern weil er 300 Franken aus der neuen Bundeskasse zweckwidrig verwendet hatte. Man hatte sich enthalten, dies Urtheil dem Schuldigen mitzutheilen, damit er sich nicht in den Zeitungen darüber beschwere, auch hatte man in einem Rest von Menschenfreundlichkeit vorläufig die Execution nicht vollstreckt, aber die Sache war unter den Flüchtlingen doch bekannt geworden, es gab viel Kopfschütteln und üble Nachrede, und Mathy verwandte

einige Tage in Straßburg, um, soweit er vermochte, seinem Schwager die Fürsprache angesehener Liberalen zu werben.

Mathy war mit dem Entschluß abgereist sich von den politischen Plänen der Ausgewanderten ganz fern zu halten; was er jetzt sah und hörte, mußte ihn darin bestärken. Längs dem französischen Oberrhein war unter den Flüchtlingen und den Patrioten ein reger Verkehr, sie fuhren ab und zu, grüßten einander mit vertraulichen Zeichen, hielten geheimnißvolle Unterredungen und lagerten in den Wirthshäusern. Kam ein Handwerksgesell oder anderer Reisender, den sie als Gesinnungsgenossen betrachteten, so suchten sie ihn zu werben, ähnlich wie Korpsstudenten an der Landstraße die zureisenden Füchse. Zumal in der Landschaft von Basel, wo damals Stadt und Land sich feindlich getrennt hatten, trieben die flüchtigen Deutschen häufig umher. Als Mathy zu Fuß nach Liestal kam und im Gasthof sein Name genannt wurde, umdrängten auch ihn einige wandernde Politiker. Unter diesen Georg Peters aus Berlin, der in Greifswald Jura studirt hatte und von Bern ausgewiesen war, weil er als Comitémitglied des jungen Deutschlands einen Aufruf an das deutsche Volk und Militär unterzeichnet hatte. Dann der oft genannte Dr. Georg Fein aus Helmstädt. Er hatte in Braunschweig mitgeholfen, da Herzog Karl verjagt wurde, war als wandernder Burschenschafter auf süddeutschen Universitäten umhergezogen und hatte in gespreizten Reden eine neue Zeit verkündet, in der „Thor" und Wuotan nicht mehr die blutigen Opfer des Studentenduells heischen würden. Dann hatte er an der deutschen Tribüne des Dr. Wirth gearbeitet, war wegen des Hambacher Festes in Untersuchung gekommen und nach der Schweiz geflohen. Auch dort trieb er unstät umher, richtete deutsche Gesellenvereine ein, von denen er als „Vater Fein" geehrt wurde, predigte Unabhängigkeit des Menschen von unnützen Bedürfnissen, zu denen er Halstuch und Weste, aber auch Seife, Tischtuch und Teller rechnete, achtete jedoch

die trinkbaren Erfindungen der Civilisation; ein cynischer Gesell mit schiefen Augen, gestülpter Nase, struppigem Langbart, verworrenem Haar. Er war einer der wenigen Flüchtigen jener Zeit, welche bis zur Gegenwart gedauert und nach langen Irrfahrten in der Schweiz ein friedliches Alter gefunden haben.

Damals zu Liestal wurde Mathy von den Flüchtlingen in Feins Wohnung geladen, dort bemühten sie sich ihn in ihre Politik einzuweihen, ja, sie wollten ihn sogleich in ihren Bund aufnehmen, Mathy brach kurz ab, verweigerte jedes Ehrenwort ihre Mittheilung geheim zu halten und erklärte, daß er überhaupt nicht die Absicht habe, sich in der Schweiz mit Politik abzugeben. Fein war durch die Zurückweisung seines Antrages beleidigt, aber Mathy freute sich der Abfertigung. Er ging weiter, an den Freiheitsbäumen der Dörfer in Baselland vorbei, über die Höhen des Jura; an der Berner Grenze rief ihm ein Landjäger zu: „Wo wolli Si usi?“ Mathy, der ohne Paß war, gab keine Antwort und ging weiter.

Am 9. April kam er in Bern an. Dort traf er einen Universitätsfreund Stephani, der ihn fröhlich begrüßte und sogleich zu anderen deutschen Flüchtlingen, Bekannten Mathy's führte. Darunter war Freieisen mit seiner Frau, einer Frankfurterin, ein gutherziger, phlegmatischer Mann, welcher Musikstunden gab, sich um schöne Literatur kümmerte — er hat über Friederike von Sesenheim geschrieben, — gern und gut vorlas und den Theetisch des flüchtigen Haushalts durch die Poesie unserer großen Dichter zu verschönern wußte. Dann war Rauschenplat da, im Begriff, zu den Christinos nach Spanien abzugehen, und Professor Siebenpfeiffer, der nach seiner Flucht aus Frankfurt an der Universität Bern Collegien las und in Zurückgezogenheit unter seinen Büchern lebte, schon damals mit gebrochenem Lebensmuth. Mathy hatte Empfehlung an die Professoren W. Snell und Troxler, er wurde zuvorkommend aufgenommen und erhielt gute Hoffnung

auf Beschäftigung, ja auf eine Anstellung. Dennoch merkte er sogleich, daß es nicht mehr so leicht sei als einige Jahre früher, in der Schweiz gesicherten Aufenthalt zu finden. Die Zahl der Fremden, welche Arbeit suchten, war groß und die Behörden der Schweiz erwiesen sich, von den Großmächten bedrängt, nicht eben bereitwillig, den Flüchtlingen und was diesen ähnlich sah, ohne nähere Prüfung den Aufenthalt zu gestatten. Mathy hatte keine Legitimation mitgebracht und nur die Fürsprache einiger angesehener Männer verschaffte ihm die Erlaubniß in Bern zu bleiben. Da Freieisen grade ein Landhaus in Lindenegg gemiethet hatte mit schöner Aussicht und überflüssigem Raum, so gab Mathy sich bei ihm in Wohnung und Kost. Mit guter Laune richteten sich die Deutschen in dem Landhause ein, ein Karren mit Kühen bespannt brachte Mathy's Gepäck, das Brennholz fuhren die Männer selbst in kleinem Wagen bei heftigem Regen herzu. In dem Haushalt war das Leben ein wenig studentisch unordentlich und nicht grade reichlich, aber es war eine harmlose Geselligkeit, am Morgen das Frühstück mit Aussicht auf Mönch und Jungfrau, am Abend eine Flasche Landwein mit Shakespeare's Sommernachtstraum oder mit Jean Paul's Siebenkäs, am Tage schlenderten die Anderen umher und zehrten an ihren Hoffnungen, Mathy arbeitete. Er correspondirte für die Allgemeine Zeitung und schrieb fleißig für die Quelle nützlicher Beschäftigungen, er begann schon damals seine Schrift über die Abschaffung des Zehnten im Kanton Bern und verfaßte die Abhandlung: „Geschichte der Berner Finanzen" für Rau's Archiv, er gab deutschen Bekannten englische Stunde und richtete mit einigen Italienern gegenseitigen Unterricht im Italienischen und Deutschen ein. Den Abendgesellschaften der Flüchtlinge entzog er sich ganz; traf er einmal mit größerer Zahl zusammen, so verstand er vortrefflich die zudringliche Plumpheit der Schwächeren abzuweisen. Dennoch gab ihm unter den Deutschen Ansehen und Vertrauen, daß er gewisser-

maßen freiwillig gekommen war, nicht durch ein feindseliges Urtheil gehetzt. Und da er sorglich für Andere dachte, so kümmerte er sich sogleich um die Unterstützungskasse für die Hülfslosen, die er übel geordnet fand, er zeichnete einen Wochenbeitrag, der für ihn viel war, übernahm die Rechnung, entwarf ein Statut, und wurde mit Freuden in den Ausschuß des Unterstützungscomité's gewählt. Er hat, so lange er in Bern war, den größten Theil der wohlthätigen Arbeit für die hilflosen Deutschen besorgt. Snell und Troxler zeichneten ihn vor Anderen aus und waren um seine Zukunft bemüht. Man schlug ihm vor über Nationalökonomie an der Universität zu lesen, er aber meinte mit Recht, daß diese Thätigkeit ihm nur geringe Aussichten für die Zukunft und schwerlich eine Anzahl Hörer bieten werde, man stellte ihm auch Lehrerstellen in Aussicht, um die er sich bewerben könne. Unterdeß ergab sich nichts Sicheres. Am häufigsten besuchte er in diesen Monaten das Haus des Professor Siebenpfeiffer, dessen Gattin an unheilbarer Krankheit litt, und obwohl sie ihren Zustand recht gut erkannte, doch freundlichen Antheil an dem Geschick Mathy's nahm. Oft saß er neben der Kranken und war mit zarter Theilnahme um sie bemüht, die stille Trauer, welche über dem Hause lag, entsprach der sorgenvollen Stimmung seines Innern.

Die beste Freude fand er an der Natur und der kräftigen Rührigkeit des Schweizervolkes. Im Frühlingslicht glänzte um ihn eine neue Welt, die Pracht der Alpen erfüllte ihn an jedem Tage mit neuem Entzücken, so lange er lebte, gaben die Bilder großer Natur seinem Sinn erhebende Eindrücke und poetische Stimmung. Aber auch die bunten Trachten der Einwohner, Sitte und alterthümlicher geselliger Brauch freuten ihn sehr. Er beobachtete einen Aufzug junger Schweizer, die, theils Oberländer theils Emmenthaler, bei einem Volksfest zu Pferde und Fuß in Kostüm durch die Straßen Berns kamen in Ritterrüstungen, als Türken, als alte Schweizer,

wobei Wilhelm Tell und sein Sohn nicht fehlten, mit zwei Bären, einem schwarzen und einem weißen, mit Fahnen und Musik. So zogen sie durch die Straßen, machten zuweilen Halt, tanzten und führten Kunststücke auf, zuletzt gingen sie vor die Stadt und begannen den Schwingkampf, in dem die Emmenthaler Sieger blieben.

Während er Arbeit suchte und mit den Menschen sich einlebte in frischer Empfänglichkeit für Gutes, das sie ihm boten, Widerwärtiges kurz von sich abhaltend, waren seine Gedanken doch immer bei der Heimath. Er las in der Fremde mit patriotischer Freude, daß Baden am 17. Mai dem großen Zollverein beigetreten war. Und er lebte im Stillen immer mit ihr, die er in schwerer Frauensorge zurückgelassen, und mit dem Knaben, der vielleicht den fernen Vater nicht wiedererkennen würde, und wenn er in seinem Tagebuch die schöne Landschaft schilderte, setzte er für sich selbst hinzu: „liebe Nanny, ich sage dies zu dir“. Sein frohester Gedanke war, daß er mit seinen Lieben in dieser Alpenherrlichkeit zusammen leben werde. Wenn er aber vergebens einen Brief Anna's erwartete, dann packte den leidenschaftlichen Mann eine furchtbare Angst und unter quälenden Träumen und Schreckensgedanken über ihre Lage verbrachte er die Stunden der Einsamkeit, dann saß er finster unter den Anderen und schwor grimmig, keinen Menschen zu sehen, bis er Kunde habe.

Als er erfuhr, daß am 23. April seine Frau von einem Knaben glücklich entbunden sei, vermochte er vor Glückseligkeit nicht zu schreiben, er fing sogleich einen Brief an, aber er sah, daß Mangel an Verstand darin war, schickte ihn nicht ab und schrieb am nächsten Tage einen andern. Sogleich aber begann von Neuem die Angst um ihr Befinden. Endlich nach langem Sehnen und verzweifelter Ungeduld erhielt er am 27. Mai Nachricht, daß sein Sohn auf den Namen Karl getauft, daß seine Frau in der Genesung sei und daß sie in vierzehn Tagen mit einer Dienerin nach der Schweiz

kommen werde. In steigender Aufregung vergingen die Tage, es wurde ihm fast unmöglich zu arbeiten, ja auch nur seine Aufmerksamkeit auf etwas fest zu richten, emsig trug er Unentbehrliches in seine kleine Wohnung, und rüstete sich seiner Frau bis an die Grenze entgegenzugehen. Unterdeß las er immer wieder die letzten Briefe Anna's, wendete den Kalender um und dachte an die Stunde wo er sie wiedersehen würde. Aber bange Ahnung und Sorge schlich über die frohe Erwartung, sie gewannen die Oberhand. Würde sie genesen? Würden die Verwandten und Freunde, denen er die Sorge für das Liebste übergeben hatte, sie auch ziehen lassen, mit zwei kleinen Kindern, in das fremde Land, in eine unsichere Zukunft? Denn er hatte Fremden das Recht eingeräumt, für das Wohl seiner Frau zu sorgen; was war denn er selbst in diesen schweren Wochen für sein Weib? Ein Flüchtiger, der vergebens die Mittel suchte, ihr und seinen Kleinen Sicherheit des Lebens zu geben. Er erwartete den Brief mit der Nachricht, an welchem Tag seine Frau die Schweiz betreten werde; aber der kräftige Mann hatte nicht den Muth auf der Post darnach zu fragen, weil er fürchtete, der Eindruck einer verneinenden Antwort werde so gewaltig sein, daß er ihn vor den Anwesenden nicht verbergen könne. Er ging in die Stadt, las Zeitungen und kehrte wieder zurück ohne die Post aufzusuchen. Endlich stürmte er doch hin und wieder hin: kein Brief! Da eilte er außer sich vor Zorn und Verzweiflung in das Freie, ein Bekannter, den er traf, wies nach dem Himmel, wo ein schweres Gewitter heranzog. Dem Ungeduldigen war das grade recht. Als er in das Gehölz bei Reichenbach kam, brach ein ungeheures Wetter über ihn los, der Regen rauschte wie ein Gießbach, große Hagelstücke schlugen Blätter und Aeste um ihn herab und fuhren wie Peitschenhiebe um seine Mütze und seine Hände, dichter Nebel füllte das Gehölz, die Straße verwandelte sich nach wenigen Sekunden in einen reißenden Strom. Wie betäubt suchte er durch den

Aufruhr der Elemente seinen Weg. Aber der Kampf in der Natur löste ihm die Spannung. Auf der Rückkehr sah er die Getraidefelder vom Hagel zerschlagen, die Kirschen haufenweise auf der Straße liegen. Das Gewitter währte über zwei Stunden, der Donner rollte furchtbar, die Blitze flogen wie Raketen über die Stadt. Und er ging erfrischt nach Hause um einen herzlichen Brief an seine Frau zu schreiben. Glücklicherweise brachte der nächste Morgen einen Brief Anna's mit der Nachricht, daß sie am Abend des 16. Juni in Basel eintreffen werde.

Von seinem Freunde Stephani begleitet brach Mathy von Bern auf, seinen Lieben über den Jura bis nach Basel entgegenzugehen. In einer Ungeduld, die ihm fast die Besinnung nahm, ging er von Basel zum Thore hinaus bis an die badische Grenze, dort sah der Auswanderer in die dämmerige Landschaft seiner Heimath hinein, die er nicht zu betreten wagte; er konnte nichts erspähen. Er ging wieder zurück. Sie kommt nicht. Da geriethen ihm die Gedanken in einen Wirbel, daß er für seine Sinne fürchtete, eine Angst überkam ihn, die ihm fast das Herz brach, endlich fand er Erleichterung in einem Strome von Thränen. Er winkte dem Freunde, daß dieser statt seiner noch einmal an das Thor gehen möchte. Während er so aufgelöst im Schmerze saß, rollte ein Wagen, sein Weib stand im Zimmer und hielt ihm den Sohn entgegen, den das Auge des Vaters noch nicht geschaut hatte.

Am nächsten Morgen fuhr er als ein glücklicher Mann seine Familie über Solothurn nach Bern. Die Wohnung zu Lindenegg war doch nur ein Gesellenquartier und bestand schlecht vor der neuen Hausfrau. Als Mathy die Thür öffnete, schlug ihm der dicke Rauch entgegen, der neue Hausrath, den er gekauft, war in Unordnung, Einiges fehlte, die garstigen Dienstleute in der Küche verschwanden, und der glückliche Vater mußte gleich nach der Stadt eilen, Brot, Nachtlichter und ein Feuerzeug kaufen; die Kinder schrieen, der

kleine August litt am Husten, der Vater spielte mit ihnen, trug sie auf den Armen und kochte Thee. Und wieder eilte er nach der Stadt noch manches Hausgeräth zu erwerben, denn für eine Wiege hatte er zwar gesorgt, aber anderer Bedarf einer Kinderstube fehlte sehr. Die erste große Ausgabe war ein schöner Kinderwagen.

Nur wenige Tage konnte sich Mathy des friedlichen Stilllebens in seiner Familie erfreuen, dann mußte er nach Biel aufbrechen, dort sein neues Amt anzutreten.

Denn er hatte eine Anstellung gefunden. Und das war so gekommen. In den ersten Tagen seines Berner Aufenthaltes war ihm bei einem Bekannten ein kleiner brauner Flüchtling aus Italien unter dem Namen Roussilon vorgestellt worden, es war Angelo Usiglio, ein Israelit aus Modena, kein Gelehrter, aber ein zuverlässiger Mann, der vertraute Cassirer und Geschätsführer Mazzini's. Neben ihm Giovanni Battista Ruffini und dessen Bruder Agostino, zwei schöne hochgewachsene Jünglinge, Genuesen aus angesehener Familie, denen ihre vornehme Bescheidenheit und ihr Schicksal eine ungewöhnliche Theilnahme bei den warmherzigen Deutschen verschafft hatte. Man erzählte, daß sie ihrer Sache große Geldopfer gebracht und die glänzendsten Aussichten preisgegeben hatten, daß ein dritter Bruder sich aus Verzweiflung im Gefängniß getödtet, daß sie selbst nur mit großer Gefahr und durch die Anstrengungen einer heldenhaften Mutter dem Tode entgangen waren. Die Italiener und Mathy hatten einander wohl gefallen, sie hatten in gutem Einverständniß über Literatur und Heimath geplaudert. Allmählich machte sich's daß sie übereinkamen, einander gegenseitig italienisch und deutsch zu lehren. Diese Stunden, bei denen Mathy mehr lernte als die Italiener, wurden wieder Veranlassung, daß Usiglio dem Deutschen, dessen Wesen er wahrscheinlich prüfend beobachtete, eine Abhandlung Mazzini's zur Uebung im Lesen und Uebersetzen gab. Mathy sprach seine Uebereinstimmung mit großen

Gedanken darin aus, Usiglio gönnte ihm dafür Mittheilungen über Mazzini. Darauf erhielt Mathy ein kurzes artiges Billet von Mazzini, worin ihn dieser ersuchte, den Prospekt für eine neue Zeitung: „La jeune Suisse“ in's Deutsche zu übersetzen. Das that Mathy. Darauf kam Usiglio zu ihm und bot ihm die Stelle des Uebersetzers bei dem neuen Journal, das zu Biel in französischer und deutscher Sprache erscheinen sollte, mit 1200 Schweizer Franken Gehalt an, und Usiglio kam grade in den Tagen, wo Mathy in leidenschaftlicher Bewegung um das Schicksal und die Reise seiner Frau sorgte. Der Antrag traf die rechte Stunde, er bot Mathy genau Alles, was an festem Gehalt nöthig war, um einer Familie den Unterhalt zu sichern, er hob ihn auf einmal aus demüthigender Sorge, er war wahrscheinlich auch freundlich für Mathy gemeint, und doch — Mathy bat sich kurze Bedenkzeit aus. Die Zeitung hing mit einer Gesellschaft zusammen, der er unter keinen Umständen angehören wollte. Aber was darin gedruckt werden durfte, hatte völlig nichts mit dem Geheimbund zu thun, eine Zeitung ist kein Schlupfort, in dem sich Geheimnisse bergen, und er sah wohl, daß er mit der Tendenz des Blattes in den Hauptsachen einverstanden sein könnte. Er sprach darüber mit Siebenpfeiffer und dessen Frau, beide redeten nicht zu. Endlich nahm er doch an, — es war an dem Tage vor jenem Gewittersturm — er machte nur die Bedingung, daß er die Stellung jederzeit ohne Angabe des Grundes verlassen könne. Man ging bereitwillig darauf ein. Es war ihm gesagt worden, daß die Zeitung zum 1. August beginnen solle, jetzt wurde der 1. Juli als Anfangstermin festgesetzt und Mathy erfuhr, daß er sogleich nach Biel übersiedeln müsse.

So spann sich der Faden, an welchem Leben und Glück Mathy's während der nächsten Jahre hängen sollte.

2.

Giuseppe Mazzini.

Bei weitem der einflußreichste unter den Flüchtlingen jener Zeit war Mazzini. Den Machthabern Europa's galt er für einen ruchlosen Verschwörer und gewissenlosen Chef von Meuchlerbanden, den entschiedenen Liberalen für einen reinen Charakter, tiefsinnigen Politiker, für den großen Märtyrer der Freiheit. Denn die Culturzustände Italiens in unserem Jahrhundert wurden damals vom Auslande vielleicht weniger verstanden als die Cultur des alten Roms unter Nero und Papst Leo X. In dem Mutterlande der geistlichen Congregationen und frommen Brüderschaften nahm jeder Verein zu politischem oder socialem Zweck die mittelalterliche Form einer Bundesbrüderschaft an. Wie die geistlichen Orden gegenüber den weltlichen Staaten das unsittliche Recht behaupteten, alles Denken und Thun ihrer Mitglieder zu beherrschen, ja in geistlicher Gerichtsbarkeit über Schicksal und Leben derselben zu entscheiden, ebenso schlossen sich die entgegengesetzten Bestrebungen im Volke durch Symbole, Erkennungszeichen, Grade, geheime Obere sorgfältig von dem Staat und den Nichteingeweihten ab. Wie jeder Mönch wurde auch der Liberale ein zugeschworener Mann, welcher seinen Oberen in allen Ordenssachen unbedingten Gehorsam gelobte, und wie der abtrünnige Mönch durch geheimes Ordensgericht zu lebens-

länglicher Klosterhaft und Einmauerung verurtheilt wurde, weil die Aufklärung des weltlichen Staates nicht mehr gestatten wollte ihn auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen; grade so wurde der Verräther eines politischen Geheimbundes durch geheimes Gericht seiner Häupter gefehmt und dem Messer der Brüder überliefert. Sogar die humanen Freimauer waren in Italien zu Verschwörern geworden, aus ihnen und gegen sie entstanden zahlreiche Geheimbünde, seit der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons I. rührten sie sich in jeder Landschaft und für jedes Parteiinteresse. Nicht nur für Republik, Verfassung und Menschenrechte, sondern ebenso eifrig für die Legitimität und römische Kirche. Gegen die Carbonari, Köhler, welche sich seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus Neapel über die Halbinsel breiteten, stand in Neapel die reaktionäre Genossenschaft der Calderari, Keßler, im Kirchenstaat die der päpstlichen Sanfedisten. Immer war bei diesen Verbindungen die Tendenz der Führer, sich in besonderen Vereinen über die Masse zu erheben, um unerkannt zu bleiben und besseren Schutz gegen Verrath und Spionage zu finden. So standen über den Sanfedisten die Concistoriali, Kardinäle und Adeliche der Kirchenpartei, so über den Carbonari die Welfen, später die Hohe Venta. Diesen leitenden Genossenschaften gehörten dann auch die Führer der größeren Verbindungen mit ähnlichem Zweck an. Sogar die Banditen hatten einen Verein der „alten Marschälle“ als Verbindung der Häupter. Diese Vereine übten nicht nur Gerichtsbarkeit bis zum Tode über die eigenen Mitglieder, sie fällten Urtheile auch gegen ihre Gegner. In Italien ist hinterlistiger Mord noch jetzt ein nationales Laster, vollends politischer Meuchelmord galt in dem Vaterlande des Mucius Scävola und Brutus, des Macchiavelli und Borgia sogar oft als hohe Tugend. Die Ritterlichkeit der Germanen, welche dem Todfeind gleiche Waffe und gleichen Vortheil einzuräumen befiehlt, ist den Italienern in der Regel ebenso unverständlich, wie sie

Griechen und Römern war, auch im oberen Theil der Halbinsel, wo deutsches Blut in der Bevölkerung überwiegt, ist dieses Ehrgefühl der Ahnen in der Empfindung des Volkes geschwunden. Und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß in einem Volk von edelster Anlage, dessen kluger Geist, feine Empfindung und leidenschaftliches Pathos so oft den anderen Culturvölkern imponirt haben, noch im Jahr 1815 der Einzelne und sein Leben sehr wenig werth waren, und daß die Pfaffenherrschaft und schwache Landesregierungen dort eine Corruption der Verwaltung und des Rechts, eine Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums bewahrt hatten, welche den besten Männern der Nation Ehrgefühl und politische Sittlichkeit verminderten.

Die Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften ist schwer abzuschätzen. Sie haben seit dem Anfange unseres Jahrhunderts wesentlich dazu geholfen, die Italiener zu politischer Theilnahme aufzuregen, und später das Verlangen nach einem einheitlichen Staat populär zu machen. Wo sie revolutionäre Aufstände veranlaßten, sind sie fast immer an Ueberschätzung ihrer Kräfte, an Untüchtigkeit der Führer und Unzuverlässigkeit der meisten Mitglieder kläglich gescheitert, vergebens suchten sie durch furchtbare Eide, durch geheime Verurtheilungen und Dolchstöße ihren Bund zu sichern, und ihre Pläne dadurch zu bergen, daß sie ihre dienenden Genossen über die Personen der Führer in Unsicherheit ließen. Derselbe Mangel an politischer Redlichkeit, welcher Verschwörer machte, schuf auch Verräther; die Gesellschaften kämpften unablässig und fruchtlos gegen Spione, welche sich immer wieder bis zu hohen Graden in die Führerschaft einzudrängen wußten, gegen die Charakterschwäche ihrer Leiter, denen im entscheidenden Augenblick der Entschluß fehlte, und gegen das eitele phrasenhafte Gebahren der Mitverschworenen, welche sich in dem düstern Geheimniß der Vorbereitungen gefielen und im Licht des Tages die Festigkeit von Kriegern schwerer fanden, als die von duldenden Opfern.

Die größte Thätigkeit erwiesen seit 1815 die Carbonari, sie hatten Murat unterstützt und gegen ihn gearbeitet, sie erhoben sich 1820 in Neapel für die spanische Verfassung, welche keiner von ihnen kannte, und machten den Kronprinzen von Neapel zum Generalstatthalter, wofür dieser, der eben erst Haupt der Keßler gewesen war, die roth-schwarz-blaue Schleife der Köhler an seine Brust steckte. Sie spielten 1821 bei der Militärrevolution von Piemont mit, bewaffneten ihre Studenten im Universitätsgebäude zu Turin, ließen durch ihre Offiziere zu Alessandria die Wiederherstellung des Königreichs Italien proklamiren und wußten einige verhängnißvolle Stunden des Prinzen von Carignan, Karl Albert, zu beeinflussen. Nach der österreichischen Restauration durchzogen sie die ganze Halbinsel mit ihren Minengängen, seitdem scheinen die landschaftlichen Schwurgesellschaften sich enger geeinigt zu haben, sie verbanden sich mit den geheimen Gesellschaften in Frankreich, die Hohe Venta trat unter den Einfluß französischer Interessen und constituirte sich zu Paris als Haute Vente Universelle.

Giuseppe Mazzini, ein junger Rechtsgelehrter, im Jahr 1808 aus wohlhabender und angesehener Familie Genua's geboren, war vor dem Jahre 1830 Rekrut der Carbonari gewesen. Die italienische Jugend war schon damals mißtrauisch gegen Willensstärke und Zielpunkte ihrer unbekannten Leiter, ihr galt aber doch für werthvoll, daß in dem Bunde ein Sammelpunkt der Patrioten vorhanden sei. Auch Mazzini übte sich frisch weg mit seinen Altersgenossen in den ersten Proben der Verschwörungskunst. Bald verfiel er dem gewöhnlichen Schicksal verrathen zu werden, und zwar, wie er annahm, durch einen der hohen Würdenträger des Bundes; er wurde mit Anderen verhaftet, dabei auch der Mann, welcher für den Chef der Carbonari in Genua galt. Als Mazzini mit seinen Genossen zwischen Gensdarmen fortgeführt wurde, gelang ihm auf dem Wege in der Nacht dem Andern,

in dem er den Häuptling vermuthete, zuzuraunen: „es ist möglich, daß ich vor Ihnen frei werde, geben sie mir Aufträge, nennen Sie mir Namen von Häuptern der Hohen Venta in anderen Städten Italiens.“ Der Häuptling antwortete hülflos: „ich weiß Ihnen keinen Auftrag zu geben und keinen Namen zu nennen, aber ich bekleide Sie mit meiner ganzen Vollmacht.“ Mazzini zuckte die Achseln, diese Gesellschaft schien ihm unfähig etwas Gemeinsames durchzuführen. In der Veste Savona saß er fünf Monate, von dem hohen Gemäuer sah er wie aus einem Adlernest auf das glitzernde Meer hinab. In diesem Kerker faßte er den Plan einen neuen Bund zu stiften unter der heißen Jugend Italiens gegen die alten Träger ausgeglühter Kohlen, und er gelobte sich für diesen Bund zu leben, sobald er frei werde. Sein Leugnen und der Mangel an Beweisen öffneten ihm das Gefängniß, man ließ ihm die Wahl zwischen polizeilicher Beaufsichtigung in einer kleinen Binnenstadt Piemonts oder Verbannung auf unbestimmte Zeit. Es war charakteristisch für ihn und wurde sein Verhängniß, daß er — im Beginn des Jahres 1831 — die Verbannung wählte. Die letzten Monate hatten den Italienern nicht nur die Julirevolution, auch den Tod des Pabstes und des Königs von Neapel gebracht, in Mittelitalien rührten sich überall die Verbündeten, am herzhaftesten die von Modena gegen die ungewöhnliche Erbärmlichkeit ihres Herzogs Franz IV. Es waren tapfere Knaben, die Blüthe des Landes, welche dort unter Waffen traten. Mazzini wagte sich heimlich nach Savoyen zurück, ging von da nach Genf und Lyon, wo die alten Emigranten eine Expedition vorbereiteten, und als die französische Regierung hinderte, nach Corsika, wo die Verschworenen sich sammeln wollten. Aber die Aufregung in Italien wurde unterdrückt, wieder waren, wie die Jugend behauptete, die Führer schwach gewesen; Mazzini ließ sich in Marseille nieder. Da bestieg Karl Albert am 27. April 1831 den Thron Sardiniens.

Der König hatte zehn Jahre zuvor für einen Genossen der Carbonari gegolten, viele italienische Patrioten setzten ungemessene Hoffnungen auf ihn. Um dies Vertrauen als nichtig zu erweisen, richtete Mazzini, der den Sinn des Königs zu erkennen glaubte, einen offenen Brief an diesen, worin er ihm seinen früheren Abfall von der Sache Italiens vorwarf und die harmlose Zumuthung stellte, zur Sühne seiner Schwäche jetzt für Italien die Rolle Washingtons zu übernehmen, und er setzte dem Brief als Motto die Formel der spanischen Cortes vor: „y si no, no.“ Er wartete einige Monate, die Antwort der Regierung war, daß Mazzini's Signalement an alle Küstenwachen ausgetheilt wurde. Und grade in diesen Monaten hing sich ein unheimliches Gerücht an Mazzini's Namen. Zu Rodez in Südfrankreich wurden in der Mittagsstunde des 31. Mai 1831 zwei italienische Flüchtlinge, Emiliano und Lazzareschi mit der Frau des einen durch Dolchstiche niedergestreckt, nur die Frau blieb am Leben, ein Spion lieferte der Behörde die Copie eines geheimen Todesurtheils, das in barbarischem Italienisch abgefaßt und von Mazzini und La Cäcilia unterschrieben war; aber die Assisen von Aveyron sprachen Mazzini frei, weil sie befanden, daß der Zettel des Spions gefälscht, und der Mord Folge eines entstandenen Streites sei. Jedenfalls gehörte Mazzini damals nicht zu den Häuptern der Carbonari und der Venta. Die Polizei der Großmächte jedoch fuhr lange fort ihm jene Frevelthat zur Last zu legen, viele Jahre nachher wurde der Fall in England öffentlich besprochen, damals als der Minister Graham die unter Mazzini's Adresse einlaufenden Briefe erbrechen ließ, bis er durch Angriffe im Parlament zu einer Art Ehrenerklärung für Mazzini veranlaßt ward. Endlich wurde diese erste Anklage über späteren, zuletzt über den Bomben Orsini's, vergessen.

Nach der Abrechnung mit Karl Albert gründete Mazzini Anfang 1832 die Gesellschaft des jungen Italien, in scharfem

Gegensatz zu den alten Gesellschaften der Carbonari. Die Carbonari hatten alle Unzufriedene aufgenommen, auf die Zahl, nicht auf die Tüchtigkeit der Mitglieder gesehen, sie hatten weder feste Principien noch Zielpunkte gehabt, ihre Führer waren im Ganzen für den Bundesstaat und verfassungsmäßige Monarchien gewesen, hatten ihre Kraft im Militär, Patriziat, dem wohlhabenden Bürgerthum gesucht und gern mit der Diplomatie unterhandelt, sie hatten sich an Frankreich gehängt und gedachten die Zukunft Italiens von dem guten Willen dieser Macht abhängig zu machen. Der neue Bund dagegen forderte Befreiung des Bodens und der Geister von fremder Herrschaft. Ihm galten die privilegirten Klassen Italiens für verderbt, nur in dem Volke sah er Kraft und einzige Grundlage der Nationalität, er forderte eine Republik Italiens ganz für das Volk und durch das Volk, aber auch Bildung und Erziehung zur Freiheit. An Stelle der Willkür, des Egoismus, der Rache soll das Pflichtgefühl treten, in dem Bunde selbst an Stelle des alten Geheimnißes und des mystischen Formenkrams offene Verkündigung seiner Grundsätze und Lehren, das Geheimniß darf nur für „die inneren Operationen" bleiben. Der Bund braucht Apostel für seine nationale Mission, und diese Verkünder der neuen Lehre sollen zunächst die Verbannten sein. Noch höhere Ziele hat der Bund zu erstreben, eine neue Versöhnung des Individuums und der Gesammtheit des Volkes, er soll einen vergeistigten und humanisirten Gottesglauben an die Stelle des Papstthums und des französischen Skepticismus und Materialismus setzen, soll den alten Zwist zwischen heiliger Ueberlieferung und dem Gewissen des Einzelnen durch die neue Idee der Humanität versöhnen. Die Bekenner des neuen Staats werden weder Protestanten noch Katholiken sein, an Stelle des geoffenbarten Christenthums wird zuletzt der Glaube an den Gott treten, welcher sich unablässig in dem Menschengeschlecht offenbart.

Aber dieses letzte und größte Ziel der Genossenschaft

ziemte klug zu verhüllen, nur die Weisen des Bundes durften es kennen. Denn in der katholischen Kirche sah Mazzini damals noch ein Mittel zur Wiedergeburt Italiens, sie zuerst müsse nationalisirt werden, denn der katholische Glaube sei einmal der intimste Ausdruck italienischer Nationalität, und zwei Reformationen zu gleicher Zeit, eine kirchliche und eine politische, vermöge überhaupt kein Volk durchzukämpfen. Unterdeß sei es Aufgabe, die Kirche mit der Kritik und den Idealen zu erfüllen, welche der deutsche Protestantismus, die Freimaurer und die Dichter Deutschlands und Italiens verkündet hätten.

Für dieses System grub Mazzini rüstig seine Minengänge. Das junge Italien gründete zu Marseille ein Journal: „La giovine Italia“ und ließ populäre Belehrungen und Broschüren drucken; die Verbindung gewann Anhang in der italienischen Handelsmarine, welche fast ganz der nationalen Lehre zufiel, darunter der Rizzarde Maria Joseph Garibaldi, damals Kapitän eines Handelsschiffs, der deshalb noch im April 1864 zu London in einem Toast den Mazzini als seinen verehrten Lehrer begrüßte. Durch die Schiffer und beträchtlichen Kostenaufwand überschwemmte der Bund Italien mit seinen Schriften. Die Abneigung gegen die Carbonari vorsichtig bergend, setzte er sich in Verbindung mit allen fremden Geheimgesellschaften, ohne einer die Herrschaft einzuräumen, an allen geeigneten Punkten der Landgrenze errichtete er Stationen, zu Malta und Corsika für die Seeküsten.

Die französische Regierung hatte Mazzini im Jahr 1832 internirt, gern hätte sie sein Journal unterdrückt, aber das Blatt hielt sich vorsichtig und gab keine rechte Veranlassung, da wies sie Mazzini aus Frankreich aus, aber er wußte sich so klug abzusperren, daß er sich noch ein Jahr gegen alle Nachforschungen der Polizei in Frankreich behauptete. Unterdeß machte die Organisation des Bundes schnelle Fortschritte, er verbreitete sich von den Grenzen über die ganze Halbinsel.

Eine plötzliche Begeisterung durchfuhr die Thatlustigen. Was die Verbrüderung forderte und ahnen ließ, war genau im Geiste der Zeit, jede Phrase erschien dem Sehnen der italienischen Jugend wie eine Verheißung, man fühlte sich wieder stark gegen die bestehende Gewalt und lustig zu neuem Wagen. Eine Erhebung wurde mit den Führern in Italien verabredet. Mazzini selbst unternahm vom Auslande Savoyen zu insurgiren. Aber das junge Italien bestand seine erste Probe schlecht, die neuen Leiter hatten keine Erfahrung, die alten Carbonari verhielten sich feindlich, die Regierung von Sardinien entdeckte durch einen Zufall die Verzweigungen der Gesellschaft in der Artillerie, der bevorzugten Waffe Piemonts, und wußte durch energische Maßregeln den rechtzeitigen Ausbruch zu hindern. Mazzini aber ging doch aus Frankreich nach Genf und unternahm unter üblen Ahnungen den kraftlosen Einfall nach Savoyen. Er hatte sich, um das Geld dafür zu erhalten, widerwillig entschlossen, von dem Grundsatz des jungen Italiens: „a cosa nuova uomini nuovi, principii non nomi“ abzugehen und die Expedition unter den Befehl des Ramorino, eines Glückssoldaten der Insurrection, zu stellen, er hoffte wahrscheinlich den alten Haudegen zu überwachen, fand aber, daß seine Einwirkung auf ihn geringer war als die der Pariser Venta. Ramorino organisirte die traurigen Aufstände von Grenoble und Lyon und versäumte darüber die Zeit für Savoyen. Die Expedition scheiterte an der Grenze. Mazzini verstand auf seine Niederlage durch einen hellen Angriff zu antworten. Er brach öffentlich mit den Carbonari, schalt ihren veralteten pfäffischen Formkram, klagte ihren Centralausschuß, die berüchtigte Hohe Venta an, sie brüte zu Paris über der absoluten Einheit Europa's im Sinne Gregor VII., sie wolle die Principien der Freiheit durch Frankreich, durch Paris, ja durch einige Ehrgeizige ausnutzen lassen, ihre schlechte Maschine werde im Geheimen durch die Kabinette Europa's gelenkt. — Darauf barg er sich in der Schweiz und knüpfte

dort in geheimnißvoller unendlicher Thätigkeit die zerrissenen Fäden seiner Verbindung wieder zusammen. Es war bezeichnend für ihn, wie er das that. Seine Theorie war schon vorher recht umfangreich gewesen, jetzt baute er das System noch höher. Konnte die Jugend Italiens allein sich nicht frei machen, so mochten andere Völker helfen. Er war jetzt unter mißvergnügten Schweizern, Deutschen, Franzosen, Polen, er setzte also zu seinem luftigen Hause neue Flügel und ein höheres Stockwerk.

In dem Verbrüderungsakt des jungen Europa vom 15. April 1834, welchen Mazzini ausarbeitete, und in seinem Buch: foi et avenir stellt er wieder der alten Schule der Menschenrechte seine neue Schule der Pflicht gegenüber. Aller politische Fortschritt hat sich auf die Nationalität zu stützen, jedes Volk hat eine andere Bestimmung und fördert die letzten Zwecke der Menschheit. Endziel ist die Gleichberechtigung Aller in einer republikanischen Verbindung der Völker, jedes Volk entscheidet auf Nationalcongressen über seine eigenen Angelegenheiten, die allgemeinen Interessen auf einem gemeinsamen Congreß. Dafür soll sich die Jugend aus ganz Europa in nationalen Bündnissen sammeln. Jede Landsmannschaft soll sich nach dem Vorbild des jungen Italiens constituiren, ihre Verfassung nach den Bedürfnissen ihres Volksthums selbständig formen, alle Landsmannschaften zusammen bilden das junge Europa, welches durch einen Centralausschuß der Führer unter Mazzini's Vorsitz geleitet wird.

In dem Vaterlande von Kant und Hegel ist es schwer zu begreifen, wie ein solches Ideal eines Zukunftsstaates, das sich nur in einer Reihe von Phrasen offenbart und die realen Staatsverhältnisse mit kalter Nichtachtung verwirft, seinen Erfinder zu einem vielbesprochenen Politiker machen und die gebildete Jugend einer menschenreichen Nation länger als ein Jahrzehnt mit opfermuthiger Hingabe erfüllen konnte. Unsere Fanatiker sind fast immer Menschen, denen ein auffälliger

Mangel an Bildung und an Kenntniß des Lebens das Urtheil beschränkt; wenn sich unter uns eine stärkere Kraft in Schwärmerei, falscher Doktrin und maßlosem Eifer verirrt, wird sie kräftig durch den ruhig abwägenden Verstand und das Gemüth der Landsleute widerlegt. Mazzini war schon damals ein Mann von ungewöhnlich reicher Bildung und feinster Empfindung, keine schöpferische Natur, aber voll von der poetischen Sehnsucht, auf die Menschenwelt wie auf ein fertiges Kunstwerk zu schauen. Er hatte viel gelesen und aus der Poesie und Geschichte der Nationen starke Eindrücke von Schönheit und Größe des Menschengeistes empfangen. Ihm aber fehlte, wie fast allen seinen Landsleuten, die Zucht der Gedanken, welche unsere Schule giebt, er war in diesem Sinne Autodidakt, ein Dichter ohne eigene Poesie und ein Denker ohne eine sichere Methode seiner Beobachtungen. Sein System war ihm selbst ein großer Fund, er sah das ferne Ziel deutlich vor sich in heller Verklärung, außerdem nur die nächsten Schritte seines Weges, nicht die Abgründe, denen er seine Anhänger zuführte.

Doch fehlte ihm keineswegs der italienische Zug von praktischer Schlauheit. Ohne unehrlich gegen sein System zu werden, verstand er wie ein italienischer Kunstliebhaber die Bilder seines Zukunftsstaates vor jenem Einzelnen anzupreisen und in gutes Licht zu stellen. Für den Gebildeten die edle Humanität, für das Kind der Straße die Gleichheit, dem Bettelmönch hob er die Bedeutung der Kirche hervor, in der nicht die Kardinäle, sondern die Volksprediger gelten sollten, dem Fremden bot er die eigenthümlichen Culturrechte und die göttliche Bestimmung jedes Volksthums.

Aber in seinem innersten Wesen war er weit mehr Lehrer als Politiker. Grade vielleicht, weil die eigene schöpferische Kraft in ihm nicht groß war, fand er eine dauerhafte Freude, in Anderer Seelen zu senden, was er als wahr, schön, heilsam erkannt hatte. Wer ihn nur als Verschwörer kennt, dem

entgeht der bessere Theil seines Wirkens. Ein großer Theil der Thätigkeit des jungen Italiens, trotz aller Einseitigkeit der fruchtbarste, war durch kleine Bücher, durch Uebersetzung und Bearbeitung fremder Literaturwerke Bildung zu verbreiten. Eifrig suchte er bei allen Culturvölkern, was auf die Italiener wirken könnte, gern dachte er dabei an den niedern Klerus, der sehr wohl für die Bewegung gewonnen werden könne. Und besonders dafür erschien ihm die romantische Literatur der Deutschen als eine gute Hülfe. Nicht in jedem Jahr könne man das radikale Heilmittel einer Revolution anwenden, immer aber sei es möglich, ein politisch verunglücktes Volk durch Bücher zu erziehen. Deshalb arbeitete er in der Schweiz unablässig für die „Volksbibliothek", welche der Bund in Italien drucken und verbreiten ließ. Und zu diesem Zweck mühte er sich, wie schwer ihm dies bei seiner unvollkommenen Kenntniß der deutschen Sprache wurde, die Söhne des Thals von Zacharias Werner selbst zu übersetzen. Solche Werke ließen sich, meinte er, ohne Hinderniß in Italien verbreiten. Ein Buch von so ungeheurem Erfolge wie die deutschen Stunden der Andacht werde in Italien verbrannt, die Poesie aber habe freieren Eingang, und darum müsse man sie benützen auf die Seelen zu wirken.

Freilich vermag Mazzini's literarischer Geschmack und künstlerisches Urtheil, wie sie in seinen Aufsätzen aus jenen Jahren ausgesprochen wurden, vor dem deutschen Urtheil nicht immer zu bestehen. Aber wer seinen großen Essay über Byron und Goethe, den er im Jahre 1837 für das Monthly Chronicle schrieb, unbefangen würdigt, wird seinem Geistesleben Antheil nicht versagen. Das volle Verständniß schöner Kunst ist ihm versagt, die Tendenz des Kunstwerks ist ihm wichtiger als die künstlerische Idee, seine Auffassung, daß die höchste Aufgabe des poetischen Genies sei, mit Seherblick den Inhalt einer werdenden Culturepoche der Menschheit vorgreifend darzustellen, wird man als einen fatalen Grundirrthum des Essays in

Kauf nehmen müssen. Ihm sind Goethe und Byron die großen Dichter einer sich abwärts neigenden Bildungsform. In sehr vielen Einzelheiten aber ist das Urtheil scharfsinnig und fein, der Ausdruck eines vornehmen Geistes. Zumal die achtungsvolle Würdigung Goethes, der doch in seiner heitern Kunstgröße diesem Italiener sehr unheimisch ist, sticht vortheilhaft ab gegen die flache und wegwerfende Art, in welcher der deutsche Liberalismus damals die größte Dichterkraft Deutschlands behandelte. — Die Lehre des jungen Italiens fand auf der Halbinsel aber zumeist deshalb so schnelle Verbreitung, weil sie mehr durch die edlen Seiten der Menschennatur zu wirken suchte als die alten Geheimbünde. Möge der deutsche Leser das ohne Widerspruch anerkennen. Es ist wahr, auch dem jungen Italien folgte der Fluch, welcher jeder geheimen Verbindung anhängt, die sich zum Herrn über Leben und Tod Anderer aufwirft, dieser Fluch hat die Wirksamkeit des neuen Bundes überall gelähmt, er hat Heil in Unheil verwandelt und vielleicht Herz und Gedanken des Stifters selber allmählich mit dunklen Schatten umzogen. Dennoch wurde damals die neue Lehre als ein großer Fortschritt empfunden. War der alte Verschwörungsapparat, Eidschwur, Dolch, abgeschmacktes Ceremoniel auch nicht ganz beseitigt, er war auf ein geringeres Maß beschränkt, dem jungen Rekruten war doch der Weg gezeigt, auf dem er sich heraufzuarbeiten habe, er sollte lernen sich selbst erziehen und mit großen Gedanken erfüllen. Die Theorie Mazzini's war die eines hochsinnigen Mannes, es war immer sein Wunsch, durch die edelsten Seiten der Menschennatur zu wirken, er war so zartfühlend, daß ihn das Leiden Anderer sehr traurig machte, in der Zukunft des Staates, wie er ihn dachte, sollte die Todesstrafe ganz abgeschafft sein. Das war die Luft, in der er am liebsten athmete, in die er das ganze Menschengeschlecht hinauf heben wollte. Aber er war Italiener, die Kirche und die Staatsgewalten seiner Heimath arbeiteten mit sehr geringer Sittlichkeit, überall sah er Lüge, Heuchelei,

Eigennutz, Bestechung, Hinterlist, da erschien es leider nothwendig, List gegen List, Verstellung gegen Lüge zu setzen. Ohne Zweifel hat seine Humanität nicht selten die gehobenen Dolche zorniger Bundesbrüder von dem Leben eines Gegners abgewehrt, und ihm jeden politischen Mord seiner Partei anzurechnen, wäre ebenso ungerecht, als einen Koch dafür verantwortlich zu machen, daß die Krebse am Heerdfeuer roth werden. Aber wahrscheinlich deuchte auch ihm zuweilen als widerwärtige Nothwendigkeit, damit sein idealer Staat lebendig werde, die landesüblichen Mittel des Schreckens und der Strafe zu gebrauchen gegen Schwache und Verräther, gegen große Feinde der bürgerlichen Gesellschaft, welche sich selbst durch das Unrecht, das sie seiner Lehre zufügten, der edlen Humanitätsrechte beraubt hatten, die er den Eingeweihten gewähren wollte.

Aber auch vielen Fremden erschien wie eine erhebende Verkündigung, daß er jeder Nationalität das Recht zusprach und die Pflicht auflegte, sich nach eigenthümlicher Anlage zu selbständigem, andern Völkern gleichberechtigtem Leben heraufzuarbeiten. Diese Lehre, obwohl nicht neu, obwohl nicht sehr klar, hat in ihrer begeisterten Verkündigung wesentlich dazu beigetragen, den heimathlosen Liberalismus des europäischen Continents national zu machen. Nicht nur dem Italiener war ein Gewinn, daß der Patriotismus Mazzini's der französischen Frivolität und Anmaßung den Fehdehandschuh entgegenwarf, — in seinem jungen Europa gab es lange kein junges Frankreich —; auch der Schweizer gewann aus diesen Ideen das Vertrauen, über einer Reform der Kantonverfassungen eine neue Staatsorganisation der gesammten Schweiz zu fordern, und mancher verlaufenen deutschen Seele klang es als eine neue Mahnung, daß sie, die der Reihe nach für Griechen, Franzosen, Polen geschwärmt hatte, vor Allem verpflichtet sein sollte, recht tüchtig deutsch zu sein. Durch das junge Europa wurde das Wort Nationalität zu einer um-

laufenden Scheidemünze des Liberalismus und auf Umwegen hat die Lehre von dem Recht jedes Volksthums bis zur Gegenwart und in die fernen Ostländer Europa's gewirkt. Sie hat in Landschaften gearbeitet, an welche Mazzini damals noch wenig dachte, sie ist noch jetzt der Schlachtruf stürmischer Jugend unter Slaven, Magyaren, Rumänen, vor Allem in dem jungen Rußland.

Und diese Lehren wurden mächtig unterstützt durch die Persönlichkeit des Propheten, welcher geheimnißvoll wie inspirirt auf seine Umgebung wirkte. Seit dem Frühjahr 1834 lag Mazzini in dem kleinen Bad Grenchen, Kanton Solothurn, unter dem Namen Strozzi verborgen. Am 18. September erließ der Vorort ein Kreisschreiben, worin er die Ausweisung des Fremden forderte. Die Kantonsbehörden antworteten, daß sie ihn nirgend finden könnten, und obgleich der österreichische Gesandte, Herr von Bombelles, unzufrieden behauptete, er mache sich anheischig ihn in drei Tagen durch seine Agenten zu entdecken, so blieb Mazzini doch noch zwei Jahre unangefochten in seinem Versteck, nur einmal durch Solothurn verhaftet, aber sogleich wieder entlassen. Der Zugang zu ihm war nicht leicht, nur wenige der politischen Flüchtlinge wußten wo er weilte und seine Vertrauten verstanden vortrefflich ihn unsichtbar zu halten. Man näherte sich ihm mit scheuer Achtung wie einer hohen Persönlichkeit. Seine Wirthe im Kurhause sprachen gegen die Bevorzugten, denen er sichtbar sein wollte, mit Ehrfurcht und Sorge über ihn: er arbeitet bis tief in die Nacht, er verläßt Tagelang nicht das Zimmer, er lebt von nichts als von schwarzem Kaffee und feinen Cigarren, raucht zu viel und sieht kummervoll aus. Er selbst eine kleine schmale Gestalt von feinen Formen, damals mit weichem schwarzen Haupthaar in dünnen Locken, schwarzem Vollbart, braunem Gesicht mit sanften Zügen, welchen Arbeit und Sorge einen schmerzlichen Ausdruck gaben, vor Allem mit zwei großen schwarzen Augen, deren strahlendes wechselndes

Licht so mächtig wirkte, daß man nur die Augen sah, wenn man mit ihm sprach, auch im Hause zierlich und auffallend gewählt gekleidet; in der Unterhaltung ein Meister, der wie ein großer Herr Jedem wohlzuthun wußte, vortrefflich zu hören verstand, nie den Sprechenden unterbrach und dabei immer das Gespräch mit Ueberlegenheit leitete, beweglich in Geberde und Ausdruck, auch wo er selbst erörterte, immer mit schön gehaltener Lebendigkeit.

So war Mazzini damals im Alter von etwa 30 Jahren, ein zartfühlender, begeisterter Mann, edel in der Erscheinung und menschenfreundlich in seiner Lehre und dabei doch ein harter, unritterlicher, rücksichtsloser Fanatiker, der scrupellos mit Menschenleben schaltete, ein ächter Sohn des Landes, in welchem der Cäsarismus und das Papstthum aufgewachsen waren, die er so tödlich haßte. Auch als Lehrer der Jugend glich er einem strengen römischen Bischof, der sein Glaubenssystem der schlechten sündigen Welt aufdrängen will mit allen Mitteln, durch Predigt, Liebe und gutes Beispiel und durch Verdammung und Austilgung verstockter Gegner.

Ihn traf noch, da er lebte, die Vergeltung, welche das Schicksal Jedem bereitet, der Gedanken und Thaten eines ganzen Volksthums zu beherrschen unternimmt. Er hatte das vielköpfige Unwesen der Carbonari vernichtet, und einen neuen Geheimbund an die Stelle gesetzt, für dessen leitenden Geist er allein galt. Dafür wurden alle Sünden und Mißerfolge des jungen Italiens ihm allein auf das Haupt gelegt. Als er zehn Jahr die Jugend seines Vaterlands geführt hatte, erhoben wackere Piemontesen laut ihre Stimme gegen die Bundeswirthschaft und seine republikanischen Träume, neue Zielpunkte gewannen das Herz seiner Italiener, bescheidener und praktischer wurde die Arbeit einer neuen politischen Schule. Und als in Wahrheit ein Königreich Italien erstand und als der Staat ungleich war dem Ideale des Propheten, der in der Fremde alterte, da vermochte er sich nicht mehr

mit dem neuen Leben zu versöhnen. Daß doch das Königshaus Karl Alberts die Herrschaft erhielt, daß Savoyen verloren ward, daß die verhaßte Uebermacht Frankreichs Werkzeug der Rettung werden sollte, das erschien dem Republikaner und Patrioten unleidlich. Härter wurde der doctrinäre Eigenwille, gewaltsamer die Mittel, Verbitterung und Haß entstellten ihm die Bilder der Thatsachen und Menschen, ruhelos fuhr er in Europa umher, die Gewalt seines alten Rüstzeuges war klein geworden. Seine Versuche den neuen Staat zu verstören, raubten ihm die gute Meinung vieler Anhänger; gegen den Geheimbund kämpften jetzt siegreich die Preßfreiheit, die Tribüne, die mächtigen realen Interessen eines wirklichen Staates. Wer für die Geschicke einer Nation auf die Dauer segensreich arbeiten will, vermag das nur in der Nation selbst, unablässig gezogen, gehemmt und gefördert durch Leben und Leiden, durch Gedanken und Mängel seiner Umgebung. Nicht der Prophet, sondern der Staatsmann, nicht ein Verbannter, sondern der Beamte, nicht Mazzini, sondern Cavour hat den Staat Italien geschaffen; aber unter den Männern, welche als Verkünder besserer Zukunft und als Opfer schlechter Gegenwart das Alte zerstörten und das Neue vorbereiteten, und welche in uneigennütziger und beharrlicher Hingabe für das Vaterland wagten, duldeten und sündigten, unter diesen Patrioten aus der Dämmerzeit Italiens zwischen tiefer Nacht und aufbrechendem Licht wird von der Nachwelt auch die düstere Gestalt Mazzini's mit Trauer und Theilnahme betrachtet werden*).

---

*) Der Verfasser dieser Biographie hat vorhandene vertraute Briefe Lebender, soweit diese ihm aus dem Nachlaß Mathy's zugänglich wurden, nur dann gelesen und benützt, wenn er die Genehmigung der Absender vorher eingeholt hatte, oder als zweifellos voraussetzen durfte. Er bedauert lebhaft, daß der Biographie dadurch manche werthvolle Einzelheit entgehen mußte, aber er glaubte diese Entsagung allen Betheiligten schuldig

zu sein. Von Mazzini fand sich im Nachlaß nur ein Blatt, welches einige biographische Notizen enthält. — Im Ganzen bot der Nachlaß für diese Lebensgeschichte kurze Bemerkungen über die Pariser Reise, über den Schweizer Aufenthalt ein zuweilen unleserliches Notizbuch in englischer Sprache, zu dem letzten Abschnitt seines Lebens Tagebücher seit dem Jahre 1851, bei denen aus naheliegenden Gründen discreteste Benutzung geboten war. Für die Jahre der Jugend und der politischen Kämpfe helfen von ungedrucktem Material spärliche Briefe und Mittheilungen der Freunde.

3.

Das junge Europa und die junge Schweiz.

Der Bund des jungen Europa bestand seit dem 15. April 1834 aus drei nationalen Genossenschaften: jung Italien, jung Deutschland, jung Polen, erst später trat die junge Schweiz dazu. Die Physiognomie dieser Vereine war trotz der gemeinsamen Tendenz, Leitung und Bundeskasse sehr verschieden. Jung Polen war fast nur ein Name, es zählte wenig Mitglieder, nach dem Savoyerzug waren die polnischen Flüchtlinge aus der Schweiz gewichen, sie hatten ohnedies einen starken Zug nach Frankreich, hofften auf die französische Regierung und französisches Geld, oder schlossen sich an die geheimen Gesellschaften zu Paris. Das junge Italien hatte die große Mehrzahl seiner Mitglieder außerhalb der Schweiz; den Flüchtlingen gebot Mazzini souverän, mit wenigen Vertrauten wob er an dem Netz, welches sich weit über Land und Mittelmeer hinzog. Er und seine Freunde waren Gentlemen, ihre Entsagung glich der geistlicher Ordensgeneräle, sie waren nicht unbekannt mit der vornehmen Gesellschaft Europa's, hatten Verbindungen, welche ihnen manches Geheimniß der Kabinette zugänglich machten, sie waren sich großer Geltung in der Heimath bewußt und des Gehorsams Vieler, und disponirten zuweilen als gewissenhafte Verwalter über größere Summen. Sie hielten sich stolz und untadelig in selbstgewählter Armuth, die kleinen Bedürfnisse eines Mannes von guter Gesellschaft,

der Lackstiefel, das Diner, die Havanna-Cigarre waren ihnen herkömmlich, und sie sahen wohl betroffen um sich, wenn ihnen dergleichen einmal fehlte. Die übrigen Italiener in der Schweiz waren meist unterwürfige Werkzeuge, sie alle kannten den furchtbaren Ernst ihrer Verbindungen und übten unter einander strenge Polizei, welcher die Leiter eher Schonung als Energie anempfehlen mußten. Alle waren gewöhnt auf der Hut zu sein, sie verkehrten still, vorsichtig, verschwiegen und hatten bei den Schweizer Behörden den besten Leumund. Ihr größtes Leiden waren die Spione, welche überall geargwöhnt wurden und sich immer wieder unter ihnen einzuschleichen wußten. Mit den Deutschen hielten sie guten Verkehr, soweit die Sprache gestattete, aber mit den Franzosen vertrugen sie sich schlecht. Die flüchtigen Franzosen galten auch den anderen Nationen für lockere und unzuverlässige Gesellen.

Anders sah das junge Deutschland aus. Es war trotz seiner Emissäre, welche den Bund in die deutschen Landschaften zu schmuggeln suchten, fast ganz auf Deutsche im Elsaß und auf die Flüchtlinge in der Schweiz beschränkt. Dennoch war es in der Schweiz immer noch der menschenreichste Bund, er zählte etwa 250 Mitglieder in 17 bis 20 Sectionen, die sich häufig auflösten und nur in lockerem Zusammenhange standen; die Bundeskasse enthielt nach der confiscirten Rechnung 135 Franken 30 Rappen. Die Mitglieder waren fast ohne Ausnahme kleine Leute, Studenten, Techniker, Handwerksgesellen, gesellig, geräuschvoll, eifrig und warmherzig, sehr mittheilsam und üble Bewahrer von Geheimnissen, sie hielten jedoch unter einander gut zusammen. Der ehrlichste Wille und die beste Haltung war bei der Masse, unter den Arbeitern. Ihre Führer aber waren sämmtlich von engem Gesichtskreis, ganz fremd den großen Geschäften, fast jeder ein Streitkopf, manche darunter verschrobene Menschen von flacher Bildung und eitler Renommisterei. Fast alle hatten eine untilgbare Sehnsucht nach behaglichem Dasein, nach Häuslichkeit und Familienleben,

selbst wenn ihre Sitten sie in einem geordneten Hauswesen nicht recht verwendbar machten; sie waren entweder verheirathet oder in ihrer unsichern Lage allzu geneigt ihr Herz in eheliche Bande zu hängen. Sie saßen am liebsten in der Schenke oder trieben thatlos umher. Ihre gefährlichste Thätigkeit war, daß sie in Lesevereinen die jungen Handwerker für den Bund zu erziehen suchten, beim Trunk scharfe Reden hielten und Flugblätter gegen die Tyrannen verkauften. Wenn sie sich verschworen, so war dies eine Unterhaltung wie früher in der Studentenzeit oder in der Gesellenherberge. Im Grunde aber hatten sie fast sämmtlich die Sehnsucht still zu hausen und mit ihrer Frau in der großen Republik Deutschland spazieren zu gehen. Dem Italiener Mazzini muß zuweilen schwer gewesen sein, Mißachtung seiner deutschen Geschäftsfreunde von sich fern zu halten. Der Mangel an Verständniß für große politische Verhältnisse, die ewigen Bedürfnisse, die Unthätigkeit, die schlechte Disciplin, hier und da wohl auch ihre Bedenken und ihr moralischer Katzenjammer machten sie nicht vertrauenswürdig. Wenn Mazzini einmal zu Rauschenplat, der eine Zeit lang Docent der Kriminalrechts an der Universität Bern war, von der edlen Milde des Zukunftstaates sprach, und begeistert frug, wie der Deutsche sich die künftige Einheit eines humanen Strafrechts in Deutschland und Italien denke: dann platzte „der Kater" Rauschenplat heraus: „Als Standrecht" — er hatte sich zufällig diese Theorie gebildet. Mazzini aber preßte krampfhaft die Hände zusammen und die staunende Enttäuschung, die in seinem Blicke lag, war wenig schmeichelhaft für den derben Gesellen, der so selbstzufrieden vor ihm stand. Auch unbotmäßig waren die Deutschen gegen ihren fremden Führer, er war ihnen zu vornehm und zu tyrannisch, oder, wie sie sagten, zu anmaßend. Hatten sie sich der heimischen Polizei darum entzogen, um in freiem Lande die Befehle eines geheimen Fremdlings schweigend hinzunehmen? Mazzini vermochte niemals der gemüthlichen Anarchie in dieser

Landsmannschaft zu steuern. Und, um Alles zu sagen, jung Deutschland war eine klägliche und kraftlose Einrichtung, durchaus nicht des Aufhebens werth, das man in der Heimath davon machte.

Die junge Schweiz constituirte sich erst ein Jahr nach den genannten Sectionen des jungen Europa. Am 15. April 1834 hatte Mazzini in einem Aufruf zu der Bildung dieses Vereins aufgefordert: „Patrioten der Schweiz, wir haben uns constituirt, schließt euch an, daß eine junge Schweiz entstehe. Jung ist mehr als ein Wort, es ist ein Programm, es drückt uns Allen verständlich aus, daß es hauptsächlich der jüngeren Generation vorbehalten ist, die Wiedergeburt Europa's zu bewirken. Jedoch erinnert euch, daß die Zeiten der Symbolik vorüber sind, daß die Form oft Ideen erstickt hat, daß eine neue Verbindung damit endigen muß, der Staat selber zu werden. Wir sind einig, unser Streben der zukünftigen Generation zu weihen, wir zwar werden darüber hinsterben, aber wir sind nicht Männer der Ungeduld und des Egoismus, die Frucht wird, durch die waltende Vorsehung beschützt, von anderen Händen eingesammelt werden."

Diese Prophezeiung ist für die Schweiz schneller erfüllt worden als der Italiener meinte. Denn die Verbindung, welche durch seinen Aufruf angeregt wurde, war in der That grundverschieden von den übrigen Landsmannschaften des Bundes, praktisch in ihren Zwecken, gemäßigt in ihren Mitteln, nur durch ihren Namen und ein kühles persönliches Einvernehmen ihrer Stifter dem jungen Europa genähert. Fast in jedem Kanton der Schweiz stritt damals das alte Familienregiment gegen eine rührige Reformpartei, fast in jedem hatten die Parteien nach dem Brauch früherer Jahrhunderte mit den Waffen gegen einander gekämpft, und unablässig arbeitete der Gegensatz auf der Tagsatzung, in dem großen und kleinen Rath der Kantone, durch die Presse und durch Beschlüsse von Volksversammlungen. Aber trotz aller Erbitterung in der Politik und

trotz bösartigem Klatsch in den Familien verkehrten die Gegner als Landgenossen, als Gevattern und Nachbarn ehrlich mit einander im Geschäft und beim Wein. Die liberale Partei war in siegreichem Fortschritte, in einigen Kantonen hatte sie bereits die Herrschaft erobert, in anderen behauptete sie Einfluß wenigstens in einzelnen Zweigen der Verwaltung; sie protestirte gegen die Einmischung der Mächte in schweizerische Staatseinrichtungen, verlangte eine Reform ihres Bundes, eine centrale Organisation, Freiheit der Culte, des Worts, des Unterrichts, der Presse, der Vereine, des inneren Verkehrs, der Gewerbe, der Niederlassungen, Befreiung des Bodens von allen Feudallasten, Asylrecht, Einheit von Maaß, Münze, Gewicht, Einsetzung eines obersten Gerichtshofs. Die Führer dieser Partei, zumal die in den deutschen Kantonen und dem Waadtland, waren durchaus nicht gesonnen sich für die europäische Revolution Mazzini's gebrauchen zu lassen, im Gegentheil sie selbst überlegten und zweifelten, ob sie die Männer des jungen Europa für ihre heimischen Zwecke benützen könnten. Ihre Absicht war, einen großen Nationalverein zu gründen; die Gerichtsbarkeit, welche das junge Europa über das Leben seiner Mitglieder in Anspruch nahm, war für die Schweizer ein Unsinn, und sie fanden keinen Vortheil darin, um der Fremden willen sich mit allen Großmächten Europa's auf den Kriegsfuß zu setzen. So wurde fast ein Jahr verhandelt, ob ihr nationaler Verein sich den Gedanken Mazzini's einigermaßen anbequemen und den Namen junge Schweiz nehmen sollte. Endlich entschlossen sie sich doch zögernd und ohne Wärme; wie es scheint, aus zwei wohlerwogenen Gründen: Einmal hatte die Lehre Mazzini's unter den französischen Schweizern des Jura bereits Anhänger gefunden und man wollte eine Spaltung der Liberalen vermeiden, dann aber waren die Schweizer vor einer großen nationalen Agitation in besonders ungünstiger Lage. Die herrschende conservative Partei hatte den Schulunterricht so vernachlässigt, daß den Liberalen

damals allzusehr die Männer fehlten, welche die Bewegung der Presse zu unterhalten vermochten. Wo es galt die Feder zu führen und große Ideen populär zu machen, waren sie fast ganz auf die Flüchtlinge angewiesen. Wollte der Verein zu energischer Wirksamkeit kommen, so bedurfte er einer neuen großen Zeitung, und dafür waren ihm die Verbindungen Mazzini's unentbehrlich. Deshalb kam ein Compromiß zwischen der nationalen Partei und Mazzini zu Stande, in welchem sich die Schweizer bereit erklärten, ihren Verein die junge Schweiz zu nennen; sie gaben sich aber ein ganz selbständiges Statut, welches trotz seiner Weitläufigkeit ein gesetzliches und ehrliches Vereinsstatut ist wie andere auch. Erst am 26. Juli 1835 constituirten sie sich förmlich zu Villeneuve am Genfer See, zunächst etwa 25 Männer, die Mehrzahl aus den Kantonen französischer Zunge und dem Berner Jura. Die Kantonvereine sollten unter einem Centralcomité stehen, welches vorerst nach Biel gelegt wurde. Unter den Comitémitgliedern war der angesehene Arzt Dr. Schneider von Nidau, ein wackerer Patriot, wohlhabender und gemeinnütziger Mann, dem die Schweiz unter Anderem die Entsumpfung des Berner Seelandes verdankt; er wurde auch der neuen Zeitung die beste Stütze. Er hat den Sieg seiner Partei erlebt, ist wiederholt in den großen Rath und die Regierung gewählt worden und lebt noch zu Bern in verdienten Ehren.

Um die große Zeitung möglich zu machen, hatten sich die Schweizer für junge Europäer erklärt. Aber der Gegensatz zwischen den weltumspannenden Idealen des Italieners und dem nüchternen Sinn der Schweizer bedrohte das Bündniß sofort mit ernsten Gefahren. Mazzini wollte in die Ferne wirken, soweit nur französische und deutsche Sprache reichen, und er wollte allem Volk Europa's in seinem officiellen Blatt die große Politik des zukünftigen Staates verkünden; die Schweizer dagegen forderten Besprechung der heimischen Zustände, Kampf gegen ihre Kantonregierungen, Vertretung lokaler

Interessen und vorsichtige Schonung der Gewalten, welche ihren Erfolg hindern oder fördern mochten. Eine Vereinigung dieser Wünsche wäre unmöglich gewesen, hätte nicht Mazzini immer wieder durch seinen Geist und seine persönliche Ueberlegenheit fortgerissen, und wäre ihm nicht die aristokratische Tugend eigen gewesen, im Einzelnen die Dinge gehen zu lassen.

Die zweisprachige Zeitung, „La jeune Suisse, Die junge Schweiz, ein Blatt für Nationalität", erschien vom 1. Juli 1835 bis 23. Juli 1836 jeden Mittwoch und Sonnabend, ein Bogen in größtem Format, der französische und deutsche Text neben einander. Das Kapital war durch Aktien zusammengebracht, welche meist in den Händen von Mitgliedern der jungen Schweiz waren. Das Comité zu Biel hatte die officielle Leitung. Der Redakteur mußte ein Franzose sein, Mazzini selbst verstand das Deutsche nur mit Schwierigkeit, und die Mehrzahl der Aktionäre gehörte, wenigstens im Anfang, zur französischen Schweiz. Diese Stelle erhielt Granier von Lyon, früher Redakteur des „Proscrit", der unter dem Namen Dumont in Biel auftrat, ein leichter Franzose, nicht ohne Geist und Gutmüthigkeit, der den Schweizern öfter Anstoß gab, weil er sie auslachte und lockere Sitten nicht verbarg. Nächst ihm gehörte zur Redaktion der Uebersetzer, welcher angestellt war, die französischen Artikel in das Deutsche zu übertragen, und da sich bald ergab, daß die ursprünglich deutsch geschriebenen Artikel häufig wurden, auch aus dem Deutschen in das Französische zu übersetzen hatte. Und für diese Stelle war Mathy ersehen.

Wenige Tage nachdem Mathy seine Familie von der Grenze nach Bern geholt hatte, mußte er für seine Person nach Biel übersiedeln. Er war dort sehr nöthig, seine Erfahrung, sein festes Wesen und sein regelmäßiger Fleiß halfen die Schwierigkeiten bewältigen, welche dem gewagten Unternehmen schon vor dem Beginn Verderben drohten. Gleich um die erste Nummer möglich zu machen, mußte er einen der Schweizer

Unternehmer begleiten, der auf einem Wäglein mit lahmem Pferde nach Solothurn fuhr und dort vergebens nach Papier suchte. In der Druckerei und dem Büreau der Redaktion fand Mathy ein bedenkliches Chaos, das Comité war ohne jede Erfahrung in Preßgeschäften, das Betriebscapital war ungenügend, weil man sich der sanguinischen Hoffnung überließ, daß die Zeitung sich bald nach ihrem Erscheinen selbst erhalten werde, zwischen den Aktionären gab es endlose Erörterungen, lange Sitzungen und viel Gezänk, welche das ganze Jahr nicht aufhörten. Wenn Aktionäre und Comité Sitzung hatten, wurde Mathy ersucht das Protokoll zu führen, und wenn die Gesellschaft sich müde debattirt hatte und rathlos dasaß, fiel Mathy die Aufgabe zu, neue Auskunftsmittel vorzuschlagen. Auch die Enge der Druckerei und der Buchhandlung in Biel wurde hinderlich. Es war ein kleines Geschäft ohne genügende Mittel, ohne Lettern, Maschinenraum, Setzer, es ging aus der Hand eines Unternehmers in die eines andern über, und die Verhältnisse wurden dadurch nicht klarer, daß dem neuen Eigenthümer, Weingart, einem Mitgliede der jungen Schweiz, sich Schüler, ein Mitglied des jungen Deutschlands, associirte, die Zwistigkeiten der Vereine wurden dadurch in das Geschäft getragen. Bald nahm die Firma den Titel Druckerei der jungen Schweiz an und suchte Gelderwerb in Broschüren und unsicheren Spekulationen, welche Haß aufregten, der ohne zureichenden Grund auf die Zeitung und auf den Schweizer Verein mit gleichem Namen fiel. Auch die Setzer und Drucker mußten zuverlässige Leute sein und unter den Gesinnungsgenossen gesucht werden. Zumal die Setzer gehörten sämmtlich dem jungen Europa zu, sie waren Flüchtlinge, eigenwillig und geneigt selbst Politik zu treiben, nicht leicht in geordneter Arbeit zusammenzuhalten. Daß unter diesen Umständen das Blatt überhaupt ein Jahr dauern, und ein nicht unverdientes Ansehen erhalten konnte, verdankt es vor Allem der Erfahrung, dem unendlichen Fleiß, der festen und Achtung gebietenden

Persönlichkeit seines deutschen Uebersetzers. Er wußte überall zu schlichten, fand Hülfe in jeder Noth und wurde bald der Vertraute, der Rathgeber und die letzte Zuflucht aller Betheiligten, von Mazzini bis zu dem jüngsten Setzer. Kam ein Leitartikel von Grenchen oder Nidau nicht zu rechter Zeit an, so opferte Mathy die Nacht, um selbst die Lücke zu füllen. Wenn der Gerant Weingart erfuhr, daß der französische Redakteur zu unrechter Zeit einen Ausflug mit leichtsinnigen Damen gemacht hatte, so erflehte er Mathy's Hülfe für die nächste Nummer. Und wieder kam Granier zu Mathy und klagte, wenn ihm der Gerant seinen Artikel censirt hatte. So gab es gleich im Anfang einen Auftritt, weil Granier in einem Artikel einen großen Monarchen des Nordens assassin couronné genannt hatte. „Das ist beleidigend", meinte Herr Weingart, „wenn Sie z. B. gesagt hätten: nie hat die Hölle einen schwärzeren Abschaum ausgespieen, so würde dieser Ausdruck bezeichnend, aber keineswegs beleidigend gewesen sein." — In der Setzerstube begann Mathy seine Thätigkeit damit, daß er sich erbot, in den Abendstunden die deutschen Setzer französisch zu lehren; kamen ehrbare Flüchtlinge, welche Arbeit begehrten, so setzte er durch, daß sie an die Setzkästen gestellt wurden, einige Wochen umsonst, dann mit ganzem Setzerlohn. Und er wußte zu machen, daß sie die ersten schweren Wochen Kost erhielten. Dafür lohnten ihm die Arbeiter mit rührendem Vertrauen, sie wußten auch, daß er in Karlsruhe selbst das Setzen gelernt hatte und betrachteten ihn mit Stolz als einen von ihrer Kunst, brauchte einer von ihnen Hülfe, so erbat er Mathy's Fürsprache. Wenn sie sich der Nachtarbeit weigerten, so wußte er sie dafür zu bestimmen. Es waren einige tüchtige und ehrenwerthe Männer darunter, diese lud Mathy auch einmal des Sonntags in sein Haus zu einem Braten und guten Haustrunk. — Zuletzt nach harter Tagesarbeit und manchem Nachtwachen, nach vielen Erörterungen und manchem Zwist im Redaktionszimmer und der Druckerei

fehlte am Ende des Quartals wohl gar das Geld, um dem Uebersetzer seinen bescheidenen Gehalt auszuzahlen, und der zuverlässige Dr. Schneider mußte aushelfen.

Unter diesen knarrenden Mißtönen wurde die Zeitung La jeune Suisse ein seltsames journalistisches Unternehmen Die Nummern gestalteten sich in der Regel folgendermaßen: Ein langer Leitartikel in großem Stil und würdiger Haltung vertrat die Theorie, häufig schrieb Mazzini selbst diese Belehrungen, die dann wohl zu doktrinär geriethen, den Lesern zu viel zumutheten und sich zu sehr an das ganze Europa wandten. Dennoch würde mancher Leitartikel noch jetzt einem maßvollen liberalen Blatte Deutschlands sehr wohl anstehen, wenn man von dem gelegentlichen Betonen republikanischer Gesinnung absieht und erwägt, daß viele Wahrheiten, die damals dem Leser neu waren, seitdem Gemeingut der Nationen geworden sind. Nächst dem Leitartikel nahm den größten Raum ein die Besprechung der Schweizerischen Interessen, auch hier war die Haltung im Ganzen weit besser als in den Lokalzeitungen, doch drang auch viel von der groben, heftigen, schonungslosen Sprechweise ein, welche die kleinen Blätter der Schweiz noch heut nicht überwunden haben. Dazu kamen in einem kurzgefaßten politischen Bülletin die Neuigkeiten des Auslandes, bei denen ein herber und sarcastischer Ton auffällt, — in dem man zuweilen die Feder Mathy's erkennen möchte — und dazwischen plumper Klatsch der Flüchtlinge, der durch Correspondenten hineingetragen wurde. Sicher gaben die beleidigenden Ausfälle gegen die großen Regierungen des Festlandes immer noch vorsichtig die Stimmung wieder, mit welcher die Liberalen in der Schweiz, und vollends die Flüchtlinge, die bestehenden Staatsordnungen betrachteten, aber keinem Unbefangenen konnte zweifelhaft sein, daß solche Hiebe, welche am liebsten auf die Regenten und deren Minister zielten, das Blatt von den ersten Nummern mit Untergang bedrohten. Für die Schweiz war die neue Zeitung ein wirklicher Fortschritt, zum erstenmal fanden hier

die Schweizer die gemeinsamen Interessen ihrer Heimath energisch und in großem Sinne behandelt, den widerwärtigen Kantönlihader bekämpft und die patriotischen Wünsche für eine Gesammtverfassung eindringlich vorgetragen. Aber es war nicht weise, die Mächte des Auslandes in jeder Nummer daran zu erinnern, daß die höchst wünschenswerthe Umwandlung der Schweizer Verfassung von denen gefordert wurde, welche zugleich den Umsturz fremder Regierungen für nothwendig hielten.

Die Zeitung erregte in der Schweiz großes Aufsehen, ihre Haltung fand auch unter den Liberalen starken Widerspruch, wie jeder Parteizeitung zu geschehen pflegt, am meisten, wenn sie auf Geld vieler Parteigenossen gegründet ist. Den Herausgebern selbst machte ein anderer Umstand mehr Beschwerde. Es war nicht unnatürlich, daß die Flüchtlinge das Redaktionszimmer für ein bequemes Büreau hielten, bei dem sie Geld, Beschäftigung, Zeugnisse, jede Art von Auskunft, vielleicht sogar anmuthige Unterhaltung suchten. Und nicht immer waren die Gäste ehrliche Kameraden. Jede Gesandtschaft der großen Mächte besoldete ein Rudel Spione, darunter die verworfensten Gesellen, welche durch ihre Lügenberichte die Besorgnisse der Kabinette steigerten, persönliche Gegner aus Rachsucht falsch anklagten, in der Schweiz zu thörichten Wagnissen aufstachelten, in jedem Fall das Interesse hatten, sich werthvoll zu erweisen, indem sie die Thatsachen düster färbten. Daß ein solcher Mann, der Preuße Ludwig Lessing, in der Nacht des 4. November 1835 zu Zürich durch neunundvierzig Stichwunden ermordet wurde, wahrscheinlich von erbitterten Flüchtlingen, scheint Andere in ihrem ruhmlosen Beruf nicht gestört zu haben. Für jene Missethat aber, deren Urheber nicht entdeckt wurden, wurde ein Jahr darauf von den Regierungen an dreihundert Flüchtlingen schonungslose Rache geübt. Zur Zeit war allerdings im Büreau der jungen Schweiz der Widerstand gegen Spione mehr ergötzlich als ernsthaft. So trat an einem der ersten Tage der Jeune Suisse ein Italiener mit einer Galgen-

physiognomie an das Büreau und wollte als Flüchtling ein Gesuch um Geld inserirt wissen, er wurde kalt abgefertigt. Als Mathy aber deshalb bei Usiglio anfrug, hörte er schon auf der Treppe eine rauhe, von Klagetönen unterbrochene Stimme; als er in das Zimmer trat, sah er einen athletischen Italiener — es war Modena, einer der Vertrauten Mazzini's, später Schauspieler — welcher den Landsmann mit der schlechten Physiognomie am Kragen hielt. Der Bedrängte benutzte die geöffnete Thür um einen Fluchtversuch zu machen, aber Modena packte ihn aufs Neue, und der Geknuffte flehte jämmerlich um Hülfe. Endlich ließ Modena den Mann los, warf ihn mit einem heftigen Tritt kopfüber die Treppe hinab, Hut und Stock hinterdrein, und sagte zornig zu Mathy: „Das ist ein feiler Spion, ein elendes Gewürm, welches einen Mann von Ehre verderben kann." — Kurz darauf bat wieder ein italienischer Verbannter auf dem Büreau um Unterstützung. Herr Weingart ging aus sich zu erkundigen und sagte dem Fremden nach der Rückkehr, man wisse, daß er nicht gern arbeite und in der Welt umherschweife, die Mildthätigkeit patriotischer Männer zu mißbrauchen. Man könne deshalb nichts für ihn thun. Der Italiener war ein ausgezeichnet schöner Mann, der seine sämmtliche Habe in einer Pappschachtel mit sich trug, er zog den Schweizer bei Seite und forderte Erklärung, wer solche falsche Gerüchte ausgesprengt. Natürlich wurde ihm die Auskunft verweigert, da ergrimmte der Fremde und legte Hand an den Geranten der Jeune Suisse. Die Redaktion fuhr dazwischen und in dem Büreau entwickelte sich eine Wuthscene. Der Italiener forderte den Schweizer auf Pistolen, er schrie, bebte und weinte, sein Mund war krampfhaft verzerrt, sein Antlitz furchtbar entstellt. „Ich werde Ihnen Satisfaction auf Schweizerart geben," versetzte der Gerant ungerührt und ballte die Faust. Mit vieler Mühe vermittelte die Redaktion: der Italiener brauche nur zu beweisen, daß er ein Verbannter sei, damit sei Alles gethan. Der Italiener warf eine Menge Briefe auf

den Tisch, die es wirklich bewiesen, und schluchzte dabei wie ein Kind. Der arme Flüchtling! er war allmählich heruntergekommen, hatte sich bis dahin immer für einen Mann von Ehre gehalten, jetzt brach es ihm fast das Herz, als er plötzlich merkte, wie ihn Andere beurtheilten. Die Setzer fühlten das theilnehmend heraus, sie traten zusammen, machten für ihn eine Collecte und einer von ihnen schrieb ihm einen Empfehlungsbrief. Nach seiner Entfernung kam ein Landsmann des Gekränkten, bestätigte, daß dieser ein Verbannter sei, aber gern den großen Herrn spiele. Doch hatte sich der Unglückliche erboten für fünf Batzen täglich zu arbeiten.

Auch die deutschen Flüchtlinge gönnten dem Redaktionszimmer nicht immer die Ruhe, welche für den guten Stil eines Leitartikels so wünschenswerth ist. Der unholde Fein drängte sich heran, um mit einem deutschen Besucher von besserer Art den Streit fortzusetzen, den er am Tage vorher im trunkenen Muth unter den Handwerkern angefangen hatte, er wurde von seinem Gegner gefordert und da er seine Mitwirkung bei einem Duell beharrlich verweigerte, aber auch seine Beleidigung nicht widerrufen wollte, von dem Andern mit einem Scheit Holz zum Abzuge genöthigt. Freundlicher war die Begrüßung mit einem andern Haupte des jungen Deutschlands, welches der Redaktion gern sein Vertrauen schenkte. Dies war Dr. Ernst Johann Hermann von Rauschenplat, ein alter Bekannter Mathy's. Seinen Beinamen „Kater" verdankte er der still zuwartenden Schlauheit seines Ausdrucks. Er trug einen breiten, dichtbehaarten Kopf, schief geschnittene Augenlider, starke Backenknochen, um Lippe und Kinn starrte ein grannenartiger, scheibenförmig gestutzter blonder Bart, im Uebrigen war er ein kleiner, gedrungener Gesell von sicherem und entschlossenem Auftreten, muthig bis zur Tollkühnheit, ohne Bedürfnisse, der kluge Odysseus von jung Deutschland. Er verkehrte kurz angebunden mit aller Welt, fand eine Freude darin mit einem gewissen Kater-Humor seine Gegner persönlich heimzusuchen und in

Verlegenheit zu bringen, war sonst im Grunde gutherzig und überall bekannt. Auch in gefährlicher Zeit trat er unbefangen solche Leute an, welche die Amtspflicht hatten die Freiheit seiner Bewegungen zu beschränken, dann verstand er sehr gut hingeworfene Worte: daß am Epheustrauch wohl ein Blatt zu viel sei, daß eine Ofenkachel oder Dachschindel entfernt werden müsse, und entwich geräuschlos der Gefahr. Manche Abenteuer, welche er bestanden haben sollte, wurden unter den Flüchtlingen als lustige Sage erzählt. So seine Thaten zu Dipflingen. Er trieb nämlich seit dem Frühjahr 1833 im Kanton Basel umher um sich als Rechtsanwalt niederzulassen. Aber die Unruhen des Kantons waren dieser friedlichen Absicht nicht günstig. Stadt und Landschaft lagen im Krieg, eine eidgenössische Commission hatte die Landgemeinden des Kantons zwischen Stadt und Landschaft getheilt. Da bemächtigte sich Rauschenplat eines kleinen Judendorfes Dipflingen am Ausgange des Homberger Thals; der Ort hatte in seinen Abstimmungen mehre Mal zwischen Stadt und Landschaft Basel geschwankt, jetzt wollte er weder zur einen noch zur andern gehören. Die Stadt Basel versuchte Gewalt, Landjäger rückten ein, hieben den Freiheitsbaum um und besetzten den Ort. Dagegen begannen die Nachbargemeinden zu scharmuziren und durch nächtliche Streifzüge die Besatzung der Städter zu beunruhigen, bis die Landjäger endlich abzogen. Nunmehr erklärte sich Dipflingen in einer Akte vom 20. Mai 1833, welche Rauschenplat schön stilisirt hatte, für eine unabhängige Republik, welche übrigens bereit sei, wenn die Eidgenossenschaft ihr innere Unabhängigkeit garantiren wolle, sich an Baselland anzuschließen. Es war ein stolzer Traum, der prosaische Vorort erkannte die Dipflinger Constitution nicht an. Am Orte selbst brach unter den 59 Activbürgern eine Gegenrevolution aus, welche die Gemeinde wieder unter die Stadt stellte. Bevor die Landjäger von Basel auf's Neue einrückten, retteten sich die beiden Volkstribunen. In der Nacht des 27. Mai

schlug vor dem einzigen Wirthshause Dipflingens ein Mann den von ihm gesetzten Freiheitsbaum nieder, lud ihn der Länge nach über einen Wagen Heu, holte Weib und Kind, setzte sich auf den Baum und fuhr der nächsten Gemeinde von Basselland zu. Als Nachhut des Wagens schritt mit Kugelbüchse und Waidtasche eine kleine Gestalt in zornigem Muth, es war Doctor Rauschenplat, der Mann auf dem Freiheitsbaum sein Dipflinger Gastwirth. Ungeachtet dieser Niederlage wurde Dipflingen doch die Veranlassung zur völligen Trennung der Kantontheile, denn zwischen den Landjägern der Stadt und den Bauern der Umgegend begannen neue Scharmützel, die Fehde wurde heftiger, Basel unternahm am 3. August jenen Ausfall mit sechs Geschützen und 1500 Mann Truppen, welcher mit einem verlorenen Treffen endigte und der siegreichen Landschaft sämmtliche Gemeinden diesseits des Rheins in Besitz gab. — Im Frühling 1835 machte Rauschenplat von Bern eine Fußreise nach Barcelona, um als Freiwilliger gegen die Carlisten einzutreten, im Sommerrock, mit schottischem Plaid und einer treuen wachstuchenen Reisetasche, welche in späteren Steckbriefen immer als „Kriegsranzen" denuncirt wurde. Er kehrte aber im Beginn des nächsten Jahres wieder zu Deutsch redenden Menschen zurück. Aus der Schweiz flüchtete er später nach Straßburg, dort erwirkte er sich Aufenthalt und zusagende Beschäftigung auf dem Stadtarchiv, kümmerte sich ernsthaft um mittelalterliche Kunst und Quellenwerke der deutschen Rechtsgeschichte, freute sich eine Zeit lang der Aussicht das französische Bürgerrecht zu erhalten, bequemte sich in dieser Zeit zu Frack und geglätteter Haartracht, rauchte aus der kurzen französischen Thonpfeife und trank mit den Bürgern Straßburgs ihr heimisches Getränk. Aber sein Wunsch wurde in Paris nicht erfüllt, auch bei Besetzung einer Archivstelle wurde ihm ein Franzose vorgezogen. Da war ihm der Elsaß verleidet, zum erstenmal kam ihm das Gefühl, ein elender Heimathloser zu sein. Er suchte seinen Frieden mit

der badischen Regierung zu machen, betheiligte sich 1848 am Vorparlament und trat dort Allen unerwartet sogleich zur Partei der Gemäßigten. Doch die Stetigkeit des Willens war ihm verloren, er fuhr ruhelos umher, der Gram über ein vergebliches Leben nagte an seinem Gehirn, er endete im Irrsinn.

Auch die lyrische Poesie trat an das Journal der jungen Schweiz, sie fehlt selten unter den Himmlischen, welche einem deutschen Redakteur nahen. Da war zuerst Harro Harring; von den Abenteurern, welche sich den Flüchtlingen gesellten, wohl der abgeschmackteste, ein Geck und Prahlhans. Er stammte aus Schleswig, während des griechischen Freiheitskrieges war er als Philhellene nach München gekommen, um einige Helden von Patras und Missolunghi auf die Bühne zu bringen und sich eine Anstellung als Theaterdichter durchzusetzen; nach dem polnischen Aufstande hatte er in Straßburg als Quartiermeister der polnischen Emigration die ersten Spenden der Mildthätigkeit eingesammelt, er behauptete damals Cornet beim Großfürsten Constantin gewesen zu sein und trug eine Krakusenmütze; dann hatte er als poetischer Beobachter den Savoyer Zug mitgemacht und war der angemessene Geschichtschreiber dieses Abenteuers geworden. Seitdem lebte er als großer Herr in einer Villa bei Biel, die der Eigenthümer, ein reicher Patriot, ihm zur Verfügung gestellt hatte, dort machte er Verse und malte in Oel undeutliche Bilder seiner Hauswirthe, denn er war noch lieber Maler als Dichter. Er kam auf das Büreau, forderte Beachtung durch die Presse und den Druck seiner Gedichte durch das Geschäft. Als man sich schriftlich weigerte, auf seine unbilligen Bedingungen einzugehen, schrieb er hochfahrend eine sehr ausfällige Antwort. Gegen diese Stilprobe suchte die bedrängte Druckerei Zuflucht bei Mathy und dieser entgegnete wie der Gesell verdiente. Auf dem Büreau erwartete man eine Ausforderung. Aber der Dichter gerieth dadurch in die Stimmung der Demuth, widerrief innig jeden kränkenden Ausdruck und erbot sich, seine Poesien auf Aktien

drucken zu lassen. Er suchte seitdem Mathy's Bekanntschaft, drang ihm in die Wohnung, erduldete in seiner Selbstzufriedenheit gleichmüthig die kalte Ironie Mathy's und den Spott der Anwesenden und erklärte zum großen Mißbehagen der Gesellschaft seine Absicht, eine neu verfaßtes Drama vorzulesen. Dies wurde unmöglich, weil der kleine Sohn Mathy's das Manuscript vom Tische geworfen und in der Stille so behandelt hatte, wie der Amor Correggio's das Häuflein brennender Liebesbriefe. Harring ließ sich ein Jahr darauf nach England deportiren und meldete später einmal seinen Bekannten in der Schweiz, daß er sich als Dolmetsch einer Weltumseglungsexpedition angeschlossen habe, er werde künftig den Ocean allein bewohnen und sich so den Verfolgungen entziehen, welche die „Polizei der fünf Welttheile" über ihn verhängt habe.

Ein anderer Lyriker der Flüchtlinge, ein besserer Dichter und ein harmloser, treuherziger Mann war Wilhelm Sauerwein. Wenn er einmal von Bern nach Biel kam, empfingen ihn fröhliche Gesichter und warmer Händedruck, der beste Lohn des deutschen Liedersängers. Dieser, ein ächter Sohn der Stadt Frankfurt, war dort Lehrer gewesen und hatte mit guter Schulbildung und einem hübschen kleinen Talent Journalartikel in der Weise seines Vorbildes Börne geschrieben, am liebsten gegen die Judengasse und den Bundestag. Er war es, der seinen Mitbürgern mit Humor die Person eines Frankfurter Schullehrers sammt der Schule dramatisirte: „der Gräff, wie er leibt und lebt," unter ähnlichen Schilderungen lokaler Typen eine der besten, ein harmloses und lustiges Büchlein. Durch das Frankfurter Attentat wurde der Dichter sehr aufgeregt, er ließ sich verleiten, eine sichere Stellung in der Vaterstadt zu verlassen und nach der Schweiz zu wandern. Zuerst betrachtete er die Händel in Baselland, welches damals den Flüchtlingen unendlichen Stoff zu Zeitungsartikeln gab, aber er fand vieles schlechter als in Frankfurt und trug keinen andern Gewinn mit sich fort, als die Ansicht, welche er gern

aussprach, daß dort jeder zweite Mensch den Titel Präsident führe und seinem Nachbar das Weinglas in's Gesicht werfe. Auch in Bern fand er kein Glück. Er ärgerte sich über die deutschen Journalisten, welche den Burgsdorfer Volksfreund redigirten, bald die Monarchen anbellten und bald vor ihnen krochen, und ärgerte sich noch mehr über den Hochmuth der radikalen Schweizer Blätter und über ihre verachtenden Ausfälle auf Deutschland. Er versuchte Stunden zu geben, aber die Einnahmen waren ungenügend, er mußte sich bequemen, für die Buchhandlung Jenny eine Reihe Flugschriften zu übersetzen, von denen eine unter seinem Namen erschien, den Abscheu der Berner Conservativen erregte und ihn um seine Stunden brachte. Mit stoischer Gelassenheit sah er seine Hülfsquellen versiegen, keinem Bekannten klagte er, er las umso fleißiger sein einziges Buch, den Homer in der Ausgabe von Tauchnitz, rauchte französische Thonpfeifen schwarz und hungerte. Im Jahr 1836 verschaffte ihm ein Freund eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Lyon, dort träumte er auf dem Lande still vor sich hin, bis er 1842 an einem Nervenleiden erkrankte, er trug auch diese Heimsuchung mit Geduld, lag mehre Jahre gelähmt im Hotel Dieu von Lyon und wurde endlich durch die Sorge seiner Freunde nach der Vaterstadt geschafft, wo der arme ehrliche Mann im Krankenhause starb.

Unterdeß sangen die wandernden Handwerksgesellen seine kleinen Lieder, von denen eines, das Lieblingslied der Flüchtlinge im jungen Deutschland, oft vor Mathy's Wohnung erklang und hier eine Stelle beansprucht:

Wenn die Fürsten fragen,
Was macht Absalon,
Könnt ihr ihnen sagen:
Ei, der hänget schon.
Doch an keinem Baume
Und an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Einer Republik.

Wollen sie gar wissen,
Wie's dem Flüchtling geht,
Sprecht, er ist zerrissen
Wo ihr ihn beseht.
Gebt nur eure großen
Purpurmäntel her,
Das giebt gute Hosen
Für das Freiheitsheer.

Fragen sie gerühret:
Will er Amnestie?
Sprecht, wie sich's gebühret,
Er hat steife Knie;
Ihm blieb nichts auf Erden
Als Verzweiflungsstreich'
Und Soldat zu werden
Für ein freies Reich.

Dies Lied mit seinen unbilligen Ansprüchen an die fürstliche Garderobe drückt genau die Gemüthsstimmung der deutschen Flüchtlinge in jenen Jahren aus: wilde Bummelei, untilgbaren Respekt und — im Innern hoffnungsarme Entsagung.

4.

Ein Jahr in Biel.

Während Mathy in Biel die Zeitung einrichten half, fuhr er jede Woche nach Bern zu seinen Lieben; wenn er bis Mitternacht gearbeitet hatte, warf er sich zur Reise angekleidet auf's Bett, um für die Nachtfahrt der Post gerüstet zu sein, und als er einmal in übergroßer Erschöpfung den Abgang verschlafen hatte, eilte er die sechs Wegstunden so tapfer zu Fuß hinterdrein, daß er fast zu gleicher Zeit mit dem Wagen in Bern ankam. Anfang August führte er Frau und Kinder nach Biel in die eilig ausgestattete Wohnung.

Die Stadt in schöner und fruchtbarer Gegend am Fuß des Jura und am Ufer des Sees, in mildem Klima, zählte damals etwa 3000 Einwohner, einen guten Schlag, der zwiesprachig den Verkehr zwischen dem französisch redenden Gebirge und der deutschen Ebene vermittelte. Auf der Nordseite der Stadt lag am schönen, lindenbeschatteten Freiplatz das Wohnhaus Mathy's, zweistockig, hellgelb getüncht mit grünen Jalousien, der Hofraum ein Rasenplatz, in der Ecke ein reichlich gießender Röhrbrunnen; eine steile Mauertreppe führte auf zwanzig Stufen zu dem kleinen Hausgarten hinauf, in dem das Haus stand, fern von Straßenstaub und Getöse, im kühlen Baumschatten und frischer Bergluft. Denn hinter ihm erhoben sich Terrassen mit freundlichen Landhäusern, Blumen- und

Weingärten. Wer einige hundert Schritt in den Weinbergen stieg, der blickte auf der einen Seite in liebliche Thäler des Jura, auf der andern über das reiche Culturland der Ebene auf Gletscher und weiße Gipfel der Berner Alpen.

Aus dem Arbeitszimmer Mathy's aber sah man über die Linden des Platzes auf fünf alterschwarze, epheubewachsene Thürme. In dem mächtigsten dieser Thürme, mit den weiten Fensteröffnungen im Oberstock, hatte zweihundert Jahre vorher ein deutscher Flüchtling, Jacob Rosius, gehaust, dessen Namen der Thurm und der Platz noch heut trägt. Ihn hatte im Beginn des 17. Jahrhunderts das Religionsgezänk aus der schwäbischen Heimath Biberach in die reformirte Schweiz getrieben, er war in Biel Schulmeister, Pfarrer, Schriftsteller gewesen, hatte aus dem Thurm die Sterne beobachtet und den hundertjährigen Kalender verfertigt, aber er hatte keinen Frieden gefunden, er war auch in der Schweiz der Gottlosigkeit angeklagt worden und in Haß und Noth vergangen. Wenn Mathy von seiner Nachtarbeit an das Fenster trat, dann sah er die düstere Masse des Rosiusthurmes vor sich gegen den Sternenhimmel ragen. Sollte sein Schicksal werden wie das jenes alten Flüchtlings? Wenn aber der schwarze Schatten auf die Hoffnungen seiner Seele sank, dann konnte er aus der Nebenstube die ruhigen Athemzüge seiner Lieben vernehmen, den Laut einer Kinderstimme und die leisen Schmeichelworte einer Mutter.

Noch schien das Sonnenlicht des ersten Sommers ihm freundlich in Haus und Hof, auch unter den Deutschen lebte die Mehrzahl noch in ungebrochenem Muth. So wurde er an einem Herbstsonntage — es war der 18. Oktober — eingeladen mit einer großen Gesellschaft deutscher Landsleute eine Fahrt über den Bieler See nach der Petersinsel zu machen, auf welcher einst Rousseau gewohnt hatte. Es war seit Monaten sein erster Ausflug in größerem Kreise und die Hausfrau mußte zureden bevor er sich entschloß. Um Mittag fuhr die Gesellschaft, etwa vierzig junge Männer, auf zwei Schiffen vom

Kanal ab. Sie waren aus allen deutschen Landen und aus allen Ständen, Handwerker, Kaufleute, Studenten, Techniker, Musiker und Schriftsteller. Fröhlich schwamm das Schiff über den See, die schwarze Flüchtlingssorge saß heut als kaum sichtbarer Schatten beim Steuer, das Auge der Fahrenden flog über die Rebgelände des Jura und die langgestreckten Felsendächer dahinter und suchte wieder auf der andern Seite die Schneepracht der Berner Alpen, die frohe Jugend schoß Pistolen ab und bei dem jungen Wein wurden Lebehoch gerufen auf Uhland, Wirth und andere werthe Männer, die damals als Volksführer galten, auf Freiheit und Brüderlichkeit aller Völker und auf das schönste Land deutscher Zunge, die Schweiz, zugleich das freieste und von so hoher politischer Bildung! und die Deutschen im Schiff die glücklichen Mitbewohner! Viele der Anwesenden waren einander fremd, aber das Herz ging ihnen auf, als die Sonne auf Berge und Wasser schien und sie begannen fröhlichen Gesang. Unter ihnen stand ein junger Mann im grauen Sommerkleid mit breitem Strohhut von mittler Größe, breit von Brust und Schultern, mit gebräuntem Antlitz und braunem Haar, um Mund und Kinn einen kurz gehaltenen dichten Rundbart, Hals und Brust offen, kräftig der Mund, blaugrau und stark gewölbt die Augen unter hochgezogenen buschigen Brauen, der Blick von Falkenschärfe. Er begann ein Lied von Beranger genau mit dem fremdartigen rythmischen Fall, den der Franzose hat, und doch sprach er daneben ein recht ehrliches pfälzer Deutsch.

So wird Mathy von einem Freund geschildert, der ihn an jenem Tage zum erstenmal sah. — Manche feurige Rede wurde gehalten; darunter eine für einen französischen Republikaner, der gerade aus St. Pelagie entkommen war und in Genf krank lag, damit man den Mann unterstütze. Und gern wurde von den Deutschen gegeben. — Es war der 18. Oktober. Wie kam es doch, daß unter den Männern, welche aus allen Theilen Deutschlands stammten, auch nicht einer an den ruhm-

vollsten Gedenktag seines Volkes mahnte? Wodurch war die Erinnerung an den Heldenkampf der Väter den warmherzigen Söhnen so unbehaglich geworden, die für einen kranken Franzosen so eifrig sammelten? — Doch die Lustfahrer wurden auf andere Weise daran erinnert, daß sie Deutsche waren, auf der Insel geriethen sie mit einem Schweizer und mit Tirolern, welche diesen begleiteten, in Zwist; der Schweizer zog einen Stockdegen und wurde von den Deutschen entwaffnet, aber die Festfreude war gestört. Mathy ging allein und besuchte das dürftige Zimmer, in dem Rousseau gehaust hatte.

Denn trotz Allem fühlten sich die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz nicht heimisch, sie wurden mit Kälte und Argwohn betrachtet. Natürlich, sie waren ungerufen gekommen, viele gaben durch ein ungeordnetes Leben groben Anstoß, viele waren hülfsbedürftig; auch die Fähigeren, welche in Unterricht und Verwaltung der Kantone wesentliche Hülfe sein konnten, galten Pfahlbürgern und Bauern für Eindringlinge. Seit der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege war bei jedem stärkeren Wogenschlage im deutschen Volke die Brandung bis an die Schweizer Berge geschlagen und jede Sturmwelle hatte in den Gemeinden der Eidgenossen fremdartige Geschöpfe zurückgelassen. Es gab in der Schweiz nicht wenige, welche die Flüchtlinge ohne Unterschied als einen Auswurf der trüben deutschen Fluth verachteten. Seit der französischen Revolution waren mehre Generationen Deutscher in schneller Folge eingeströmt, die früheren hatten zum Theil eine Bedeutung gewonnen, als Professoren, Lehrer, Regierungsbeamte. Auch diese, und wenn sie längst das Bürgerrecht gewonnen hatten und dem Lande werth geworden waren, empfanden das abschließende Wesen der Altheimischen. Noch abgeneigter war die Meinung der Schweizer geworden, seit in den letzten Jahren der starke Zudrang verbannter Fremdlinge den Regierungen und Gemeinden politische Unannehmlichkeiten bereitete. Dazu kam, daß die Flüchtlinge durch ihre rücksichtslose Kritik das kleinbürgerliche

Selbstgefühl der Einheimischen verletzten, denen das radikale Wesen der Fremden phrasenhaft und unzuverlässig erschien. Sogar die entschiedenen Liberalen der Schweiz, welche Wissen und Bildung der Fremden mit Vortheil für ihren Parteikrieg gebrauchten, traten selten zu ihnen in ein herzliches Verhältniß, die Flüchtlinge hatten zu leicht die Empfindung für fremde Zwecke ausgebeutet zu werden, und die Schweizer waren eifersüchtig den Fremden nicht zu viel Einfluß zu gestatten.

Mathy war mit den Zuständen der deutschen Heimath höchlich unzufrieden, aber wenn er sie jetzt mit dem Leben in der Schweiz verglich, wurde sein Urtheil allmählich in Vielem milder. Er war jetzt unter Republikanern und das Meiste, was er in den ersten Monaten an ihnen sah, gefiel ihm nicht. Er fand einen harten Egoismus, der in der Staatsverwaltung allzusehr den eigenen Vortheil suchte, eine Parteileidenschaft, welche unwürdige Verwandte und Genossen in alle guten Stellen drängte, die Gegner mit bösartigem Klatsch und harter Ungerechtigkeit behandelte, er sah, wie das Parteiinteresse fast überall mehr galt als das wahre Interesse des Kantons oder der Gemeinde, und daß im Ganzen die obere Verwaltung unbehülflicher, ja gewaltthätiger war als daheim. Und er begann allmählich an die Büreaukratie in Deutschland freundlicher zu denken. Ihre Pflichttreue war ja nicht die höchste Männertugend, zu sehr fehlte die selbstthätige Willenskraft, zu häufig war in politischen Lebensfragen des Staates Gesinnungslosigkeit; aber es lag doch auch in der mühevollen Aktenarbeit und in der selbstlosen Hingabe des Individuums an die große Maschine etwas, das man mit Theilnahme und guter Laune betrachten konnte; und er schrieb darüber an einen Freund, der ihn in der Schweiz besucht hatte: „ach, süße Erinnerung an die Akten, an das Ab- und Zuschreiben, das ich aller angewandten Mühe ungeachtet nicht vergessen kann. Wenn du an dem Kataster von Durlach sitzest und in den Steuerzetteln meinen Namen liesest, wenn das Grundsteuer-

capital nicht klappt und du die fehlenden sieben Kreuzer nicht finden kannst, dann denke freundlich an mich in der Fremde."

Von Herzen freute er sich über die tüchtige Art des Schweizer Volkes, daß die Menschen von so kräftigem Entschluß waren, so anstellig, und so stolz auf ihre Freiheit und die Selbständigkeit ihrer Gemeinden. Wenn er sah wie schlecht ihre Schulen lehrten, und wie wenig die höheren Anstalten für Jugenderziehung leisteten, so hielt er sich gern an den Gedanken, wie viel man aus diesem Volk machen könne. Aber weit weniger Achtung flößten ihm die anspruchsvolleren Kreise ein, mit denen er zu verkehren hatte — es war im Kanton Bern, und die Berner waren damals bei den Schweizern selbst nicht gut beleumdet —. Sie däuchten ihm trotz ihrer Anmaßung grob und allzu baar der offenen Herzlichkeit und der humanen Bildung, welche in den Mittelklassen der Heimath so verbreitet war. Schon in Deutschland war er vor Allem ein guter Deutscher gewesen und hatte sich über nichts so geärgert als über den Mangel an nationalem Selbstgefühl. Jetzt erschien ihm die Wärme und Innigkeit der deutschen Bildung, das heitere Interesse an Poesie und Kunst, auch das Bedürfniß feineren Lebensgenusses als eine Lichtseite in den monarchischen Staaten der Heimath.

Er sah Schweizer Bataillone in Biel einrücken, ergötzte sich wieder über die mannhaften Gestalten und daß so viele ältere Leute darunter waren. Hier war in der That das Volk in Waffen, und er rühmte in einem Briefe nach der Heimath noch als Vorzug dieses Volksheers, daß diese Leute nicht in jedem Fall auf Kommando schlagen werden, nur wenn ihnen selbst die Sache gefalle. Aber zu gleicher Zeit betrachtete der Deutsche den Mangel an kriegerischer Disciplin und die Willkür der einzelnen Soldaten mit lebhaftem Mißfallen und er erzählte in einem Briefe, daß ein Soldat seinen Tschako verloren hatte, daß ein anderer um acht Uhr zu Abend aß, statt um sieben

Uhr auf seinem Posten zu sein und dazu sagte: „morgen ist man strenger, aber heut ist's nicht so nothwendig.“ Der Abmarsch war auf fünf Uhr angesetzt, er erfolgte halb acht Uhr, weil die Offiziere zu spät kamen. Einer derselben mit gelben Lederhandschuhen, kommandirte seine Mannschaft, die das Kinn auf die Mündung der Gewehre stützte, „Gewehr in Arm!“ Da riefen die Soldaten: „Ziehen Sie zuvor Ihre gelben Handschuhe aus!“ Der Offizier wandte sich beschämt um und ging fort und seine Soldaten riefen ihm nach: „Gelbe Handschuhe!“ Der Burgsdorfer Volksfreund feierte in tönenden Phrasen die Unbesiegbarkeit der Schweizer Waffen: „Halt! donnert's aus dem eidgenössischen Stutzen und die königlichen und kaiserlichen Garderegimenter sinken dahin.“ Mathy sah mit zorniger Verachtung, daß die Thoren, welche so schrieben, deutsche Flüchtlinge waren, welche den Schweizern schmeicheln wollten.

In der Fremde wurde ihm das Heimathsgefühl inniger und bewußter, in der Republik wurde sein Urtheil über die Einseitigkeiten des heimischen Staates maßvoller.

Mathy täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß seine eigene Stellung sehr unsicher war. Zwar fürchtete er nicht ein Verbot der Zeitung in der Schweiz, aber er sah, daß das Blatt nur durch die Arbeit der zugewanderten Fremden möglich wurde, und daß diese in der Schweiz keinen Tag vor Ausweisung sicher waren. Er durfte sich sagen, daß gerade er dem Unternehmen unentbehrlich war, aber die Aktionäre und das Comité der jungen Schweiz zuckten mit den Achseln, wenn ihnen zugemuthet wurde, bei der Regierung oder im Volke etwas zu wagen, um die Männer ihrer Zeitung im Kanton festzusetzen. Und Mathy glaubte zu bemerken, daß er zwar für einen nützlichen Arbeiter gelte, daß er aber für sein eigenes Schicksal von seinen Geschäftsfreunden keinerlei thätige Theilnahme zu erwarten habe, welche diesen politische Unbequemlichkeiten bereite.

Nur zu wenigen Fremden trat Mathy in ein unbefangenes Verhältniß, welches ihm als ein Gewinn erschien, und einer davon war Mazzini. Von Biel nach Grenchen waren zwei Wegstunden, den Vertrauten Mazzini's, Ruffini und Ufiglio, war Mathy lieb geworden, der Italiener merkte bald, daß der Deutsche die zuverlässigste Arbeitskraft seines Lieblingsunternehmens wurde. Da war es natürlich, daß er dem Uebersetzer der Jeune Suisse besondere Beachtung schenkte. Er war klug genug um zu verstehen, wie weit er mit Mathy gehen durfte, der nichts von seinen geheimen Gesellschaften wissen wollte, zuweilen mit Humor, zuweilen mit Unwillen auf die ganze Bundeswirthschaft hinsah, und der zu jeder Zeit nur das eigene Gewissen als Richter über sein Thun anerkannte. Mazzini behandelte ihn, wenn sie einmal einander sahen, mit besonderer Auszeichnung, zog ihn über deutsche Literatur und Rechtsverhältnisse zu Rath, forderte ihn auf die Schuld von Müllner für die italienische Bibliothek zu übersetzen, was Mathy that; ja, er suchte sein besonderes Vertrauen, und gönnte ihm brieflich manche seiner Inspirationen und großen Auffassungen der Weltereignisse. Auch Mathy betrachtete mit Achtung den anders geformten Mann, der an Jahren ihm gleich, so welterfahren und fertig vor ihm stand; die untilgbare Eigenschaft des Deutschen, jede fremde Menschennatur nach dem Bedürfniß des eigenen Gemüthes zu deuten, ließ auch ihn nur die humanen Seiten des Italieners sehen und Mazzini hütete sich ihm andere zu verrathen. Und so bestand zwischen beiden Männern bei allen Reserven, welche jeder zu nehmen hatte, ein menschliches Verhältniß, dessen wohlthuende Anregung Mathy bis über Mazzini's Abreise nach England hinaus empfand. Was aber beide einander vertraulich machte, war im Grunde doch, daß jeder ein Lehrertalent war, der Deutsche methodisch, ruhig, mit freudiger Anerkennung jeder originellen Lebenskraft, der andere geistreich, nervös erregt, der Jugend seine Inspirationen gebieterisch auflegend. Schwerlich ahnten

beide damals, daß die verschiedene Anlage sie nach entgegengesetzter Richtung von einander abführen sollte, der junge Deutsche sollte durch bescheidene, unablässige Thätigkeit in dem eigenen Volke zu einem Politiker großen Stils werden, dem jungen Italiener nahmen weitschichtige Projekte und doctrinärer Eifer allmählich die Möglichkeit als Bildner seines Volkes zu wirken.

Stärker war die Anziehungskraft, welche das Wesen Mathy's und die Innigkeit seines deutschen Haushaltes an Giovanni Ruffini, dem Gefährten Mazzini's, bewiesen, zwischen ihnen entstand eine herzliche Freundschaft, welche durch das ganze Leben dauerte. Das milde und schön angelegte Wesen Ruffini's fand in der Beschäftigung mit englischer Literatur, bald in schöpferischer poetischer Thätigkeit ein neues Gebiet idealer Interessen, welches ihn der Verschwörungsluft enthob, in der er aufgewachsen war. Wohl möglich, daß die Bekanntschaft mit dem einen Deutschen in der Schweiz ihm dazu geholfen hat allmählich von dem Zauber frei zu werden, mit dem Mazzini ihn gefesselt hielt. Den tiefen Eindruck, welchen Mathy's wohlgewogene Kraft auf den italienischen Dichter gemacht, hat dieser noch vor wenig Jahren durch die liebevolle Schilderung Mathy's in seinem Buche: „Ein stilles Plätzchen im Jura" gezeigt.

Freilich, die Thätigkeit Mathy's ließ wenig Zeit der Muße übrig. Sein Tagesleben war angestrengte Arbeit, solche Arbeit, welche müde machte und geringe Freude gab. Eine große Zeitung übersetzen, wöchentlich zweimal jede Nummer vom ersten bis zum letzten Buchstaben bald in's Deutsche, bald in's Französische! Da war's noch eine Erholung, wenn er für die „Quelle nützlicher Beschäftigungen" kleine Aufsätze schrieb, wie sie dem Kindesalter gerecht sind, und für die junge Seele allerlei Spiele und Verstandesübungen ausdachte, denn dabei hatte er seine eigenen Kleinen im Sinne, und er besaß eine gute Weise auf die Fassungskraft der Kinder lehrreich einzuwirken.

Gern arbeitete er Nationalökonomisches für die Augsburger Allgemeine Zeitung, es war sein Wunsch, ihr stehender Correspondent mit festem Gehalt zu werden. Seine Stellung in dem Geschäft der jungen Schweiz wurde dadurch verwickelter, daß er für einige Zeit mit Granier und Ernst Schüler die Druckerei übernahm, er wurde dazu aufgefordert, um Ordnung in das Geschäft zu bringen. Ihn freute, daß er keine Staatserlaubniß und keine anderen Weitläufigkeiten nöthig hatte, und er war kurze Zeit geneigt, gute Hoffnungen auf diese Theilhaberschaft zu setzen. Die Druckerei arbeitete damals mit zwei Pressen, neun Setzern und drei Lehrlingen, er dachte auf kleine Unternehmungen. Die erste war eine Volksbibliothek in deutscher und französischer Sprache, monatlich eine Lieferung für einen Batzen. Und diesem Unternehmen blieb er ein treuer Mitarbeiter, auch als er längst von Biel und der Druckerei getrennt war. In dem Geschäft zwang der Mangel an Geldmitteln zu neuen Aenderungen, das Verhältniß zu den Aktionären wurde immer schwieriger; der Redakteur Granier, welcher Mathy aufrichtige Anhänglichkeit bewiesen hatte, schied aus und erhielt einen unfähigen Nachfolger, Dumoulin, der keinen Leitartikel zu schreiben vermochte. Da mußte wieder Mathy aushelfen.

Sein ganzes Glück, der Quell seiner Kraft und Heiterkeit war sein kleines Heimwesen, die Gattin, die Kinder. Kaum hatte er den Haushalt in Biel eingerichtet, so lud er fröhlich Bekannte aus Baden zum Besuch. „Komm“, schrieb er einem derselben, „dann führe ich dich in meinen Weinbergen herum, ich habe sie zwar Anderen zur Benutzung übergeben, aber sie liefern doch schöne Trauben und guten Most.“ In seinem Hause verkehrten außer Dr. Schneider, der sich als Hausarzt und als zuverlässiger Rathgeber bewährte, fast nur Landsleute von der deutschen Seite des Rheins. Unter ihnen Ernst Rochholz, damals Lehrer am Gymnasium in Biel, welcher ein reges poetisches Empfinden, warme Liebe zu altdeutscher Lite-

ratur und ein feines Verständniß für alles Volksthümliche an den Abendtisch brachte. Im deutschen Haushalt wird jeder Bekannte, der über geistigen Erwerb lebendig zu berichten weiß, ein werthvoller Gewinn, was er von seiner Geisteshabe darbietet, wird den Hörenden doppelt erfreulich, weil es aus der Seele eines vertrauten Mannes kommt, und wieder das Wesen des Freundes erscheint geadelt durch alles Gute und Schöne, das er spendet. Die Bekanntschaft mit Rochholz war für die Familie Mathy in der Schweiz eine wahrhafte Bereicherung ihres Lebens, und er hat sich ihnen durch fünf sorgenvolle Jahre unverändert als ein anhänglicher und treuer Freund bewährt.

Im friedlichen Stillleben verging der Winter, zu freier Zeit fuhren die Männer Schlittschuh auf der schönen Eisfläche des Sees und lasen am Abend aus deutschen Dichtern vor, und die Hausfrau erwies sich nicht nur als treue Genossin bei klugem Männergespräch, sondern an großen Festtagen auch durch besondere Kunst in Küchle und Glühwein. Selten fehlte beim Sonntagsbraten der Zuspruch von Bekannten. Zwar von dem politischen Treiben der Ausgewanderten hielt Mathy sich fern, aber die Theilnahme an ihrem persönlichen Schicksal und ihrer Noth war vielleicht nirgend größer als in seinem Hause. Ein armer Flüchtling, aus einem Kanton vertrieben, müde und krank, will in den Gasthof, wird bei seinem Eintritt wegen einer Schuld von 41 Batzen von der Wirthin mit Vorwürfen empfangen. Da geht er fort ohne zu essen und zu trinken und kommt zu Mathy, dort erhält er das letzte Geld, das gerade im Hause ist, zu Kost und Reise. Und wieder ein Flüchtling, ein deutscher Russe, kommt aus Oesterreich, mit einer langen Erzählung seiner Leiden, aber ohne jede Legitimation. Ob seine Erzählung Wahrheit ist oder nicht, er ist müde, hungrig, ohne Geld, Mathy giebt ihm fünf Franken und verschafft ihm ein Frühstück, ladet ihn aber nicht zu seinem

bescheidenen Mittagsmahl, weil sich schon ein Gast eingefunden hat und er Frau Anna in Verlegenheit zu setzen fürchtet. Doch als der Fremde geschieden ist, erhält Mathy strenge Vorwürfe von seiner Hausfrau, weil er den Armen weggeschickt.

Obgleich Mathy mit Arbeit reichlich beladen war, nahm er doch noch eine neue Tagespflicht auf sich. Seit dem März 1836 gab er Unterricht auf dem Gymnasium zu Biel. Zuerst vertrat er Rochholz in deutschen Stunden, dann mit drei bis vier Stunden täglich den erkrankten Lehrer der Mathematik in den beiden Oberklassen. Diese Lehrstunden machten ihm große Freude, er stand jetzt vor Anbruch des Tages auf, um Zeit für seine literarischen Arbeiten zu gewinnen, und theilte die Stunden zwischen der Redaktion und der Schule. Das Erziehungsdepartement und die Schüler waren mit seiner Methode und den Fortschritten ausnehmend zufrieden, es wurden ihm hohe Lobsprüche und wiederholte Andeutungen gemacht, daß man ihn ganz für das Gymnasium zu gewinnen wünsche. Diese Möglichkeit wurde ihm für einige Zeit zu einer guten Aussicht.

Mit frischem Muth blickte Mathy von der Terrasse seines Hauses auf die schöne Schweizerlandschaft, die in neuer Frühlingspracht vor ihm lag, auf die alte Stadt Biel und den schwarzen Thurm des Rosius, wenn er sein Weib am Arm hielt, wenn sein ältester Knabe, kaum zweijährig, tapfer die Stufen der Gartentreppe auf und ab kletterte, und wenn er sein deutsches Kind in der Fremde das erste dreisilbige Wort nachsprechen lehrte, es war das Wort „Vaterland". Stillvergnügt feierte er am 16. Juni 1836 den Jahrestag seines Zusammentreffens mit seiner Gattin auf Schweizer Boden. Und er schrieb am Abend folgende Worte nieder: „Wir gedachten des Tages in dem Gefühl derselben Liebe gegen einander, oder einer noch größeren, wenn dies möglich wäre. Wir hatten ein gutes Jahr verlebt, obgleich

viele Sorgen zu überstehen waren. Unsere Kinder sind gesund und wir auch, ich habe Arbeit gehabt und genügenden Verdienst, um der lieben Nanny und den Kindern ein bequemes Leben zu schaffen. Aber ich arbeite mit Freude für sie und danke Gott, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben."

Wenige Wochen darauf wurde er verhaftet und des Landes verwiesen.

5.

Während der Flüchtlingshatz.

Längst betrachteten die großen Regierungen des Festlandes den Verkehr ihrer entronnenen Flüchtlinge in der Schweiz mit Abscheu. Sie protestirten gegen den Schutz, welchen die Kantone den Unruhestiftern gewährten, sie verboten ihren Handwerksgesellen das Betreten der Schweiz, forderten die Heimkehr der Ausgewanderten, und drohten den Säumigen mit Entziehung des Heimathrechts, sie verschärften die Aufsicht über den Grenzverkehr und unterhielten ganze Haufen von Spähern an den Grenzorten und im Lande. Zuletzt drohten sie, wenn die Schweiz durch ihr Asylrecht die Pflichten gegen die Nachbarstaaten verletze, werde man die Grenze völlig sperren und der Schweiz eine neue Behörde schaffen. Die Schweiz, durch Parteihader zerrissen, war nicht in der Lage gewesen, die Flüchtlinge soweit zu bändigen, als die Pflicht gegen die bestehenden Staatsregierungen der Nachbarländer nöthig gemacht hätte, sie war jetzt wieder nicht in der Lage, den Mächten, welche ihr die Unabhängigkeit garantirt hatten, den Widerstand zu leisten, zu dem sie berechtigt gewesen wäre. Die conservative Partei in der Schweiz war um so mehr bereit dem Drängen des Auslandes nachzugeben, da ihr selbst, wo sie noch im Besitz der Macht war, die Verbindung der Flüchtlinge mit den Liberalen gefährlich wurde. Auch viele Liberale,

die sonst den Flüchtlingen nicht abgeneigt waren, wurden jetzt durch die Sorge um Verkehr und um die Unabhängigkeit der Heimath geängstigt, und die Meinung war weit verbreitet, es sei gerathen, die Flüchtlinge zu opfern. Bern war damals Vorort, die Conservativen hatten dort noch die Herrschaft über die Executive und willig leitete die Berner Centraldirektion, von der eidgenössischen Kanzlei beauftragt, eine Untersuchung ein. Gewaltthätig wie das Drängen der Regierungen war auch das Verfahren der Untersuchungsrichter. Man griff zornig unter die Fremden, warf in das Gefängniß, verhörte oberflächlich und übergab die Verhafteten in der Regel ohne Urtheil den Landjägern um dieselben nach Frankreich abzuliefern, von wo sie wie Verbrecher nach England deportirt wurden. Andere wurden ihren heimischen Regierungen ausgeliefert, noch Andere mit dem Zeugniß der Schuldlosigkeit der Haft entlassen und dennoch Landes verwiesen. Dabei fand ein ausgedehntes Brieferbrechen und viel Spionage und Belästigung Unbetheiligter statt, die aufgeregten Polizeibeamten erlaubten sich arge Uebergriffe, die leitende Behörde, in solchen Untersuchungen unerfahren, hantierte plump und roh, sogar die amtliche Discretion fehlte, Papiere, die man mit Beschlag belegt hatte, kamen durch die Polizei in das Publikum, ja in öffentliche Blätter. Jeder Fremde, der in den letzten Jahren zu dauerndem Aufenthalt in die Schweiz gekommen war, galt für verdächtig, wenn ihn nicht sein Rang und seine Verbindung mit den Conservativen legitimirte. Da man beobachtet hatte, daß die Mitglieder der Handwerkervereine sogenannte Kriegsnamen trugen, so schloß man, daß jeder Scherzname aus der Jugendzeit, wie sie im Verkehr der jungen Deutschen gewöhnlich sind, seinen Besitzer als Mitglied einer geheimen Gesellschaft verrathe. Ein Küfergesell, der den Namen Stückfaß bekommen hatte, weil ihm ein volles Weinfaß auf dem Straßenpflaster geplatzt war, wurde wegen des Namens nach England deportirt, angesessene Schweizer Bürger wurden als

heimathlose Flüchtlinge eingezogen, in dem Verzeichniß politischer Verbrecher, welches die Berner Centralpolizei im Oktober 1836 drucken ließ, stehen unter 153 Nummern verdächtiger Fremdlinge Schuldige und Unschuldige in bunter Unordnung, darunter auch Schweizer. Und kurz darauf sahen sich badische Gerichte zu der Erklärung genöthigt, daß dies Verzeichniß und der vorgesetzte Bericht des Untersuchungsrichters keinen amtlichen Glauben beanspruchen könnten. War vollends Jemand als Schriftsteller unbequem geworden, so hatte er die übelste Behandlung zu erwarten.

Bei alledem fand das Vorgehen der Untersuchungsbehörde Hindernisse, welche in der kantonalen Selbständigkeit der einzelnen Landschaften lagen. Nicht überall waren Gemeinden und Kantonbehörden geneigt der Untersuchungscommission Vorschub zu leisten, sie drückten die Augen zu, warnten wohl auch die Verfolgten, und nicht wenigen Flüchtlingen gelang es sich irgendwo zu verstecken bis der erste Zorn der Verfolger vergangen war, andere flohen von Ort zu Ort, bis sie müde, muthlos, abgehetzt doch der Polizei in die Hände fielen. Das heftige Verfahren zerstörte vielen arbeitsamen Männern die Anfänge einer glücklichen Existenz, welche sie in der Fremde mühsam gewonnen hatten, es erregte allmählich auch den Schweizern Scham und Unwillen, es wurde überall als eine gewaltthätige, gesetzwidrige Ueberstürzung verurtheilt, und ist unter dem Namen „die Flüchtlingshatz“ bis zur Gegenwart berüchtigt geblieben.

Am wenigsten Erfolg hatte das Bemühen der Berner Polizei Mazzini zu ergreifen, im Anfange versuchte man, wie es scheint, durch Usiglio mit ihm zu capituliren und bot dem Unerfindlichen freie Abreise nach England, wenn er sich nur entferne. Später wurde manche Expedition nach ihm vergebens unternommen und vergebens ein Preis auf seine Entdeckung gesetzt, noch einige Monate lebte er ungehindert in seinem Versteck, bis er in der Stille nach England übersiedelte. Es war

von da bis in die neueste Zeit wiederholt sein Schicksal, in der Schweiz gesucht und nicht gefunden zu werden.

Am 28. Juni 1836 kam Polizeipräfekt Roschi von Bern in Biel an; er ließ sofort ein'ge Setzer der Zeitung verhaften, darauf den Geranten und den Drucker, Weingart und Schüler; die Verhöre begannen. Mathy fuhr fort an der Zeitung zu arbeiten und machte sie zuletzt fast allein mit einigen Setzern fertig. Aber am 11. Juli Abends 6 Uhr wurde er selbst verhaftet, wenige Tage zu Biel im Gefängniß gehalten, am 15. nach Bern geschafft, und sechs Tage darauf verhört: über seine Geschäfte bei der jungen Schweiz, über die Tendenz des Blattes und die Eigenthümer, über die geheime Verbindung der jungen Schweiz und des jungen Deutschlands, über seine Beziehungen zu einzelnen politischen Flüchtlingen. Mathy antwortete: „Ueber die Tendenz giebt das Blatt selbst am besten Auskunft, über die Eigenthumsverhältnisse die bekannte Commission, welche dasselbe leitet; über die Verbindungen weiß ich nicht mehr, als was die Zeitungen seit Wochen mit großer Ausführlichkeit erzählen; ich bin Mitglied von keiner Verbindung, weder einer geheimen noch öffentlichen, weder einer politischen noch nicht politischen; ich habe seit meinem Aufenthalt in der Schweiz so zurückgezogen gelebt, als nur möglich; wenn sich Jemand an mich wendete, habe ich mich stets gefällig bewiesen. Ich bin bereit, über Alles was mich selbst betrifft, Auskunft zu geben; ich werde nicht dazu beitragen, einem Bekannten Unannehmlichkeiten zu bereiten." Roschi: „Sie sind als gegenwärtiger Bewohner des Landes den Bevollmächtigten der Republik Treue und Wahrheit zu leisten schuldig, sonst haben Sie keinen Anspruch auf den Schutz der Landesgesetze." Mathy: „Da doch von Gesetzen die Rede ist, so bitte ich mir zu sagen, welchen Termin das Gesetz bestimmt, um einen Verhafteten von der Ursache seiner Verhaftung in Kenntniß zu setzen." Roschi: „Sie sind dazu da, um Antwort zu geben, nicht um Fragen zu stellen." Mathy: „Ich habe nur eine Bitte ge-

stellt, dazu hatte ich aber gute Gründe. Es sind jetzt zehn Tage, seit ich von meiner Familie und meinem Geschäft weggerissen wurde und gefangen gehalten werde. In allen Gesetzgebungen giebt es Bestimmungen darüber, in welcher Zeit ein Angeklagter von der Ursache seiner Verhaftung in Kenntniß gesetzt werden muß." Roschi (mit Ungeduld): „Fertig." Mathy: „Man hat damit angefangen, die Gesetze gegen uns zu verletzen und wir befinden uns in der nämlichen Lage, als ob wir in die Hände von Wilden gefallen wären." Roschi: „Es steht Ihnen später der Weg des Rechtes offen."

Nach dem Verhör befahl Roschi, dem Verhafteten das Schreibzeug zu nehmen, allein Mathy wußte sich zu helfen und schrieb wiederholt an seine Frau.

Frau Anna war von dem Schreck der Verhaftung schwer erkrankt, dennoch fuhr sie am 24. Juli nach Bern, ging zum Altschultheiß Tavel, den sie unpaß fand, wurde mit Mühe vorgelassen und setzte dem wohlmeinenden aber schwachen Mann energisch zu. „Ich muß meinen Mann wieder haben, ich und die Kinder können den Ernährer nicht länger entbehren." Tavel antwortete: „Ich kann jetzt nicht um die Geschäfte sorgen, ich bin krank." „Ich auch," entgegnete Frau Mathy. Da sah Tavel in das abgehärmte Gesicht, ergriff seinen Hut und ging in die Sitzung. Grade zu derselben Zeit war Mathy im Verhörlokal der Regierungsentscheid mitgetheilt, daß er durch Landjäger nach Frankreich transportirt werden solle. Er hielt um einen Aufschub von vierzehn Tagen an, seine Angelegenheiten zu ordnen. Am nächsten Tage wurde er durch Tavels Vermittelung seiner Haft entlassen und von Anwesenheit seiner Frau in Kenntniß gesetzt. Er eilte zu ihr, fand sie schwer krank und führte sie nach Biel zurück. Einige Tage darauf fuhr er selbst zu Tavel. Dieser machte ihm keine Hoffnung, daß er in der Schweiz ferner geduldet werden würde, versprach aber Aufschub der Ausweisung bis zum 1. September. In Frankfurt sei eine Specialuntersuchung über das Gebahren

der Schweizer Flüchtlinge angestellt und die Akten nach Zürich gesandt und Mathy's Name komme darin vor. Aufrichtig versicherte der Schultheiß, er verabscheue die Diplomaten, seit vier Jahren sei kaum ein Brief über die Schweizer Grenze gekommen, der nicht von den deutschen Regierungen geöffnet worden. Da kehrte Mathy nach Biel zurück, hielt sich die nächsten Wochen still in seinem Hause mit neuen Versuchen irgendwo Duldung zu finden, unter getäuschten Hoffnungen. Jeder Tag brachte Schreckensnachrichten, von Abneigung der Schweizer die Fremden zu schützen, von Verhaftungen, Flucht und jammervollem Schicksal der Landsleute.

Natürlich war Mathy's nächster Wunsch nach Baden zurückzukehren, er ließ durch Bekannte deshalb Erkundigungen einziehen, man schrieb ihm, er würde verloren sein, wenn er zurückkäme. Von Freunden wurde ihm Reisegeld nach England geboten, Empfehlungsbriefe, später auch eine Erzieherstelle in einem englischen Hause, wenn er Weib und Kind zurücklasse, für die gesorgt werden solle. Er antwortete kurz: „Nie."

Am letzten August war die Frist abgelaufen, die ihm in Biel vergönnt war, am nächsten Tage hatte er die Ausweisung über die französische Grenze zu erwarten, da brach er auf, von Rochholz begleitet, der unterdeß eine Professur am Gymnasium zu Aarau angetreten hatte, und jetzt nach Biel gekommen war, seine Hülfe anzubieten. Es war zum zweitenmal ein trauriger Abschied. Frau Anna hatte sich von ihrer Krankheit erholt, die Wohnung war neu eingerichtet, um das Haus reiften an Hecken und Stauden die Früchte, der kleine August sah froh nach den blauen Trauben am Spalier. Es war ein behaglicher Sitz der stillen Arbeit und des Familienglückes, da schied der Vater wieder von Weib und Kind, heimlich eine Stätte zu suchen wo er haften konnte. Und wenn er keine fand, was dann? Vom nächsten Morgen war er auf Schweizerboden rechtlos und gefehmt, vorsichtig hatte er auf der Landstraße, im Wirthshaus die Fragen der Neugierigen

abzuwehren, das Auge der Polizeibeamten zu meiden, welche überall nach Flüchtlingen spähten. Die Bekannten sammelten sich vor seiner Wohnung. Die Schüler der ersten und zweiten Klasse des Gymnasiums kamen sämmtlich ihm mit Anreden zu danken und Abschied zu nehmen, das ganze Personal der Druckerei hatte sich eingefunden ihm beim Auszuge das Geleit zu geben. Kräftig drängten Mann und Frau die Bewegung zurück, die Kinder, welche nicht ahnten, was der Aufbruch des Vaters bedeutete, riefen ihm lustig von der Gartenterrasse nach, der älteste Knabe bat, daß der Vater ihm ein Oberländerhäuschen als Spielzeug mitbringe.

Das Reisegeleit zog mit dem Heimathlosen bis nach Grenchen, sein nächster Weg war zu Dr. Kasimir Pfyffer, dem Führer der liberalen Schweizer von Luzern. Dort war eine Möglichkeit Duldung zu finden. Schon auf der Landstraße erfuhr er, wie streng die Luzerner Polizei nach fremden Wanderern spähe. Vor dem Thore traf er auf die Professoren Haupt und Wibel aus Aarau, sie waren zu einem Besuch mit dem Schiffe nach Luzern gefahren und gleich am Landungsplatz wegen mangelnder Legitimation verhaftet worden. Erst nach argwöhnischem Verhör hatte man sie entlassen. Vorsichtig betraten die Reisenden die Stadt. Mathy führte im grünen Kittel den Einspänner, den er von Willisau genommen, am Zaum durch das Thor, die nachrufenden Stimmen der Thorwache mußte der Kutscher in seinem Schweizerdeutsch abwehren. Die Reise war vergeblich, Pfyffer war abwesend und wurde erst in acht Tagen zurückerwartet. Auf der großen Touristenstraße ging der Wanderer weiter über den Rigi, zum erstenmal sah er von diesem Gipfel auf die weite Landschaft; zu Küßnacht barg er sich einige Tage in dem Gasthause eines Patrioten, dessen Frau, eine Enkelin Wielands, mit freundlichem Antheil für den Landsmann sorgte. Von da eilte er nach Zürich, zu versuchen ob dieser Kanton ihm den Aufenthalt gestatten werde. Ohne Freude sah Bürger-

meister Heß ihn in das Zimmer treten. Doch wich er dem eindringlichen Gesuch und gab eine Hoffnung für den Fall, daß Roschi in Bern bescheinigen könne, Mathy sei nicht Mitglied der geheimen Gesellschaften. Es war ein flüchtiger Sonnenblick. Mathy schrieb die gute Kunde sogleich seiner Frau und bat sie was möglich sei zu versuchen. Sie nahm auf der Stelle einen Wagen, fuhr nach Bern zu Roschi und forderte das Zeugniß für ihren Mann. Als sie am Schreibtisch des Beamten stand, las sie in einem Briefe, an dem er grade geschrieben, den Namen ihres Mannes. Roschi verhandelte und wollte in das Zeugniß schreiben, daß nichts erwiesen sei, Frau Anna sah ihm über die Schulter, hielt ihm die Hand und sagte nachdrücklich: „Gar nichts dürfen Sie hineinschreiben, ihm ist hart Unrecht geschehen.“ Der Beamte schrieb in das Zeugniß, daß Mathy nicht Mitglied des jungen Europa gewesen sei, daß die Akten nichts Gravirendes ergeben hätten und daß seinem Aufenthalt außerhalb der Schweiz nichts im Wege stehe.

Unterdeß ging Mathy weiter bis an die badische Grenze, traf in Kreuzlingen mit Freunden zusammen, schrieb an die Regierung des badischen Seekreises, ob man ihn in Ruhe lassen werde, wenn er zurückkehre, und erwartete im Hause eines Freundes ungeduldig die Antwort. Aber aus dem Ministerium in Karlsruhe kam an den Vermittler der Bescheid, wenn Mathy zurückkehre, werde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden, er sei sehr gravirt. Jetzt erst verzichtete Mathy auf die Rückkehr nach der Heimath. Als letzte Hoffnung blieb Zürich. So kehrte er nach vier Wochen unsicheren Suchens in die Nähe Biels zurück. Von Bad Grenchen ging er in einer Mondscheinnacht unbemerkt an seine Wohnung in Biel und rief leise den Namen seiner Frau, sie hörte die Stimme, kam schnell herab und ließ den Flüchtling ein. Noch einen Tag weilte er verborgen in dem Hause, wo er Alles zur Abreise gepackt fand, dann ging er in heimlicher Nacht nach

dem Kanton Solothurn zurück, seine Frau mit Kindern und Sachen folgte am nächsten Tage.

Mathy hatte beschlossen sich zunächst nach Aarau zu wenden. Dort war wenigstens ein Theil der Regierungsmänner liberal und er fand gute Freunde und zuverlässige Fürsprache. Am späten Abend kam die Familie in Aarau an, von den Bekannten noch nicht erwartet, in den nächsten Tagen miethete Anna eine kleine Wohnung im Haus des Professor Schnitzer.

Und wieder getäuschte Erwartungen. Noch einmal fuhr Mathy nach Zürich, und jetzt gab Bürgermeister Heß ganz geringe Hoffnung, ja er rieth das Bittgesuch an die Regierung vorläufig zurückzuhalten. Auch der französische Gesandte, welcher wegen eines Passes nach Frankreich für die Familie angegangen wurde, erklärte, nur einen Laufzettel für wenige Tage zur Durchreise nach England geben zu wollen, er wisse wohl, Mathy sei feindselig gegen Frankreich. Es war so weit gekommen, daß ein Bekannter rathen durfte, Mathy möge für sich und seine Familie den Transport durch Frankreich annehmen. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als es darauf zu wagen, ob man in Aarau ungesehen und unbeachtet bleiben werde, bis die erste Strenge der Verfolgung vorüber sei. Es war ein sehr unsicherer Aufenthalt, jeden Tag die Duldung zweifelhaft, auch im Verkehr mit Anderen die größte Vorsicht geboten. Das Leben der Familie hing jetzt allein an dem schriftstellerischen Erwerb, und dieser Erwerb wurde durch die politischen Verhältnisse, durch die Entziehung des freien Verkehrs und durch die eigene Unruhe aufs Aeußerste erschwert. Dazu kamen Schrecken und Trauer über das Schicksal Anderer, überall Flucht, Noth und Jammer, der eine Bekannte im Gefängniß erkrankt, andere deportirt, andere hülflos und elend in entlegenen Thälern dahinfahrend. Diese Nachrichten, welche täglich aufs Neue erregten, waren fast schlimmer als die eigene Unsicherheit.

Seit dem ersten Tag, an welchem Mathy die Schweiz

betrat, hatte er mit inniger Theilnahme die Gefahren beobachtet, welche das Leben in der Fremde dem Flüchtlinge bereitet und jenes besondere Leiden welches man wohl die Krankheit der Flüchtigen nennen darf. Am leichtesten überwanden diesen Feind noch die deutschen Arbeiter, sie fanden, obgleich gestört und verfolgt, nach schweren Tagen doch vielleicht eine Stätte für ihre bescheidene Thätigkeit, wußten auch in den Stunden der Noth besser zu entbehren und sich durchzuschlagen. Und nicht wenige von ihnen haben die Verfolgungen jener Jahre überdauert und sich in der Fremde oder daheim zu ansehnlichem Wohlstande emporgearbeitet. Weit mehr litten solche, welche mit höheren Ansprüchen gekommen waren. Noch bevor sich der Verfolger erhob, in den Tagen politischer Gastfreundschaft verloren sie ihre Zeit in Versuchen und Plänen, reisten unstät von einer Stadt in die andere, aus der Schweiz nach Frankreich, vielleicht nach England und wieder zurück. Während sie Luftschlösser in die Zukunft bauten und ihr Selbstgefühl mit Träumen nährten, wurden sie flüchtiger und schwächer. Hatten sie daheim als Gelehrte ernste Studien begonnen, hier fehlten ihnen die Bücher, auch die Anregung eines starken wissenschaftlichen Verkehrs, waren sie mit einigen Geldmitteln nach der Schweiz geflohen, ihre Einnahmen minderten sich schnell in hastigen Versuchen und zweifelhaften Unternehmungen. Auch ihre Thatkraft wurde geringer, der Kleinmuth kam und er mußte verscheucht werden durch wüste Geselligkeit, ein ungesunder Hoffnungsrausch kam, sanguinischer und wunderlicher wurden die Pläne, unpraktischer das Wollen; selbst wenn sich einmal Gelegenheit bot, irgendwo fest zu wurzeln, zitterte ihnen in den Nerven eine fiebrige Unruhe und die Beschränkung auf einförmige Thätigkeit erschien unmöglich; der Geist wurde durchlöchert und der Leib geschwächt. Auch das Pflichtgefühl im Privatverkehr wurde geringer, sie gewöhnten sich auf die Kosten Anderer zu leben, zu fordern und nicht zu leisten. Freilich, es waren Deutsche, etwas von dem warmen Herzen blieb,

leicht und gern theilte einer, der grade hatte, dem andern mit und treulich halfen sie einander ihre Kartenhäuser bauen, die der nächste Windhauch zerriß, und ermuthigten einander in ihren Wahngedanken von dem bevorstehenden Sturz der Tyrannen. So waren sie schon in der friedlichen Zeit erkrankt, jetzt aber war die Verfolgung gekommen und gehäufte Trübsal, die Hatz war gegen sie auf und die Meute bellte hinter ihnen, ob sie im Kerker lagen, oder ob sie wie gescheuchtes Wild dahinfuhren, jetzt überkam sie die Ermattung, eine stumpfe Gleichgültigkeit, vielleicht die Verzweiflung. Schnell wurden sie alt und welk an Leib und Seele, losgerissene Blätter, welche im Wirbel umherfuhren, viele hat der Gram getödet, viele sind schlechter geworden, nicht wenige haben im Wahnsinn geendet. Wer diese Zeit überstand ohne Einbuße von Lebenskraft und Pflichtgefühl, der mußte ein festes Gefüge haben an Körper und Geist.

Auch Mathy fühlte, daß er geprüft wurde. Er arbeitete angestrengter als je. Um zu verdienen übersetzte er die Memoiren von Lucian Bonaparte, und später das Werk von Grellet-Wammy „Handbuch der Gefängnisse“, er schrieb Dialoge und eine Schweizerchronik für die Volksbibliothek in Biel, übertrug Oelenschlägers Correggio für die italienische Volksbibliothek in's Französische. Jede freie Stunde benutzte er sich zu fördern, grade jetzt arbeitete er sich in Hegels Logik hinein, um seinen Geist durch consequentes Denken zu beschäftigen, er zog Ricardo nach seiner Gewohnheit aus und schrieb sich einen Commentar dazu. Aber seine Gesundheit litt unter dem Zwange, welcher seinen Bewegungen auferlegt war; als ein tapferer Bergsteiger, Schwimmer, Eisfahrer empfand er täglich das Bedürfniß nach frischer Luft und körperlicher Thätigkeit, jetzt saß er viel in die enge Wohnung gebannt; auch wo keine Gefahr war, fehlte ihm die Lust auszugehen, er fühlte wie ihm der Unmuth kam, die Niedergeschlagenheit und Unlust an der Arbeit. Seiner Frau suchte

er die trübe Stimmung zu verbergen und er wunderte sich, warum sie in Thränen ausbrach und das Zimmer verließ, als ein Bekannter die Nachricht zutrug, daß der Flüchtling Weber, Redakteur der Nationalzeitung, sich erschossen habe, sie hatte den Mann doch wenig gekannt.

Auch die Sorgen des Hauses wurden größer, seine Knaben erkrankten, er half seiner Frau bei der Pflege und der Arbeit des Hauses und wachte die Nächte über den Kranken. Noch schwerer wurde seine Sorge: Frau Anna selbst erkrankte tödlich. Der Gram der letzten Monate und ein zufälliger Schreck in den Weihnachtstagen warfen sie vor der Zeit in die Wehen, das frühgeborene Kind starb an Schwäche, sie selbst rang mehre Tage zwischen Tod und Leben, er saß die zwölf Nächte der Wintermitte an ihrem Lager, that jede Handreichung und lauschte auf ihre schwachen Athemzüge. Als der Arzt die Hoffnung gab, daß die größte Gefahr vorüber sei und sie bei ruhiger Pflege wohl genesen werde, da löste sich auch die Starrheit in seinem Innern. Die Erhebung aus dem größeren Schmerz befreite ihn von dem Druck der kleineren Sorge und er sah wieder muthiger in die Zukunft.

Die Gatten hatten in ihrem zurückgezogenen Leben nur wenige Bekanntschaften gemacht, aber die Theilnahme an dem Geschick der Bedrängten war groß und manches Zeichen von herzlicher Freundschaft wurde ihnen ein Trost. An einem Abende, als Frau Anna in Lebensgefahr lag, war ein Bekannter aus Aarau durch das Leid der guten Menschen so erschüttert worden, daß er draußen auf der Treppe niederkniete und für die Rettung der Frau betete; der genesenden Mutter und den Kindern wurden von den Hausfrauen allerlei gute Dinge zugesandt, auch aus Baden kam manches Zeichen treuer Freundschaft. Die Bekannten: Hagenauer, Aebi, Wibel, Haupt, nicht zuletzt Rochholz mahnten dringend die liberale Schulbehörde das Talent Mathy's im Aargau fest zu halten. Das wurde berathen und ihm Aussicht auf eine Lehrerstelle am

Gymnasium eröffnet, wenn er sich einer Prüfung unterziehe. Als nun Frau Anna wieder ein wenig zu Kräften kam, hielt der Gatte mit ihr am Lager ein verständiges Gespräch über die Zukunft und berichtete ihr von den neuen Hoffnungen, und Beide beschlossen muthig, daß er sich jetzt recht ernstlich vorbereiten solle, damit er ehrenvoll in der Prüfung bestehe. Mit Feuer ergriff Mathy die neuen Bücher, er saß Tag für Tag über Literaturgeschichte und mittelhochdeutscher Grammatik, las und erklärte, von Rochholz angeleitet, alte deutsche Dichter. Während die Landschaft in Schnee gehüllt lag und die Frühlingsstürme um die Fenster tobten, und während im Lande der Zorn gegen die Flüchtlinge noch immer obenauf war, klangen in dem Haushalt der Flüchtigen leise die Verse Walthers von der Vogelweide, der Nibelungen, und Gottfrieds von Straßburg. Der Wille Mathy's war wieder auf ein festes Ziel gespannt, seine gute Laune kehrte zurück, die Hausfrau hörte mit leichterem Herzen zu, wenn die Männer ihr den Heldentrotz des Hagene und die zornigen Lieder der Minnesänger gegen die Pfaffen des dreizehnten Jahrhunderts verdeutlichten. Wenn die Gatten am Abend allein saßen, nachdem die Kinder in Schlaf gesungen waren, dann las Mathy am liebsten aus der Weisheit des Brahmanen von Rückert vor. In dieser Zeit der Verwirrung gab die heitere Ruhe und Gedankenfülle indischer Weisheit Beiden die sicherste Befreiung. Denn nirgend ist der Segen schöner Poesie dem Deutschen größer, als wenn er müde den Druck beengender Wirklichkeit empfindet. Und nur die Dichtung verdient als völlig schön gerühmt zu werden, welche die Seelen vieler Menschen in solcher Lage zu größerer Freiheit heraufzuheben vermag.

Aber das friedliche Stillleben der Familie wurde wieder durch den Zorn der Mächtigen verstört. Noch war der Verfolger hinter ihnen. Anfang April 1837 begann der Polizeidirektor von Aarau, ein Deutscher, Herr von Schmiel, der seit den Freiheitskriegen dort hauste und durch die Gunst der

Conservativen heraufgekommen war, sich gegen Mathy's Anwesenheit zu sträuben. Um die Regierung des Kantons kämpften Liberale und Conservative, die Polizei war in den Händen der feindlichen Partei, welche ihre Gegner im Kanton ebenso umlauerte wie die Fremden und sogar durch die Nachtwächter den Verkehr der liberalen Regierungsmitglieder überwachen ließ. Jetzt sandte die Polizei den Weibel mit dem Befehl in das Haus, daß Mathy den Kanton auf der Stelle verlassen solle. Man ließ ihm nicht einmal Zeit, ein Gesuch zu schreiben, welches seiner Frau und den Kindern den Aufenthalt gestatte, und die Freunde mußten dies für Frau Anna thun. Und wieder zog Mathy flüchtig aus einen Ort zu suchen, wo er rasten könne. Jetzt war nicht mehr Bern, sondern Luzern der Vorort und dort bessere Hoffnung eine Erlaubniß zum Aufenthalt zu erlangen. Während Mathy aber in Luzern warb und Versprechungen erhielt, kam von Aarau die Nachricht, daß auch Frau Anna mit den Kleinen ausgewiesen sei, und daß die Freunde ihr eine Zuflucht in der Nähe bereiteten. Mathy eilte nach Aarau zurück, kam zur Nacht in seine Wohnung, fand wieder Alles zum Aufbruch gepackt und besprach mit seiner Frau, daß er die Aussichten im Aargau keineswegs aufzugeben gedenke und mit ihr für die nächsten Wochen nach Grenchen übersiedeln werde, bis er seine Prüfung zu einer Lehrerstelle trotz der Polizei durchgesetzt habe. Im Morgengrau ging er zu Fuß voraus, die Hausfrau folgte mit Kindern und Sachen im Wagen. In Solothurn wechselten die Reisenden Kutscher und Fuhrwerk und kamen am Abend in Bad Grenchen an, wo sie bereits erwartet und freundlich empfangen wurden. Dort erhielt Mathy in den nächsten Tagen eine Einladung des Schulraths, sich am 2. Mai im Regierungsgebäude von Aarau zur Prüfung einzustellen. Zwar theilte der Polizeidirektor Mathy's Ausweisung dem Schulrath mit, dieser aber antwortete, daß er die bereits erlassene Aufforderung nicht zurücknehmen werde.

Selten ist eine Lehrerprüfung unter gleich erschwerenden Umständen durchgesetzt worden. Mathy fuhr, um die Landstraße zu vermeiden, zu Schiff von Solothurn nach Aarburg und ging von da am finstern Abend nach Aarau, vor dem Thore von seinen Freunden erwartet. Während er sich in der Stadt barg, frug die Polizei wieder bei dem Schulrath an ob Mathy in der Stadt sei, der Schulrath entgegnete, er habe davon keine Kenntniß, und die Polizei rescribirte, sie werde den Befehl des kleinen Raths ausführen und Mathy sofort verhaften, wenn er sich zeige. Bei dieser Sachlage gab es für Mathy kaum einen andern sichern Aufenthalt als das Regierungsgebäude selbst, in welchem die Prüfung stattfand. Dorthin ging er in der Frühe und weilte während der beiden Tage des Examens, von den Freunden bewacht. Am letzten Tage aber kam der Polizeidirektor Schmiel mit einem Brigadier, Landjägern und Dienern vor das Haus, stellte seine Leute auf Posten und wartete die Rede des Candidaten ab, die dem schriftlichen und mündlichen Examen folgen sollte und bei welcher der Polizei Zutritt nicht zu versagen war. Wenn Mathy während der Probelectionen die Reihe der Schüler entlang ging, sah er lachend durch das Fenster die grünen Uniformen der aufgestellten Landjäger. Aber den Examinatoren war bei der Sache nicht ganz wohl, sie dispensirten ihn von der Rede mit der Versicherung, er habe seine Befähigung zur Genüge erwiesen. Von einigen Freunden wurde er aus dem Saal durch ein Hintergebäude entführt, mit andern Kleidern versehen, welche ihn unkenntlich machen sollten, in eine Kutsche gesetzt und in scharfem Trabe der Kantongrenze zugeführt. Das Grenzbüreau mußte umgangen werden, durch die wilde Gegend des Rothsees schritt Mathy von Rochholz begleitet dem Vierwaldstädter See zu, um in Luzern bei der Kanzlei des neuen Vorortes auf Grund des Zeugnisses die Aufhebung des Ausweisungsdecrets zu bewirken.

Mathy war vorher leidend gewesen, die Anstrengung der

letzten Tage und des Weges hatten ihm arg zugesetzt, plötzlich brach er zusammen, hielt die Hände wie im Schmerz auf die Brust gepreßt und lag stumm auf dem Waldboden. Rochholz lief mit dem ledernen Reisebecher nach Wasser. Als er damit zurückkam, hatte Mathy sich erholt, er beruhigte den Begleiter und verlangte nur ein wenig zu ruhen. Nach kurzer Zeit erhob er sich, betheuerte, es sei nur ein Anfall von Krampf gewesen und forderte das Versprechen, daß der Freund seiner Frau nichts davon sagen möge.

In Luzern erhielt Mathy jetzt sichere Verheißungen und kam vergnügt in Grenchen an. Sein Prüfungszeugniß erklärte ihn zu jeder Stelle an höherer Schule vorzüglich befähigt.

Freilich, noch war ihm langes Harren bestimmt. Die Lehrerstelle in Aarau wurde durch die angestrengten Bemühungen einer Coterie, welche den Deutschen abgeneigt war, einem Andern zugetheilt. Auch die Polizei wollte sich nicht zur Ruhe geben, Roschi in Bern begann sogar eine neue Untersuchung gegen Mathy, in Solothurn wurde denuncirt, daß er sich trotz des Ausweisungsdecrets doch im Kanton aufhalte; auch die Berner schrieben nach Solothurn und forderten seine Ausweisung. Dort aber war man nicht allzu scharf. Mathy erhielt einen Wink, daß man ihn suchen werde, und zweimal mußte er heimlich aus dem Bade entweichen, um den Verhaftbefehl, welchen die Landjäger in das Dorf trugen, zu vermeiden. Einmal, da er gerade zu den Seinen zurückgekehrt war, bewahrten ihn seine Knaben, damals von drei und zwei Jahren. Diese wurden, als sie auf der Thürschwelle saßen, von einem Beamten ausgefragt, ob der Vater daheim sei; aber ohne daß es ihnen eingelernt war, behaupteten die Schelme, Vater sei verreist, und als der fremde Mann sich entfernt hatte, kamen sie leise zum Vater herauf, ihn zu warnen.

Doch Mathy verlor nicht den Muth, er hatte erfolgreich die ersten Schritte gethan, um eine Anstellung zu gewinnen, er warb beharrlich um jede andere Lehrstelle, von der er Kunde

erhielt. Endlich im Oktober wurde ihm die frohe Nachricht, daß sein Name zu Bern von der Proscriptionsliste gestrichen sei. Er athmete die Luft eines neuen Lebens, die schwarze Flüchtlingssorge, die zuletzt wie ein Gespenst ihn umher gescheucht hatte, wich von ihm. Jetzt durfte er sein ehrliches Gesicht wieder überall frei zeigen. Und bald darauf liefen von Solothurn, Aarau, später aus dem Berner Lande Botschaften ein, daß die Haftbefehle widerrufen seien und daß er kommen möge, man sei thätig ihm ein Amt zu suchen.

Unterdeß hatte Mathy in seiner Zurückgezogenheit die früher begonnene Schrift über den Zehnten wieder aufgenommen. Im Kanton Bern wurde von der nationalen Partei für Aufhebung dieser Abgabe agitirt. Dr. Schneider in Nidau, welcher wußte, daß Mathy mit einer Schrift darüber beschäftigt war, veranlaßte, daß durch den patriotischen Verein des Amtsbezirks Nidau ein Preis von hundert Schweizer Franken für die beste Arbeit ausgesetzt werde. Unter den drei eingegangenen Abhandlungen — eine war von Siebenpfeiffer — wurde die von Mathy für die beste erklärt, von einer Volksversammlung im November 1837 mit dem Preise versehen und zum Druck bestimmt. Diese Schrift*), wenig in Deutschland bekannt, ist eine sehr sorgfältige nationalökonomische Erörterung mit historischer Einleitung über Ursprung und Wandlung des Zehnten, sie war für Mathy, so lang er lebte, nicht nur heitere Erinnerung an einen kleinen Erfolg, er war auch sonst in seiner anspruchslosen Weise damit zufrieden und dachte öfter daran, sie im historischen Theil umzuarbeiten — er hatte dafür ernste Studien gemacht — und neu herauszugeben. Die Anerkennung, welche ihm diese Schrift in der Schweiz verschaffte, war damals für ihn das Erfreulichste, auch solche,

---

*) Der Zehnt, wie er war, wie er ist und wie er nicht mehr sein wird, mit besonderer Berücksichtigung des Zehntwesens im Kanton Bern, von Karl Mathy. Biel, Buchdruckerei von Schneider u. C. 1838.

welche ihn gar nicht kannten, sprachen davon, daß man einen Mann von diesem Urtheil und so gründlichen Kenntnissen nicht verlieren dürfe; die Leiter der Regierung im Kanton Solothurn schenkten ihm seitdem angelegentliche Beachtung.

Am 31. Januar 1838 wurde ihm seine Tochter Amalia geboren. Sorge und Pflege dieser Wochen wurden durch eine neue Aussicht erleichtert. Die Regierung des Kantons Solothurn beschloß in Grenchen selbst eine Distriktsschule zu errichten, man hatte den Wunsch Mathy als Lehrer anzustellen, wenn die Schulcommission der Gemeinde Grenchen ihn vorschlagen werde. Dies geschah. Sogar der katholische Pfarrer sprach sich zu Mathy's Gunsten aus und erklärte damals — es hat ihm später leid gethan —, er habe Mathy lieber als manchen Katholiken. Am 13. März erhielt Mathy von Solothurn das Diplom seiner Ernennung zum Lehrer der Secundarschule von Grenchen.

6.

Der Schulmeister von Grenchen.

Mathy selbst hat an anderer Stelle (im letzten Bande der Bilder aus der deutschen Vergangenheit) die Jahre geschildert, wo er in Grenchen Lehrer war. Jene Niederschrift ist nicht nur ein reizendes Idyll, Ton und Stimmung sind auch für den Schreiber sehr charakteristisch. Jeder einzelne Zug darin ist so wahr, wie nur ein ehrlicher Mann mit sehr gutem Gedächtniß aus eigener Vergangenheit schildern kann; aber durch ein freudiges und dankbares Gemüth ist zugleich ein heiteres episches Licht in die Schilderung gekommen. So lebte Grenchen für ihn in der Erinnerung. Aber so wohlthuend war ihm der Aufenthalt erst durch sein eigenes Verdienst geworden. Der Biograph darf nicht verschweigen, daß Mathy das Behagen, welches ihn zuletzt unter den Dorfinsassen umgab, und die Liebe und das Vertrauen, welche ihm beim Abschied und in seinem ganzen Leben so werth waren, nur durch harte Entbehrungen und durch die Tüchtigkeit seines Wesens nach und nach erworben hat. Er hat später in sehr verschiedenen Kreisen sich warme Anerkennung erobert, nirgend vielleicht war die Mühe härter, das Verdienst größer als in dem Kirchdorf am Jura. Da war natürlich, daß der errungene Sieg ihm die Erinnerung an die Stätte besonders lieb machte.

Das Dorf Grenchen im Kanton Solothurn, unweit der Berner Grenze, stand damals mit einer gewissen Unbotmäßig-

keit nicht nur dem eidgenössischen Vorort, sondern sämmtlichen Regierungen der Welt gegenüber. Es war eine Freistätte für Mazzini gewesen und den Herrn von Bern war durchaus nicht gelungen ihn herauszuholen. Auch Mathy hatte dort wiederholt die letzte Zuflucht gefunden. Zum Asyl Flüchtiger war der Ort nicht gerade durch die politische Bildung seiner Einwohner geworden, denn die Wahrheit zu sagen, diese waren damals bei Conservativen und Liberalen übel beleumdet. Der zuverlässige Schirmvogt der Flüchtlinge war ein trotziger alter Mann, der unter dem Namen Vater Girard in der ganzen Umgegend bekannt war. Er war ein ächter Nachkomme der harten, Freiheit liebenden, bedächtig zuschlagenden Bauerngestalten des Mittelalters, nicht wie sie der Dichter geschildert hat, sondern wie sie in Wirklichkeit den Pfeil auf einen verhaßten Landvogt anlegten oder mit der Axt einem rittermäßigen Bedrücker den Kopf spalteten. Sein eigenes Leben war reich an wilden Erfahrungen. Als im Jahr 1814 in der Schweiz die aristokratischen Regierungen in österreichischem Sinne restaurirt wurden und auch in der Stadt Solothurn sich die alten Familien, welche vor 1798 am Ruder gewesen waren, in der Neujahrsnacht plötzlich als Regierung proklamirten, da beschlossen eine Anzahl kühner Männer vom Lande und aus der kleinen Stadt Olten, unter ihnen Girard und Munzinger, dies nicht zu leiden. Sie erstiegen in der Nacht des 2. Juni 1814 die Mauern der Kantonstadt, Girard seine Axt in der Hand, befreiten die Gefangenen ihrer Partei und besetzten einige öffentliche Gebäude. Aber die Eindringer wurden durch die Aristokraten zurückgetrieben, Berner Truppen rückten in den Kanton, die Aufständischen zu entwaffnen und zu verhaften. Girard entfloh in den welschen Jura, dort hauste er zwischen Wald und Felsen und zog mit seinen Getreuen auf unwegsamen Grenzpfaden daher, nicht zum Vortheil für die Zolleinnahmen Frankreichs und der Schweiz. Bis zum Jahr 1830 war er seiner Bürgerrechte beraubt. Erst die Volksver-

sammlung von Balstal im December 1830, von ihm und seinen Schicksalsgenossen veranlaßt, machte dem Junkerregiment im Kanton Solothurn ein Ende und setzte ihn wieder in seine Ehren ein. Unterdeß hatte er die heilkräftige Quelle des Ortes gefaßt, einen Kursaal gebaut und darin eine Gastwirthschaft eingerichtet, in welcher er die Zureisenden des kleinen Bades aufnahm. Seitdem saß er einflußreich und gefürchtet in Grenchen, während sein alter Gefährte Joseph Munzinger von Olten, einer der mannhaftesten und besten Politiker der Schweiz, 1830 Mitglied der Kantonsregierung wurde, zwei Jahre darauf in einer Commission der Tagsatzung eine Bundesverfassung der Schweiz entwerfen half und im Jahr 1848 zu den sieben Männern des Bundesraths gehörte, welche die neue Centralregierung der Schweiz darstellten.

Durch seine eigenen Schicksale war der alte Girard ein warmer Freund aller entschlossenen Unternehmungen geworden, die gegen Fürsten, Herren und dergleichen gerichtet waren; auch darum waren ihm ansehnliche politische Flüchtlinge achtungswerth, ohne daß er sich weiter um ihre Pläne kümmerte. Denn bei klugem Urtheil über Naheliegendes fand er keine Freude an mühseligem Nachdenken und weiten Combinationen. Aber er las mit einem finstern Lächeln des Einverständnisses immer wieder die alten Kalendergeschichten vom Tod tyrannischer Landvögte und von der Erniedrigung stolzer Patrizier. Als Wirth des Bades nahm er die Fremden zugleich in Kost und Pflege und trug redlich Sorge dafür, daß ihm seine Gäste nicht durch die Landjäger entführt wurden. Kamen die Verfolger vorn in das Haus herein, so führte er seine Schützlinge hinten hinaus in die Schluchten des Jura, welche sich dicht bei seinem Hause öffneten und deren geheime Stiege wenige so gut kannten als er. Unterdeß bot seine Familie den Verfolgern Brot und Wein, die der alte Waldgänger dem geretteten Gast gewissenhaft auf Rechnung setzte.

Dem Städter von Solothurn galten die Grenchner im

Jahr 1838 als ungefüge Dorfmenschen mit wilden Gewohnheiten, welche im Regen noch den leeren Sack um die Achseln schlugen statt eines Mantels, und Regenschirme für eine verächtliche Neuerung hielten, altfränkisch auch in ihrer Staatstracht, der rothen Juppe der Frauen und den hundertfaltig gesteppten Schlotterhosen der Männer; die Weinschwelge der Schweiz hatten besonderen Groll gegen die Grenchner, gaben ihnen den häßlichen Beinamen Traubendrescher und erzählten, als man dort einmal die steinharten Trauben nach Ortsbrauch mit dem Flegel zerquetscht, sei eine Weinbeere ihrem Herrn in's Gesicht gesprungen und habe ihm ein Auge ausgeschlagen. Der Protestant aber hielt die Grenchner für besonders eifrige Katholiken, deren Rechtgläubigkeit historischen Ruhm hatte. Denn hinter dem Choraltar der Dorfkirche wurde ein Kessel gezeigt, als Bewahrer des Kirchenöls, die alte Beute eines religiösen Kriegszugs. Im sechzehnten Jahrhundert wandte sich die Nachbargemeinde Selzach der neuen Lehre zu und hielt die Fasttage nicht mehr. Das ärgerte die Grenchner, sie machten, wie die Sage kündet, grade an einem Fasttage einen bewaffneten Einfall in Selzach, überraschten die Nachbarn wie sie ruchlos Schinken kochten, und brachten den Fleischtopf als Siegeszeichen heim. Dafür gewannen sie ein kirchliches Ehrenrecht, denn wenn am Maitage die Gemeinden den Bittgang nach Solothurn unternahmen, dann zogen die Grenchner zuerst vor allen anderen in der St. Ursuskirche ein. Nur den terminirenden Kapuzinern von Solothurn war Grenchen ein werther Ort und ihre Verbindung mit dem Dorfe weit älter als der Kessel von Selzach. Wenn sie sich im Frühjahr auf dem Kirchplatz des Dorfes aufstellten und den Ruf erschallen ließen: „Hoho, go Schnäcke ufläse!", dann schaarten sich sämmtliche Kinder und folgten ihnen nach, an allen Hecken und Weinbergen Schnecken suchend bis in die Almende, und ein Wagen fuhr langsam nach mit offener Bütte, in welche die Schnecken geworfen wurden. War man

bei der Dorfmühle angelangt, die wahrscheinlich einst ein Klosterlehn gewesen war, dann hatte der Sigrist das Recht, die auf diesen Tag von den Hausfrauen gebackenen Schneckenbrote einzusammeln; in einen Kornsack verpackt, trug er sie auf den Sammelplatz in's Dorf zurück und theilte davon den Kindern, als Sold für die gesammelten Schnecken. Wer die meisten Brote empfing, hatte die Ehre des Tages, außerdem verschenkten die Kapuziner Heiligenbilder, Rosenkränze, Skapuliere.

Mathy hatte fast ein Jahr im Bade gewohnt, es war für seine Verhältnisse ein sehr theures Asyl gewesen. Jetzt bezog er mit der Schule vergnügt ein eigenes Haus, „Güggi's Stöckli" genannt, eine Art Blockhaus, das auf Standbalken gesetzt war und im Nothfall durch untergelegte Walzen von einer Stelle zur andern geschafft werden konnte. Er war Lehrer und Fremder in einer Gemeinde, in welcher Lehrersein und Fremdsein nicht dazu beitrug ein Ansehen zu geben. Der geringe Gehalt war zwar festgesetzt, aber eine regelmäßige Zahlung war nicht zu erlangen, Holz hatte man ihm genug bewilligt, aber es stand im Bergwald und es war nicht sofort Bereitwilligkeit da, dasselbe zu rechter Zeit zu fällen und an das Haus zu fahren. Der Grenchner war gewöhnt den Schullehrer zu dutzen und geneigt ihm allerlei schriftliche Arbeiten zu überweisen, daß er Zinsrodel und Lehnbriefe in's Reine schreibe, Tauffsprüche und Grabschriften dichte, streitige Landmarken bestimme und Ackergüter vermesse. Auch an Mathy kamen solche Zumuthungen, Frau Anna war zuweilen unzufrieden, er aber unterzog sich diesen Nebendiensten mit immer gleicher, nie widersprechender Geduld. Er hatte hier Schutz gewonnen, ein gesichertes Dasein für seine Lieben, er allein wußte, mit welchen Schmerzen er seit Jahren diese Sicherheit entbehrt hatte, und er war entschlossen sich durchzusetzen. Es waren enge Verhältnisse, und es waren oft nur kleine Anstöße, aber sie bedrängten im Anfange unabläßig. Als die Schule eröffnet werden sollte, fehlte es überall an den unentbehrlichsten Lehrmitteln, Mathy mußte den

Schülern die ersten Arbeitshefte schenken, Tintengläser und Tinte in die Schulbänke schaffen. Die kalte Gleichgültigkeit der Einwohner und böser Wille Vieler, die der Pfarrer aufstachelte, wurden ihm fortwährend fühlbar, er mußte die gute Neigung jedes Einzelnen erobern. Zuerst gewann er die Herzen der Schüler.

Die Bezirks- oder Secundärschulen wurden überall, wo die liberale Partei der Schweiz zur Regierung gekommen war, mit schnellstem Erfolge in Baselland, im Aargau, und durch Gesetz vom 17. Juni 1838 in Solothurn eingerichtet. Nach dem Plane lehrten sie als Fortsetzung der Elementarschulen Religion, deutsche und französische Sprache, bürgerliche Geschäftsaufsätze, Arithmetik und Geometrie, Buchhaltung, Geographie, Geschichte und heimische Staatseinrichtungen, Naturkunde mit besonderer Rücksicht auf Haus- und Landwirthschaft und Gewerbe, Gesang, Schönschreiben und Zeichnen. Der Cursus war zweijährig, der Eintritt stand Jedem frei, der aus der Anfangsschule entlassen war und die nöthigen Vorkenntnisse besaß, der Unterricht war für die Schüler ohne Unterschied des Wohnorts unentgeltlich; wie der Eintritt war auch der Abgang im Gegensatz zur Elementarschule freiwillig, ebenso die Errichtung der Schule durch die Gemeinden, der Staat erleichterte nur die Einführung und sicherte den Bestand, indem er dem Lehrer den Gehalt garantirte. Diese Schulen haben, zumal in den Dörfern der Schweiz, eine große Bedeutung gewonnen, sie sind dort wesentliche Helfer für Bildung der ländlichen Bevölkerung, die besten Vermittler für Uebergang in einen andern Lebensberuf. Mathy eröffnete die Schule mit 22 Knaben, später stieg die Zahl auf einige 30, für 8 der fähigsten, „die Garde", errichtete er eine lateinische Klasse. Der Unterricht war 4 Stunden täglich, nur am Morgen, er gab den ganzen Unterricht allein, dafür erhielt er außer Wohnung und Holz einen Gehalt von 600, später 800 Schweizer Franken (540 Gulden). Seine Lehrmethode, soweit

sie aus Berichten der Schüler und aufbewahrten Schulheften erkennbar ist, beruhte allerdings auf der ungewöhnlichen Persönlichkeit des Dorflehrers. Er behandelte die halbwüchsigen wilden Knaben sanft und liebevoll, traute ihnen stets das Ehrgefühl Erwachsener zu und zeigte aufrichtige Freude an jedem ernsten Bestreben. Die sichere Ueberlegenheit, welche nie in Aerger verloren wurde, und sich immer ruhig, wohlwollend, herzlich äußerte, flößte den Schülern eine Ehrfurcht ein, welche jede ernste Strafe unnöthig machte. Sie lasen ängstlich in seinem Gesicht und die leiseste Miene von Unzufriedenheit genügte für Tadel und Ansporn. Er hielt vor Allem darauf, daß ihre Beobachtungen genau und eingehend wurden und daß sie die aufgenommenen Thatsachen deutlich, geordnet, mit Detail berichteten, schriftlich und mündlich. Wenn er ihnen eine Maschine erklärte, so ruhte er nicht, bis auch der schwache die Einzelheiten völlig verstanden hatte und die Hauptsache davon in richtigen Linien kunstlos zu zeichnen vermochte. Ihm kam nicht darauf an, daß sie viele Constructionen zu erklären wußten, nur daß sie das Vorgestellte völlig begriffen. Es ist deshalb eine Freude zu sehen, wie verständlich in den kleinen Aufsätzen der Knaben die Einrichtung complicirter Gegenstände: Feuerspritze, Uhr, Auge, Kalender berichtet ward. Wo er Beobachtungen niederschreiben ließ, welche die Schüler selbst ohne Anleitung gemacht: über die Vortheile des Winters, über Nutzen der Land- und Wasserstraßen, Schilderung eines Spaziergangs, da hielt er wieder darauf, daß jeder nur niederschrieb, was aus ihm selbst kam, und erst wenn der Denkprozeß der Schüler beendigt und der Aufsatz abgeliefert war, dann gab er ihnen die Gesichtspunkte, welche ihnen fehlten. Er corrigirte auch ihre Hefte in der Regel nicht und hielt überhaupt wenig von dem Eingehen auf begangene Fehler, ihm schien, daß damit in den Schulen viel Zeit verloren werde. Wenn er grade Etwas vornahm was die Knaben stark beschäftigte, so frug er nicht nach dem Schluß der Stunde und

hörte nicht eher auf, als bis die erregte Theilnahme in demselben Niedersitzen befriedigt war, er beobachtete auch den Stundenplan nicht immer, sondern bevorzugte, wofür sich grade bei den Schülern lebhaftes Interesse zeigte; es waren dre Unterrichtsgegenstände zu viel, er ließ vorläufig Gesang und freies Handzeichnen aus. Und er vereinfachte den Plan auch dadurch, daß er regelmäßig die Kenntnisse, welche die Schüler in einem Unterrichtsgegenstande erworben hatten, für den andern verwerthete, für deutsche Aufsätze und Briefe den Gewinn der Stunden, in denen er erzählte oder erklärte, und wieder für Geschichte und Naturkunde die kleinen Anregungen, welche Tagesereignisse oder ein Spaziergang gegeben hatten. Freilich, Hauptsache war immer der Zauber, welchen die Persönlichkeit eines gebildeten und kräftigen Mannes auf die Schüler ausübte, die Gedanken, welche er in ihnen anregte, und die Empfindungen, welche er an sich beobachten ließ, und dafür waren ihm ein werthvolles Mittel nicht nur die Schulstunden, auch weite Spaziergänge, ja längere Ausflüge, z. B. nach Neuenburg, nach Solothurn. Dann drängten sich die Schüler um ihn und lauschten auf das gemessene Urtheil, welches er etwa über Vorfälle des Tages oder der Vergangenheit aussprach, und stolz wurden sie sich der eigenen Heimathsliebe bewußt bei der Herzlichkeit, mit welcher er sich unter ihnen über die Natur freute. Er selbst fand in dieser Bändigung der wilden Dorfknaben eine dauernde Freude und es ist merkwürdig, wie werth ihm jeder Einzelne geblieben ist. Daß seine Einwirkung auf das ganze junge Geschlecht des Dorfes tief und dauernd war, erfuhr er noch in späteren Lebensjahren.

Gleich im Frühjahr, als er die eigene Wohnung bezog und seinen Hausrath, der in Aarau stand, erhielt, war das Erste, daß er seine Mutter und Schwester fröhlich einlud ihn im Sommer zu besuchen. Beide kamen, es war ihm wie eine Versöhnung mit der Heimath und er führte sie zu allen Menschen und zu allen Stellen der Umgegend, welche ihm lieb waren.

Schneller freilich als die Dorfbewohner wurde ihm die Landschaft vertraulich; war ihm einmal das Herz schwer, so stieg er mit seinen Lieben oder allein in die Berge und fast immer fand er unter Heerdengeläut und Bergtannen, im Ausblick auf die hohen Schneegipfel die Heiterkeit wieder. Als er zum erstenmal zu der schönen Fernsicht kam, welche man von der Bergweide über der Wandfluh hat, hörte er den Senn dort oben den Kuhreihen singen, dessen erster Vers so lautet:

Der Ustig wott cho,
Der Schnee zergeit scho,
Der Himmel isch blaue,
Der Gugger hat g'schraue,
Der Meye syg cho.
Lustig use – n – us em Stall
Mit de lube Chüene:
Uesi schöni Zyt isch cho,
Luft un Freiheit wartet scho
Dinne – n – uf de Flüehne.

Der Text war den Sennen nach der alten Weise von G. J. Kuhn, Pfarrer zu Burgdorf, zurechtgemacht. Die Melodie und die einfachen Worte klangen in die Seele des Wanderers wie ein vertraulicher Willkommen, den ihm die Berge boten. Seitdem lenkte er die Schritte gern dorthin, auch mit werthem Besuch, jedesmal bat er um den Reihen und sang ihn selber von Herzen mit. Und es war ihm dann auch recht, wenn die Gäste dem Senn seinen Gebirgstrank, die Jenzele — Branntwein aus den Wurzeln der Gentiana bereitet — lobten.

Ein anderer besuchter Weg war die Teufmatt, für die Kinder eine weite Fahrt, denn sie war 2½ Stunden vom Dorfe entfernt. Dort stand eine Sennhütte mit Wirthschaftsrecht, und die Kinder erhielten g'schwung'ne Niedle (geschlagenen Milchrahm), wozu sie den Zucker und Zimmt in der Düte

mitbrachten. Die Männer aber fanden Gelegenheit auf einer kunstlosen Kegelbahn um eine Flasche Wein zu schieben.

Einst im Sommer 1838 stieg Mathy die Burgmatt hinauf und schritt mühsam über Wasser und Steingeröll durch eine Schlucht, die wie ein Thor zwischen dem hohen Bettlachstock und dem Burgfelsen zu einer weiten Thalmulde führt, mit üppiger Weide und einer Sennhütte. Die bergumschlossene Senkung führt den Namen Bettlachberg und scheint durch einen Bergsturz gebildet, reichlich liegen die Versteinerungen umher, darunter schöne Ammoniten. Ein kleiner Waldbach rieselt am Fuß des Bettlachstockes hinab, den Mathy auf einem schmalen Steg aus Baumstämmen überschritt. Da sah er am Waldrand in einer Niederung ein winziges schindelbedecktes, steinbelastetes Blockhaus, das etwa sechs Schritt lang, vier Schritt breit war, der Eingang nur drei Fuß hoch mit dicker Thür versehen, in der Wand rechts und links ein Guckfenster aus einer einzigen Scheibe; es war wie eine Zwerghütte aus dem Märchen, und eine kleine Rauchwolke, die aus dem Schornstein stieg, mahnte an Frau Holle, die hier ihr Süpplein kochte. Aber aus der niedrigen Thür stieg ein Mann hervor, ein großer Fünfziger von grader Haltung in der Tracht eines Arbeiters, er grüßte und lud Mathy ein in die Hütte zu treten. Mathy tauchte hinein und freute sich der Sauberkeit des kleinen Raumes, die geglätteten Balken der Wand fest verfugt, rechts von der Thür ein Kasten, ein Meisterstück der Zimmerarbeit, der von dem Bewohner aus einem Holzblock geformt war und als Sitzbank diente, links neben der Thür die Feuerstelle, ein Viereck aus Steinen gepflastert mit niedriger Einfassung, an der hintern Wand die hohe Bettstatt mit frischem Stroh versehen, darin ein runder Holzklotz als Kopfkissen; unter dem Bett war das Kellerloch, mit Obst, Kartoffeln und Butter ganz gefüllt, an der Wand reichliches Zimmergeräth und der Stolz des Hausherrn, ein halbes Dutzend Blechlöffel. Alles blank geputzt in sauberer Ordnung, die groben Dielen gefegt, die

Kleider ohne Flecken, Schuhe und Strümpfe ohne Löcher. Mathy saß bei dem Mann nieder, und was er von diesem erfuhr, erschien ihm wie aus anderm Jahrhundert. Salomon Gutknecht war auch ein Heimathloser und hatte sich selbst, ohne Jemand zu fragen, das kleine Haus gezimmert, in dem er Sommer und Winter lebte. Seine Eltern waren aus einem andern Schweizerdorf als Landfahrer in den Bettlachberg gekommen und hatten sich dort einwillig eine Hütte gebaut, aber zweimal wurde ihnen die Hütte niedergebrannt und Salomon glaubte, daß es die Bürger von Bettlach gethan hatten, um die fremde Familie zu vertreiben. Salomon lief als junger Gesell aus der Wildniß, schlug sich als Reisläufer zu Kriegsvolk und ging mit den Franzosen nach Neapel. Dort war ihm des Essens zu wenig, er begehrte einfache Kost, aber die Schüssel gefüllt; er desertirte also und stellte sich dazu stumm, hing sich eine Suppenschüssel um, und wenn er angehalten wurde, hielt er die Schüssel hin und forderte durch Geberde zu essen. So kam er durch ganz Italien bis Basel, dort trat er wieder in ein französisches Regiment, das nach Spanien marschirte. Wenn die Franzosen spanische Priester fingen, welche verdächtig waren, Cameraden zu Tode gemartert zu haben, dann riefen sie den starken Schweizer mit dem Schmiedehammer, und er mußte die Gefangenen mit langen Nägeln an die Bäume schlagen. Aus Spanien zog er mit seinem Regiment nach Deutschland. Dieses Land lobte er. Er hielt auch etwas von Napoleon. Als ihm Mathy mittheilte, die Franzosen wären noch immer nicht ruhig, erwiderte er bedächtig: „Daran ist wohl ihr König schuld, weil er ihnen nicht genug zu thun giebt; Napoleon gab seinen Knechten immer Arbeit genug, Proviant gab er ihnen nicht mit auf die Reise, nur Pulver und Blei, damit verschafften sie sich Essen genug.“ Nach dem Sturz des Kaisers ging er heim ohne seinen Abschied zu verlangen. Er lebte einige Jahre in den Bergen des Jura bei Sennen und Bauern. Dann lief er in neuer

Reise unter die Schweizertruppen in Holland, wurde Sappeur und trug den größten Bart, der zu sehen war, so daß er auf Befehl des Obersten einem Maler sitzen mußte. Als die Schweizer in Holland verabschiedet wurden, ging der Landsknecht wieder zu den Sennen des französischen Jura, aber es zog ihn nach dem Bergkessel, in dem die verbrannte Hütte seiner Eltern gestanden hatte. In demselben Jahre, in welchem Mathy nach der Schweiz kam, siedelte er sich mit seiner Axt am Waldesrand an, ohne sich um einen Ammann und Heimathsrecht zu kümmern. Doch vertrug er sich mit den Bettlachern, wenn sie mit Rossen auf den Berg kamen, gaben sie ihm die Kummete in Verwahrung; er reinigte die Weiden von aufschießendem Gestrüpp und Steinen und wurde dafür von den Sennen bezahlt; im Heuet und zur Ernte stieg er in die benachbarten Dörfer und arbeitete bei den Bauern. An hellen Sonntagen ging er auch in die Dörfer zur Kirche. Aber schwer ertrug er die Abwesenheit von seinem Bau und die enge Nachbarschaft in den Thälern. Seine liebste Arbeit war die Hütte schöner zu machen. Dort fristete er seine Tage durch Obst und Erdäpfel, den werthen Sappeurbart hatte er abgeschnitten, um den Leuten nicht ungeheuer zu werden, auch dem Rauchen entsagte er, weil es sich nicht vertrug mit seiner Waldkost ohne Brot und Fleisch. Wenn der Wintersturm über die Berge fuhr, saß er behaglich zwischen den Baumstämmen, spähte, ob alle Fugen wohl verschlossen waren, und dachte an alte Zeit. Dann sprach er laut mit sich selbst. Wenn der Winterschnee in der Nacht seine Hütte überwehte, grub er sich am Morgen mit seinem Spaten einen Weg in die freie Luft. Auch der Gedanke an Krankheit erschreckte ihn nicht, er sagte: „Im Thale drunten hilft ja auch Niemand gegen das Sterben. Kindern droht man mit dem Butzemann, alten Sündern mit dem Teufel; ich habe beide nicht zu fürchten, ich bin ja nur ein armer Mann." — „Aber lange Krankheit im Winter?" frug Mathy. Salomon blickte nach rückwärts,

wo hinter einer Holzleiste sein Messer steckte. Verwandte hatte er kaum, nur einen Jugendgenossen in Bettlach, welchen man den Studenten hieß, weil derselbe als Knabe beinahe Latein gelernt hätte. Dieser unterschrieb seinen Namen stets unter Beifügung der drei großen Buchstaben: F. O. S., welche bedeuteten, fuit olim studiosus.

Der Waldmann führte seinen Gast in's Freie, er wies ihm zur Linken ein sorgfältig umzäuntes Stück Land, in dem er seine Erdäpfel baute, und einige Schritt höher, am Fuß einer mächtigen Buche, seine Ruhebank. Dort saß er am Abend und sah über das Seeland und das Emmenthal hinweg zu den Riesengipfeln der Berner Alpen, welche in der Abendsonne glühten, wenn die Hütte im tiefen Schatten lag. Dort war er am glücklichsten. Als Deutscher hatte er aber doch einen geheimen Wunsch. Da er zu Besançon in Garnison lag, sah er einen Thiergarten, nichts, was er in der Welt geschaut, hatte ihm so gefallen. Darum trug er sich mit dem Plan, bei seiner Hütte auch so etwas anzulegen. Weil es mit Bären und Löwen nichts sein konnte schon wegen der Kost, so dachte er an Ohreulen, einen Fuchs und anderes kleines Waldgethier. Aber sein Leidwesen war die Zeit der Ernte, wo er unten bei den Bauern weilen mußte. Wer sollte da die Käuze füttern? Diese Schwierigkeit konnte er nicht überwinden. — Mathy saß lange bei dem alten Kriegsknecht und lud ihn beim Abschied zu einem Besuch nach Grenchen. Einmal kam Salomon, Frau Anna setzte ihm Kaffee vor und andere Herzstärkung, er genoß mit Dank und sah sich bedächtig Alles an, Hausrath und Kinder. Beim Abschied aber sagte er: „Ich komme nicht wieder, weil ich zu arm bin Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Dennoch führte ihn die Noth wieder zu den neuen Bekannten. Ein Landjäger war an die Hütte gekommen um ihn zu vertreiben; er könne schlechtes Gesindel beherbergen, er habe in seiner Hütte sechs Blechlöffel, das sei verdächtig; und der

Ammann von Bettlach ließ ihn fordern und sagte ihm: jeder Mensch solle in seiner Heimathgemeinde leben und einen Beruf oder Stand haben, Salomon gehöre nicht nach Bettlach. Salomon antwortete: er habe den Armuthstand erwählt, der sei ihm der liebste, zu arbeiten begehre er nicht, wenn er ohne das leben könnte. Die Armen könnten auch nur wenig stehlen, denn man vertraue ihnen nichts an, nur den Reichen. Darauf verfertigte ihm Mathy ein Büchel, worein er ihm ein Zeugniß guten Leumunds schrieb, und Salomon ging in die Dörfer und sammelte viele Unterschriften für seinen Leumund. Da mußte der Landjäger weichen und Salomon durfte in seiner Hütte bleiben; er aber sagte zu Mathy mit verlegenem Lächeln, wenn der Landjäger wiederkomme ihn zu vertreiben, so werde er diesen mit der Waldaxt erschlagen, seine Hütte anzünden und sich in die Flamme stürzen. Er hätte zuverlässig Wort gehalten. — Mathy schrieb endlich in das „Solothurner Blatt" (Nr. 101, 19. Dec. 1838) einen Artikel: „Salomo der Weise" und bewirkte dadurch, daß der harmlose Mann bei den Gemeindebehörden größere Rücksicht fand, und daß sein einsames Leben durch manche kleine Freundlichkeit der Umgegend erleichtert wurde. Mathy selbst besuchte ihn seitdem oft mit seinen Schülern oder mit Gästen, und dem Einsiedler machte solcher Besuch Freude. — Als er älter wurde fühlte er sich doch hülflos und fügte sich zuletzt darein im Dorf unter Menschen zu sterben. Seine Hütte wurde von den Bettlachern abgetragen, aber die Erinnerung an ihn und an seine gute Freundschaft mit dem fremden Lehrer dauert noch in der Gegend.

Während Mathy Andern hilfbereit war, empfand er selbst den Druck der engen Verhältnisse. Denn in dem Dorf war der literarische Erwerb, auf den er immer noch angewiesen war, sehr unsicher, er merkte, daß er für die Allgemeine Zeitung wenig zu berichten hatte, am bequemsten war ihm, für das „Solothurner Blatt" zu correspondiren, oder nach

Constanz für den „Leuchtthurm", und zuweilen für die „Seeblätter", deren Redacteur Fickler genau zehn Jahre, bevor er durch Mathy verhaftet wurde, diesen als Mitarbeiter für sein Blatt zu werben suchte. Mathy hatte für die Jugendzeitungen: die Quelle und den Bildersaal in den letzten Jahren trotz aller Hindernisse fleißig geschrieben und mehr als 500 Gulden Honorar zu fordern, jetzt kam die Nachricht, daß der Verleger sich heimlich aus zerrütteten Verhältnissen entfernt habe, und statt des Honorars erhielt Mathy zwei große Kisten mit Lithographien, Bilderbogen und Spielen für die liebe Jugend. Das war für ihn ein harter Verlust, und er mühte sich ohne Erfolg, einzelne Kinderspiele, z. B. das Kriegspiel, für den Verkauf im Einzelnen zurecht zu machen, und mit Hilfe des Elementarlehrers Tschui in der Umgegend zu vertreiben. Einmal schnitt und pappte er die ganze Nacht, um dem Tschui die Ladung zu fertigen, und schrieb in sein Notizbüchel darüber: „Gutes Glück, es ist für Weib und Kind".

Denn der Unterhalt einer Familie, welche sich städtischer Bedürfnisse nicht ganz entschlagen konnte, war in dem Dorf kostspielig und mühevoll, auch gewöhnliche Marktwaaren mußten in der Stadt auf zwei Stunden Entfernung eingekauft werden; oft machte er selbst am Ende eines Arbeitstages den Weg und belud sich mit guten Dingen für das Haus. So kehrte er an einem finstern Abend des Jahres — es war am 8. September 1838 — bepackt mit kleinen Einkäufen der Wirthschaft bei strömendem Regen und heftigem Gewitter heim. Da schlug ein Blitzstrahl nieder, fuhr an dem Stock des ausgebreiteten Schirmes herab und durch den Papiersack, in welchem Mathy Kaffeebohnen trug. Dieser bückte sich am Wege nieder, suchte in der Finsterniß die Bohnen zusammen und sammelte sie in einem Tüchlein. Zu Hause gab er die Bohnen in der ungewöhnlichen Hülle ab, und als Frau Anna befremdet auf diesen Einkauf sah: „aber, sie sind ja naß", versetzte er ruhig: „ich auch", und ging sich umziehen. Doch das

eiserne Gestränge des Schirmes verrieth ihn, es war durch den Strahl stark beschädigt und sein Arm blieb lange steif und schmerzhaft.

Als der Herbst kam, mußte der Wiederbeginn der Schule aufgeschoben werden, weil der Ofen nicht gesetzt war; seinen Gehalt konnte er von der Gemeinde nicht erlangen, die neugewählte Schulcommission war ihm aufsätzig und er mußte nach Solothurn gehen, die Regierung um das Geld zu bitten. Zu Weihnachten war es wieder so; immer hatte er darauf gehalten, den Weihnachtsabend in deutscher Weise zu feiern, in diesem Jahre fehlte ihm der Muth, und er schrieb später an einen Freund: „Im Jahr 1838 traute sich das Christkindchen nicht herein in die Wohnung des armen Schulmeisters. Weib, Kinder, Magd lagen krank im Bette; ihn quälten außerdem noch die Sorgen um das tägliche Brot. Das nasse Tannenholz im schlechten Ofen füllte die Stube mit Rauch. Durch fingerbreite Ritzen der Fenster und Thüren wehte der eiskalte Wind über die Köpfe der Kranken. Deine Glasharmonika und Spielzeug bekamen die Buben nach und nach zur Belohnung, wenn sie sich ruhig Blutegel setzen ließen. Mir war es lieb, daß sonst Niemand Zeuge dieser Zustände war, und wir priesen uns bei allem Ungemach noch glücklich, in eigener Wohnung zu sein, so schlecht sie war."

In diesen Wochen der Sorge erhielt er eine Nachricht, welche ihn auf einige Tage die schwere Gegenwart vergessen ließ: sein Name war auch in der Heimath von der Liste der Verdächtigen gestrichen, in den Prozessen, welche gegen ihn geschwebt hatten, war endlich ein völlig freisprechendes Urtheil erfolgt, und ihm wurde angezeigt, daß seinem Aufenthalt in Baden nichts im Wege stehe. Aber die Genugthuung, die er darüber empfand, ging unter in der Trauer um einen Verlust, der ihn und seine Frau mit gleicher Schwere traf, eine liebevolle und treue Freundin in der Heimath, Frau Lemmé, geborne Fecht, war unerwartet gestorben. Sie war für Frau

Anna die stille Vertraute schwerer Sorgen gewesen, und hatte mit zartester Theilnahme jeden Wechsel ihres Schicksals begleitet, war auch im vorletzten Sommer nach Bad Grenchen gekommen und hatte einige Tage mit den Freunden in heiterm Verkehr verlebt, ein hochsinniges Weib von stattlichem Wesen, schön an Leib und Gemüth. Einige Tage trug Mathy die Trauerkunde allein, er wagte nicht seiner Frau Mittheilung zu machen. Es war ein edles Stück Poesie, die den Einsamen durch ihren Tod verloren ging, die Büste der Verstorbenen stellte später Frau Anna in dem Arbeitszimmer ihres Gatten auf. Das war die leidvollste Zeit in Grenchen, und Mathy schrieb damals in das Notizbuch: „Elendes Leben, wenn ich nicht auf Unsterblichkeit hoffe, so werde ich durch die Ueberzeugung von Sterblichkeit getröstet."

Aber wieder kam das Frühjahr, es hing seine Blüthen an die Bäume hinter dem Schulhause und deckte die Matten mit hellem Grün; der belebende Luftstrom, der von den Höhen in das Thal wogte, gab dem Lehrer stärkere Spannkraft. Mit der Schule ging es rüstig fort, die Knaben hingen treu an Mathy und wären für ihn durchs Feuer gegangen, die Sitte und der Corpsgeist, die er den Schülern gegeben, gefielen im Dorfe, die Eltern der Schüler nahmen warm Partei für die Fremden, die Familie Girard hielt tapfer zu ihnen, die Regierungsherren aus Solothurn erwiesen dem Lehrer besondere Hochachtung; auch die Gegner merkten, daß es nicht gewöhnliche Leute waren die in dem kleinen Schulhaus wohnten. Der gutmüthige Kaplan sah zuweilen sehnsüchtig nach Mathy's Hause hin, in das er sich wegen des Pfarrers nicht wagte, und sogar der Pfarrer zog sich von offenen Angriffen mit der Erklärung zurück, er wolle nichts von der Secundarschule hören, wolle auch nicht dagegen protestiren, daß die Gemeinde dafür sorge, und wolle keine Gründe für sein Verhalten angeben. Er beschränkte sich seitdem auf den kleinen Krieg, auf völlige Nichtbeachtung der Schule und auf düstere Andeutungen über

die Folgen im Jenseits, die er zu gläubigen Frauen murmelte. Mathy zog jetzt in ein stattlicheres Haus, es war Häni's Haus, damals das zweite Haus links, wenn man von Solothurn hereinkam — es hatte einen kleinen und einen großen Garten mit sechzig Obstbäumen, auch einen hübschen Stall, in dem er mehre Pferde unterbringen konnte, es kam aber nur eine Gais hinein. Dort vermochte die Hausfrau sich ein wenig bequemer einzurichten.

Auch die Familie lebte sich ein. Ebenso sehr als die Schule half ihnen ihre Häuslichkeit, die Freundlichkeit gegen Nothleidende und die thatkräftige Theilnahme an Allem, was den Eingebornen in Freude und Leid geschah. Daß der Mann und die Frau so gute Leute waren, das rührte den Grenchnern zuerst das Herz. Sie sahen, wie er den ganzen Tag arbeitete und für Frau und Kinder sorgte. Freilich, um die eigene Bequemlichkeit kümmerte er sich wenig. Das hellbraune Röcklein, in dem er sein Examen gemacht hatte, trug er lange trotz der Einwendungen, welche Frau Anna dagegen erhob, und wenn sie den Hausrock einmal der bessernden Nadel unterwerfen wollte, lehnte er das wohl mit den Worten ab: „Du hast sonst schon genug zu thun". Aber Andere, die er liebte, sollten stattlich erscheinen. Vor dem Spaziergange half er selbst seine drei Kleinen anziehen, er sah scharf darauf, daß die Kinderstiefelchen blank waren, half ihnen die Halskragen umlegen und putzte die Stahlschnalle des Gürtels. War eine größere Honorarsumme eingegangen, so gab er die ersten Goldstücke in der Stadt auf Shawl oder Kleid für die Hausfrau aus. Für seine Kinder hatte er bei der angestrengtesten Arbeit stets Zeit, seine Liebe und Geduld schien unerschöpflich. Er legte unverdrossen die Feder nieder, wenn sie baten, schnitzte ihnen Bogen und Pfeil, er zankte nicht, wenn August den Pfeil im Zimmer abschoß und den einzigen Spiegel der Wirthschaft zertrümmerte; sie zu erfreuen war er bei dem knappen Haushalt immer reich an Gaben und überreich an Erfindungen.

Noch ehe die Kleinen lesen lernten, wußten sie zahllose Märchen, Kindersprüche, Gedichte, deutsche und antike Heldensagen zu erzählen. Die reichbegabten wurden dadurch in ungewöhnlichem Grade mittheilend und erfinderisch, es war auch für Erwachsene eine Lust, mit diesen frischen Seelen zu verkehren, welchen die Eltern in ihrer Einsamkeit die volle Poesie und Innigkeit der Empfindung, aber auch kluge Gedanken zugetheilt hatten. Die holdselige Anmuth und Frische der Kleinen war so ungewöhnlich, daß sie überall im Dorf angelacht und in die Häuser geladen wurden, und wenn sie nach der Stadt kamen, blieben die Leute stehen und riefen ihnen zu. Sie wurden auch Lieblinge der Hausfreunde, von denen Professor Rochholz mit besonderer Zärtlichkeit für sie beschäftigt war. Er hatte das Jahr vorher in Aarau, wo Mathy wenig ausging, den dreijährigen August einmal mit auf's Eis genommen, das Kind war in eine offene Stelle gerathen, er hatte das untersinkende mit eigener Gefahr gerettet und in den Plaid geschlagen. So trug er selbst bebend im Nachschreck den Kleinen nach Hause. Das Kind umschlang mit seinen Händchen fest den Nacken des Mannes, drückte den Kopf an seine Wange und sagte ihn küssend leise: „mein Lebensretter"; die Bedeutung des Wortes, das ihm wohl früher in das Ohr geklungen, war ihm plötzlich aufgegangen. Seit dieser Zeit bestand zwischen den Beiden, dem Mann und dem Knaben, ein besonders inniges Verhältniß, und August sagte die Kindergedichte seines Freundes stets mit strahlenden Augen und ungemeiner Herzlichkeit her. Auch ein tapferer Knabe war er. Als einst Göggely, ein großer Storch, der im Bade gehalten wurde, zornig mit ausgespreitzten Flügeln gegen den Kleinen losfuhr, breitete dieser mit den Händen sein Röcklein auch zu zwei Flügeln aus und fuhr ebenfalls gegen den Storch, so daß Göggi umkehrte. Auch oben auf der Bergweide kam er einst mit dem jüngern Bruder der Heerde zu nahe und Muni, der Stier, brach brimmend auf die Kinder ein, da pflückte August einen hohen Enzian

und schwang den Blüthenstengel so kräftig gegen den Stier, daß dieser bei Seite ging, worauf der Kleine sich lachend in das Gras warf.

In den Winterabenden war die liebste Freude der Kinder eine schöne Laterna magica, die ihnen Rochholz schon in Aarau geschenkt hatte. Damals war an einem der ersten Abende, wo der Vater das Kunstwerk spielen ließ, das große Erdbeben gewesen, der Mechanismus hatte heftig geschwankt und die Gläser geklirrt. Jetzt sorgte der Vater für größte Mannigfaltigkeit der Bilder, erzählte dabei Geschichten und machte diese durch die Figuren deutlich. Darum, wenn das bunte Zauberlicht auf die Wände fiel, empfanden die Kleinen in den Figuren alle Herrlichkeit der Welt, alte Helden, fremde Völker, Palmen und Löwen.

Als zum zweitenmal in der Dorfschule das Weihnachtsfest gefeiert wurde, war besseres Behagen, und Mathy schrieb an den Freund, der zum Baume gesteuert hatte, in diesem Jahr: „Es lebe das Christkind von 1839! Du, wie allemal der Kinderbeglücker! Ich hatte dazu noch über meine Kräfte mich angestrengt. Diesmal, dacht' ich, können wir's machen; wer weiß, wie es nächstes Jahr aussieht! Fassen wir den Augenblick beim Schopf und richten eine ächt deutsche Bescheerung her! Also ward ein Baum hergeschafft, so groß, daß wir ihn ganz nieder stellen mußten, voll Zuckerwerk gehängt, daß nichts mehr daran ging, als Hauptzierde dein schöner Lebkuchen mit dem Kreuz; Kränze von Rosinen, dazu die Zuckerkugeln und Feigen, weiße Wachskerzen dran. Auf dem Moose vorn der herrliche Grieche — die Buben wußten gleich wer er ist; der König Diomedes, der die vier feuerschnaubenden Rosse hatte, die der Herkules holte; daneben aber noch eine ganz große Puppe und ein Lamm; hinten, von meiner Oellampe magisch erleuchtet, die Thiere einer mächtigen Arche Noah, jedes künstlich aus Holz geschnitzt; dann für jedes Kind besonders noch ein Teller mit Allerhand; für jeden Buben eine Flinte, ein Piccolo; dein Buch an Karls Platz, dann

noch eines auf Augusts, mit wilden Indianern, Klapperschlangen, Soldaten u. s. w. — Die Seligkeit! Die Buben konnten schon die Nacht vorher nicht schlafen; der sonst schwerfällige Karl flog wie ein Vogel in die Stube; August erfüllte alle Räume mit Jubel, und dazwischen jauchzte die kleine Amalia! Unser Vergnügen war nicht minder groß. Jetzt darf's schon wieder einmal schlecht kommen, wenn nur alle gesund bleiben wie jetzt."

Die bescheidene Hoffnung, mit welcher Mathy das neue Jahr antrat, sollte ihn nicht täuschen. Als seine Schüler vor Weihnacht zu ihm kamen, ihn um ein Spiel für das Dorf zu bitten, und er ihnen das Trauerspiel Hans Waldmann von Wurstemberger zurichtete, da ahnte er nicht, daß die dramatische Kunst das Letzte thun sollte, um den fremden Lehrer fest mit der Gemeinde zu verbinden. Die Proben, der festliche Aufzug und die drei Aufführungen des Stückes wurden das große Ereigniß des Dorfes. Er selbst hat mit Laune ausführlich über den Verlauf dieses Volksfestes berichtet. Nur ein kleiner Zug bleibt nachzuholen; als die erste Aufführung sich dem Ende nahte, der ritterliche Bürgermeister von Zürich seinen Neidern unterlegen war und enthauptet werden sollte, da ertheilte der Darsteller des Helden — es war Tschui, Lehrer der Primärschule — dem abführenden Henker einen Wink, trat an den Rand der Bühne, hielt beide Hände als Schallbrecher vor den Mund und brach in einen so mächtig starken Juchschrei aus, daß die Fensterscheiben klirrten und den Zuschauern der Athem stockte, worauf er unter unermeßlichen Bravos bei fallendem Vorhang seinem düstern Schicksal entgegenging. Diese unerwartete Improvisation des Dorfhelden dürfte ästhetischer Kritik Anstoß geben, aber sie war richtiger Ausdruck der begeisterten Stimmung, in welche das ganze Alemannendorf durch die neue Kunstleistung versetzt war, zugleich ein Freudenruf über den Mann, der diesen Festgenuß bereitet hatte. Und man darf wohl sagen, daß seitdem Mathy und die Seinen dem Dorf in einer gewissen poetischen Verklärung erschienen.

Den Zuschauern war das innerste Herz erschüttert und gehoben, und sie ließen ihm, so lange er lebte, zu Gute kommen, daß die Poesie ihnen einmal, wenn auch in sehr volksthümlicher Weise, die Seelen ergriffen hatte.

Das Frühjahr kam, die Obstbäume blühten wieder prachtvoll, der fruchtbare Boden des Gartens versprach der Hausfrau, welche klug die Pflanzung leitete, unendliches Gemüse; die Sennen zogen auf die Berge, zuerst der von der Teufmatt, er hatte den Winter über der Hausfrau Milch und Butter geliefert, er ließ sich's auch im Sommer nicht nehmen, alle Wochen schöne Sennbutter von der Matt herunter zu bringen. Auf dem untern Grenchenberg hauste Stelli-Sebis und auf dem obern Klischnyders Vit, der Gemeinschreiber, beide gute Freunde Mathy's. Da wurde es heimlich auf den Matten für die Familie, die Knaben sprangen rüstig den Bergweg voran, die kleine Tochter wurde auf dem Rücken die Bergsteilen im Galopp hinabgetragen. Auch das Bad füllte sich mit Kurgästen, meist ehrbare Honoratioren aus den Nachbarstädten, ein holländischer Generalconsul, mehre ältliche Damen, welche jedes Jahr erschienen, wenn aber eine heirathete oder eine reiche Erbschaft that, dann kam sie nicht wieder; dann Professoren und Lehrer, auch einmal ein Fremder, dem es in der großen Welt zu unruhig wurde. In diesem Jahre aber zitterte die Bewegung aus der politischen Welt in dem stillen Bade, es war wie eine Ahnung großer Veränderungen, und wie der Beginn einer neuen Zeit für die Lebenden. Auch in der Nähe war fröhliche Aufregung, und das Bad zeigte sich großartig im Festkleide, denn das große eidgenössische Freischießen war diesmal in Solothurn, wohl an 10,000 Schützen und soviel anderes Volk, daß alle Dörfer auf drei Stunden in der Runde besetzt wurden. Da war um Mathy's Haus ein fröhliches Treiben, viele Haufen Schützen zogen vorbei, 800 Neuenburger mit Musik, die Welschen aus Waadt, Genf, Freiburg und dem Berner Jura, die Kinder staunten und liefen ein weites Stück

auf der Landstraße mit. Und wenn Mathy einmal nach Solothurn auf den Festplatz kam, fand er dort viele warme Händedrücke und gute Bekannte aus allen Kantonen, und er lernte dort manchen wackeren Mann kennen. Als vollends die Schulferien kamen, löste ein Besuch den andern ab, darunter die Professoren aus Aarau. Auch die Obsternte gerieth, unendliches Obst und ein Aepfelschnitz, der so gewaltig war, daß ein ganzer Sack nach Aarau an die Freunde, und sogar einer in den Zollverein an die Mutter geschickt wurde. Hätte nur einer der überkräftigen Bäume Batzen getragen, meinte Mathy, so wäre es gewesen wie im Paradies.

Unter den willkommenen Gästen des Schulhauses war jetzt auch ein Offizier, der hoch zu Roß mit seinem Reitknecht in das Dorf kam. Bruno Uebel war seit Nov. 1824 Leutenant im 2. preußischen Gardelandwehrregiment gewesen, hatte von 1827—1830 die große Kriegsschule zu Berlin besucht, Ende 1832 den Abschied auf sein Ansuchen in Ehren und mit bestem Ruf erhalten. Darauf hatte er zu Bern an der Militärzeitung gearbeitet, war mit guten Empfehlungen nach Algier gegangen, den leichten Krieg kennen zu lernen, und dort dem Stabe des Marschall Valée aggregirt worden. Nach seiner Rückkehr trat er im Kanton Zürich als Major in Dienst. Als dort am 6. September 1839 die Berufung von David Strauß einen Aufstand des Landvolkes erregte, kommandirte Uebel die vierunddreißig Mann Dragoner, mit denen er den Münsterplatz gegen die anrückenden Aufständischen frei halten sollte. Die Gewehre der Bauern waren in zehn Schritt Entfernung auf die Reiter angelegt, diese griffen zu den Pistolen, Uebel aber rief: „Lasset ihnen den ersten Schuß!“ Eine unregelmäßige Salve fuhr über die Helme, die Reiter brachen ein und säuberten binnen fünf Minuten den Platz. Der Major aber erhielt von der kopflosen Kantonbehörde den Befehl zum Rückzuge. Da der Weg zur Kaserne bereits von den Aufrührern gesperrt war, rückte er mit seiner Escadron

aus der Stadt. Amtsbürgermeister Heß gab den Befehl, die Regierungstruppen schnell zu entlassen, dem Offizier wurde die Rückkehr nach Zürich vor der Hand unmöglich, denn die Leichen der gebliebenen Landleute wurden in der Kirche ausgestellt, die wilden Haufen vorbeigeführt und wüthend schrie die Menge: „Seht, den hat der Preuße Uebel erschossen, dem hat er den Kopf zerhackt.“ Vergebens rechtfertigte sich Uebel in einem Bericht, den auch die Zeitungen veröffentlichten: Er habe als Soldat den Befehl der Regierung ausgeführt, für seine Person weder geschossen noch gestochen, sein Amt sei nicht gewesen drein zu schlagen, sondern die Truppe zu führen. Da hatte die Regierung von Solothurn den Muth, sich den talentvollen Militär zu sichern, der auch als militärischer Schriftsteller Anerkennung gewonnen hatte, er wurde Oberst und Inspektor der Miliz von Solothurn; sein Name lebt dort in gutem Gedächtniß und in mancher Dorfschenke hängt sein Portrait hinter Glas und Rahmen. Mathy hatte in mehren Artikeln das Verhalten der Züricher Regierung beurtheilt wie sich's gebührte. Die gute Freundschaft mit dem Offizier gab ihm Einblick in einen neuen Kreis von Interessen, förderndes Gespräch und Freude an einem tüchtigen Mann. Als Uebel seine junge Gemahlin, eine gescheute Münchnerin, nach Solothurn brachte, erhielt auch Frau Anna ihren Antheil an der neuen Bekanntschaft, nicht zuletzt die Kinder. Wenn der Offizier an freien Abenden vor dem Schulhause abstieg und kleine Geschenke für die Kinder aus den Pistolenhalftern zog, da wurde der schlanke stattliche Mann, die klangvolle Stimme, die soldatische Haltung, die Pferde, welche zur Gais in den Stall geführt wurden, alle Geschichten, welche der Soldat den Eltern erzählte, für die Kinder ein unerschöpflicher Quell der Begeisterung, sie umstanden ihn mit inniger Bewunderung und dichteten sich selbst eine neue Welt mit Kameelen und Beduinen, sie stürmten den Atlas und eroberten den Engpaß von Teniah, der kleine Karl ernannte sich selbst zum Leibkabylen des Obersten Lamoricière, und

August, dem der Atlas eine Behausung alles Ungeheuern wurde, erklärte einen großen Käfer, den er gefunden — es war ein Hirschschröter — für einen Floh des Atlas. Seitdem erschienen in der Laterna magica am häufigsten fechtende Franzosen und Kabylen. — Es war ein kurzes, aber anmuthiges Verhältniß verschieden geformter Menschen. Uebel, der sich von einem nahen Kampf im Orient überzeugt hielt und daran Antheil gewinnen wollte, ging zum zweitenmal nach Algier, dort wurde ihm in einem Gefecht der Schenkel zerschmettert, er starb zu Blidah, ein schöner ritterlicher Mann, von klarem norddeutschen Verstand und einem menschenfreundlichen Herzen. In ihm, der für Preußen ein verlorener Sohn war, lernte Mathy zum erstenmal einen ebenbürtigen Geist kennen, der aus dem eigenthümlichen Leben des preußischen Staats hergekommen war; wahrscheinlich ein Unzufriedener, aber doch in Vielem, was Mathy werth wurde, von preußischer Färbung. Der letzte Bekannte in dem republikanischen Lande hatte als ein sehr liberaler Mann im Dienste der gesetzlichen Autorität auf das empörte Volk geschossen und die fanatische Menge hatte ihn darum als Mörder und Schlächter verflucht. Auch solche Beobachtungen wirken fort, ein Jahrzehnt darauf kam Mathy irregeleiteten Volksmassen gegenüber in ähnliche Lage.

Er merkte auch in seiner Nähe, daß die Liberalen in Vielem strengeres Regiment führen mußten, als unter dem patriarchalen System regierender Familien nöthig war. In den Gemeinwesen, welche durch altsässige Herren geleitet wurden, war Alles persönlich gewesen, bald Nachsicht, bald Willkür, hier Neigung und Anhänglichkeit, dort Haß und gewaltthätiger Widerstand. Die Liberalen aber forderten Herrschaft des Gesetzes und darum that ihnen Noth, jede Stunde mit eiserner Consequenz darauf zu halten, daß bestehendes Gesetz mächtig war und nirgend Laune oder Gelüst der Einzelnen oder der Minoritäten dagegen übermüthig wurde, das lehrte die Geschichte fast jedes Kantons und Aehnliches hatte Joseph Mun-

zinger, der oberste Beamte seines Kantons, selbst zu Mathy gesagt. Vor wenig Jahren hatte Mathy mit lebhaftem Interesse die großen Gesichtspunkte Joseph Mazzini's beobachtet, die flammende Begeisterung, das unruhige geheimnißvolle Treiben, selbstgefälliges Spiel mit Ideen und Menschen, weitschichtige Hoffnungen auf eine bessere Zukunft der Welt. Jetzt war ihm in Joseph Munzinger ein praktischer Politiker der Gegenwart nahe getreten, der unter seinen Mitbürgern stand in sicherem Haushalt, ehrlichem Geschäft, Theilhaber aller Tagesinteressen seiner Umgebung; der die Geschäfte seiner Landschaft leitete wie sein Hauswesen, energisch, vorsorglich, bescheiden, in engbegrenztem Kreise ein bedeutender Staatsmann. Auch Munzinger hatte in der Jugend versucht, durch gewaltsamen Umsturz eines unleidlichen Regiments seinem Vaterlande besseres Gedeihen zu geben, auch ihm war der Versuch mißlungen, aber er hatte sich nicht wie jener Andere von der Heimath gelöst, sondern unter Verfolgung und Widerwärtigkeit ausgehalten im Volke, in der Familie, im Geschäft, in der Gemeinde, immer mit gesundem Egoismus auf sein eigenes und fremdes Wohl bedacht, und dadurch hatte er sich und die Forderungen seine Partei durchgesetzt. Das war die deutsche Art, und sie entsprach ganz dem Wesen Mathy's. Er selbst war durch die nothgedrungene Thätigkeit bei der jungen Schweiz und durch den Verkehr mit Unzufriedenen aus verschiedenen Staaten in einem Dienst für fremde Interessen fest gehalten worden, jetzt war er nach ernsten Erfahrungen wieder auf die Linie zurückgekommen, welche er schon bei seiner Reise in die Schweiz als die Richtlinie seiner Wirksamkeit erkannt hatte. Und er fühlte den Segen und die Tüchtigkeit, welche dauerhafte Arbeit in einem fest umgrenzten Kreise von Rechten und Pflichten dem Thätigen bereitet.

Er hatte in den Republiken der Schweiz viel von derselben Beamtenwirthschaft, Tyrannei und Willkür erduldet, die ihn einst daheim so tief verletzt hatte. Durch seine Beobachtungen

war ihm bestätigt, daß grade nur die eigenthümlichen Verhältnisse der Schweiz dem Volke möglich machen, die ruhige Continuität eines monarchischen Regimentes zu missen, und daß die nationale Staatsform der Schweiz nicht nach jeder Richtung der Freiheit des Individuums günstig war. Endlich, daß die Deutschen wegen Manchem, was sie vor den Schweizern voraus hatten, und wegen Anderem, worin sie ihnen nachstanden, in der Gegenwart sehr wenig geeignet waren das politische Regiment völlig und allein den populären Helden des Tages in die Hand zu legen. Unter der Härte und in der Tüchtigkeit der Schweizer Freistaaten war er allmählich geduldig geworden gegen die Härten der monarchischen Staaten und ein billiger Schätzer ihrer Vortheile.

Enger wurden jetzt seine Beziehungen zur Heimath, auch literarische und politische Landsleute kamen nach Grenchen, darunter der Buchhändler Winter aus Heidelberg, für Mathy ein werther Geschäftsfreund, der ihm den Bücherverkehr mit der großen Welt vermittelte. Viel wurde bei diesem Besuch wegen der Rückkehr nach Baden verhandelt. In den Herbstferien betrat Mathy nach fast fünfjähriger Abwesenheit als Gast den Boden seiner Heimath, er ging seine Mutter zu besuchen, die damals in Waldshut lebte, seine Rückkehr sehnlich wünschte und von seinem hohen Beruf innig überzeugt war. „Was wäre er jetzt, wenn er im badischen Dienst hätte bleiben können?“ sagte sie zu einem Freunde des Sohnes. „Wahrscheinlich ein Rath,“ meinte dieser. „Nein“, rief die Mutter stolz, „Minister.“ Sie sollte die Erfüllung dieses Ausspruchs nicht erleben, es war das letzte Wiedersehen.

Mathy empfand ahnend, daß die Entscheidung über seine Zukunft nahe sei. Zwar in Grenchen selbst, in den engen Verhältnissen der Dorfschule, durfte er seine Kraft, die Frau und die heranwachsenden Kinder nicht festbannen, wohl aber war in der Schweiz ihm Vieles, und er selbst nicht Wenigen werth geworden, mancherlei Aussichten eröffneten sich, Erthei-

lung des Bürgerrechts im Kanton Solothurn, eine höhere und besser dotirte Lehrerstelle; auch Gelegenheit zu anderer Thätigkeit war geboten, er hatte z. B. aufgefordert durch seinen alten Geschäftsfreund Dr. Schneider bei der Culturfrage eines weiten Landstrichs — Regelung der Juragewässer — das Protokoll in den Sitzungen geführt und mehrmals Gesetzentwürfe ausgearbeitet, er war mit den Verhältnissen der Schweiz besser vertraut als manche eingeborne Politiker, und Munzinger wünschte aufrichtig ihn dauernd der Schweiz zu gewinnen. Auch die Schweizer beurtheilte er jetzt weit anders als im ersten Jahre unter den Flüchtlingen. Er sah, die Mischung von Egoismus und Opferfähigkeit war hier eine andere als in dem Deutschen, der Ausdruck heiterer Hingabe vielleicht ärmer, das Gefühl im Herzensgrund nicht weniger kräftig. Jetzt war er zu der Gemüthsseite durchgedrungen und er empfand, wie wohlthätig die naive, unverkünstelte Empfindung seiner Umgebung ihm wurde. Aber er sah auch die Hindernisse, welche dem Fremden entgegen standen, und die Schwierigkeit seiner Stellung in den Parteikämpfen und den auswärtigen Verwicklungen, durch welche die Schweiz grade jetzt wieder bedrängt wurde. Er war vor fünf Jahren dem bösen Wetter ausgewichen, welches die Hoffnungen der deutschen Liberalen niederschlug, aber er hatte immer die Heimkehr ersehnt und gesucht, er durfte hoffen, daß die Erfahrungen der letzten Jahre ihm auch daheim zu Gute kommen würden.

Da kam Ende Oktober ein alter Bekannter, Buchhändler Groos, aus Mannheim nach Grenchen und bot ihm die Stelle eines Redakteurs bei einer größeren neu zu gründenden Zeitung an, welche in Karlsruhe erscheinen und im Sinne der liberalen Opposition des Landtages geleitet werden sollte; die Bedingungen waren nicht glänzend, aber unvergleichlich besser als die Stellung in Grenchen, das Unternehmen hoffnungsvoll, eine thatlustige, im Lande populäre Landtagsopposition, der Redakteur in fester Verbindung mit den liberalen Politikern der

Heimath, es war genau der Weg, welcher für Mathy eine Einwirkung auf die Politik seiner Heimath möglich machte. Es ist bezeichnend für ihn, daß er mit dem niedrigen Gehalt — 1000 Gulden — ohne Weiteres zufrieden war, und nur forderte, der Verleger sollte sich Gewißheit verschaffen, daß Mathy's Betheiligung der Zeitung nicht Nachtheil bringe und daß seine Person nicht polizeilichen Mißhandlungen ausgesetzt sein werde. Auf diese Bedingungen ging Groos gern ein, ein anderer Redakteur, Fischer, sollte unterzeichnen, Mathy aber ihm gleichberechtigt sein.

Als es aber zum Abschied kam, als Joseph Munzinger seine Hand fest hielt, als seine Schüler mit Thränen in den Augen zum letztenmal leise die Treppe hinab stiegen, und als in der Stunde der Abreise das ganze Dorf sich um sein Haus drängte, da wurde den Scheidenden die Rührung übermächtig, und Beiden war als ob sie in das Dorf gehörten und sonst nirgends andershin in der Welt. Und wie es jenen harten Einsiedler nach dem Bettlachberg zurückzog aus der weiten Welt, so blieb auch ihnen bis in späte Lebensjahre die Sehnsucht nach dem Thal, in dem sie so arm gewesen waren, und doch so reich an Liebe.

Der Präsident und Kleine Rath des Kanton Solothurn aber schrieben für Karl Mathy, Secundarlehrer in Grenchen, folgendes Zeugniß:

Hochgeehrter Herr! Die Erziehungscommission zeigt Uns mit Schreiben v. 1. l. M. an, daß Sie auf den 20. Christmonat nächsthin Ihre Entlassung als Secundarlehrer in Grenchen verlangen, da Sie in eine für Ihre persönlichen Verhältnisse gedeihlichere Thätigkeit berufen seyen. Nach den eingegangenen Berichten hat in den drei Jahren Ihres Wirkens, vom 9. März 1838 an, die Schule, welche Sie grade in ihrem Entstehen übernahmen und geistig gründen halfen, trotz den vielen Hindernissen die erfreulichsten Ergebnisse geliefert. Um so dankenswerther war Ihr Eifer, als Sie, zu einer größeren

Laufbahn befähigt, einen Ehrenpunkt darin setzten, sich ungetheilt auch einem kleinen Wirkungskreise hinzugeben. Aber nicht nur als trefflicher Lehrer haben Sie die volle Anerkennung und Dankbarkeit der Schulbehörden, sondern auch durch Ihr Betragen als Privatmann allgemeine Achtung und Liebe verdient.

Wenn Wir Ihnen davon Zeugniß zu geben Uns verpflichtet halten, müssen Wir zugleich unser Bedauern ausdrücken, daß Ihre Privatangelegenheiten Ihnen nicht länger erlauben, in Ihrem Wirkungskreise fortzufahren. Indessen können Wir nichts anderes, als Ihnen hiermit die verlangte Entlassung auf das Ehrenvollste zu ertheilen und den Dank für Ihre mehrjährigen Leistungen als Secundarlehrer zu Grenchen auszusprechen.

Anmit benutzen Wir den Anlaß, Sie Unserer vorzüglichen Hochachtung zu versichern.

Solothurn, 2. Dec. 1840. Der Präsident.
J. Munzinger.

III.

Der Abgeordnete.

1.

Nach der Heimkehr.

Von den Gärten des südlichen Badens, in denen die Rebe zur Winterzeit ohne Bedeckung dauert, bis zu den letzten Dünen des preußischen Strandes, an welche die Ostsee ihren Bernstein wirft, von Lörrach bis Memel, sind in gerader Linie über Berg und Wasser ungefähr 180 Meilen, die längste Entfernung, in welcher Deutsche des Zollvereins ohne Unterbrechung neben einander wohnen. Groß ist der Unterschied in den Lebensgewohnheiten der Menschen aus dem neuen Staat des Oberrheins und aus den alten Provinzen des preußischen Staates. Sehr ungleich auch die Geschichte und die Staatskraft der beiden politischen Einheiten, von denen die südliche auf altem Colonistenland der Sueben und Burgunder, der Alemannen und Franken erwachsen ist, die große im Norden auf uraltem Heimathland der Sueben und Burgunder, welches sächsische und fränkische Colonisten im Mittelalter von den Slaven zurückgewannen. Manche Aehnlichkeit aber rechtfertigt einen Vergleich, nicht nur sind beide Staaten Gebilde der neueren Zeit und durch ihr Fürstengeschlecht aus verschiedenen Stämmen zusammengeschlossen, beide bedurften auch seit dem Pariser Frieden ein großes Staatsmittel, um ihre Integrität zu erhalten und ihre Bürger für die Idee des Staates zu erziehen. Diese politische Turnanstalt war in Preußen die allgemeine

Dienstpflicht und Landwehr, in Baden die Tribüne des Landtags. Beide Institute, welche die beiden entgegengesetzten Pole deutschen Lebens, Zucht und Freiheit, darstellen, haben nach einander entscheidenden Einfluß auf die Bildung eines deutschen Einheitsstaats ausgeübt. Jede freilich nach dem Maaße der Staatskraft, deren Zwecken sie dienen sollte. Leicht verständlich für Liebe und Haß ist die Arbeit der preußischen Bataillone in den böhmischen Thälern und was darauf folgte, weniger leicht ist die richtige Würdigung der langen geistigen Arbeit, welche vorausgegangen. Aber die That der Preußen vollbrachte nur zum größten Theil was der Rath der Einundfunfzig von Heidelberg achtzehn Jahr vorher begehrt hatte. Fast alles was im Jahr 1866 und den folgenden praktisch lebendig geworden ist, das war bis in viele Einzelheiten Ausführung der großen Forderungen, welche der Südwesten Deutschlands durch lange Arbeit der Volksvertreter formulirt hatte. Es war nicht die zweite Kammer Badens allein, welche diese Forderungen stellte, auch die Hessen und Schwaben dürfen ihren Antheil beanspruchen, aber die Bedeutung Badens als Vorschule für die politischen Ideen, auf denen unser modernes Staatsleben gegründet ist, war doch die verhältnißmäßig größte.

Es war auch kein Zufall, daß schon im Jahr 1840 in Baden lebhafter als bei Schwaben und Baiern empfunden wurde, wie doch die Führung der deutschen Geschicke in dem großen schweigsamen Staatskörper des Ostens lag. Denn der Kriegslärm von Frankreich her bedrängte zumeist Baden. Auch wer in Baden selbstgenügsam rühmte, daß der Südwesten Deutschlands der tapfere Vorkämpfer der Freiheit war, und wer mit Groll und Abneigung von den preußischen Helden des Exercierplatzes zu sprechen pflegte, bemerkte plötzlich wie sehr durch die Geschicke Preußens die Thaten seines eigenen Landtags gerichtet wurden. Der Thronwechsel in Preußen war die letzte Hoffnung der badischen Opposition geworden.

Denn grade im Jahr 1840 hatte der Großherzog von Baden dem Druck der Metternichschen Politik völlig nachgegeben. Winter war gestorben, sein Nachfolger Nebenius 1839 zurückgetreten. Ein Diplomat, von Blittersdorff, war in das Ministerium gerufen, um dem constitutionellen Unwesen ein Ende zu machen. Aber die Zeit war unglücklich gewählt, in Frankreich wurden durch das Ministerium Thiers die alten Gelüste nach der Rheingrenze mit geräuschvollen Phrasen geweckt; die Gefahr eines Rheinkrieges machte grade in Baden unpraktisch, die Leidenschaften durch grelle Rechtswidrigkeiten zu reizen, und die Ereignisse in Berlin machten sehr unwahrscheinlich, daß der Bundestag fortan in der alten Weise dem österreichischen Willen folgen werde. Zum zweitenmal ging durch die süddeutschen Landschaften die Hoffnung, daß die alte Zeit der harten Bevormundung vorüber sei und der Tag freier Regung gekommen. Wieder begann die Arbeit der Presse. Unglücklich gewählt war auch der Anlaß, den das neue Ministerium in Baden für seine Reaction im Jahr 1841 ergriff. Die Verweigerung des Urlaubs an Staatsdiener, welche zu Abgeordneten gewählt waren, versetzte nicht nur die Opposition, auch das treue Beamtenthum in lebhafte Unruhe. Zwar verweigerte das Ministerium nur solchen Beamten den Urlaub, welche in wichtigen Fragen nicht nach Wunsch der Regierung stimmten, und die Mehrzahl der Beamten wußte sich von dieser Vermessenheit rein, aber Herr von Blittersdorff hatte im Eifer der Debatte die Staatsdiener mit Werkzeugen verglichen, die man zerbricht, wenn sie sich nicht fügen wollen, das war ein Angriff auf das Selbstgefühl grade der ansehnlichsten Staatsdiener, welche in der Verfassung längst das Mittel gefunden hatten, sich in der Residenz Erholung, Vortheile, Beförderung oder Popularität zu verschaffen. Der Minister war verfassungmäßig im Unrecht, denn schon im Jahr 1820 war zwischen der Regierung und der Kammer die Urlaubsfrage der Beamten geregelt worden, der Angriff gegen Volksvertreter und

Beamtenthum zugleich war aber auch der größte politische Fehler, er lockerte die beiden Grundpfeiler des Regentenhauses zu gleicher Zeit: Verfassung und Büreaukratie.

So war im Anfang des Jahres 1841, als Mathy in die Heimath zurückkehrte, das gesammte Volk wieder zu reger Theilnahme an der Politik herangezogen, das Beamtenthum besorgt und unzufrieden, die alte Opposition durch neuen Muth belebt; und er war berufen worden, weil die Liberalen fühlten, daß ihnen Noth thue sich durch neue Kräfte zu verstärken.

Der Abschied aus der Schweiz, die letzten Grüße der Grenchner, dann die Trauer der Freunde in Aarau, wo die Heimkehrenden noch einmal rasteten, das Alles waren reine und erhebende Eindrücke. Aber von der Stunde, wo Mathy den Boden der Heimath betrat, drang beengend eine Unglücksbotschaft nach der andern auf ihn ein. Wieder sollte ihm begegnen, daß er beim Eintritt in neue Verhältnisse geprüft wurde durch gehäuftes Leid. In Freiburg erfuhr er den Tod eines alten Freundes Philipp Becker, weiterhin auf dem Wege den Tod der Frau Groos, der Gattin seines Verlegers; als er in Karlsruhe ankam, fand er seinen Freund ohne Fassung und Hoffnung, völlig gebrochen, so daß dem Mann jede Thätigkeit für die Zeitung schwer wurde.

Und die Residenzstadt selbst? Es waren die alten Straßen, es waren die alten Gesichter, und es war die alte Alltäglichkeit, in die er zurückkehrte. Alle Verstimmungen früherer Jahre wurden wieder lebendig, da war der Censor, die Feindseligkeit vieler Gegner des seligen Zeitgeistes, der Hochmuth und die düstern Mienen der Beamten; er begrüßte werthe Freunde, aber auch bei ihnen fand er Besorgniß wie es jetzt mit ihm gehen werde. Als Flüchtling war er geschieden, jetzt erschien er Vielen wie ein Begnadigter, dessen ferneres Schicksal bedenklich sei, als ein kleiner Dorfschulmeister, dem es in der Fremde auch nicht gelungen war. Sogar die alten Mitglieder der Landtagsopposition sahen ihm mehr ermüdet und

verbraucht als gekräftigt aus. Da er fortging, ein junger Journalist, waren sie ihm freundliche Rathgeber, in Vielem eine Autorität gewesen; hinter dem kühlen Wohlwollen, mit dem sie den Rückkehrenden empfingen, war bei Manchem etwas Gönnerhaftes, das jetzt seinen Stolz verletzte. Wie sehr er selbst gewachsen war an innerer Kraft und Erfahrung, das merkten nur Wenige. Wer aus der Heimath geschieden ist, weil ihn die Enge kleinen Lebens bedrängt hat, der darf bei der Rückkehr nur dann auf fröhlichen Willkommen hoffen, wenn er auswärts ruchbare Erfolge gewonnen hat. Dann sind die alten Genossen stolz, daß er einer von ihnen war, und sie betrachten seine Ehre als eine Vergrößerung ihrer eigenen; wem aber die Fremde nicht weitschallendes Lob gegeben, dem werden die Bekannten der Heimath am ersten krittelnde Beurtheiler. Mathy war mit der warmen Empfindung heimgekehrt, daß er in das Vaterland zu seinen Landsleuten gehöre, und dieser gehobenen Stimmung entsprachen wenig die besorgten, gleichgültigen oder grämlichen Mienen, mit denen er gemustert wurde. Aufs neue ward seine Aufgabe sich unter ungünstigen Verhältnissen eine Geltung zu erobern. Er hielt sich still zurück, lebte fast nur in seiner Familie und arbeitete.

Das neue Blatt „die badische Zeitung" nahm ihn völlig in Anspruch. Der geworbene Redakteur Fischer erwies sich seiner Aufgabe nicht gewachsen und auf Mathy fiel nicht nur die ganze Last der Redaktion, auch die Sorge für Einrichtung und Vertrieb, es fehlte noch sehr an Correspondenten und Mitarbeitern und er hatte Vieles an der Zeitung selbst zu schreiben, die nicht ein kleines Blatt, sondern von stattlichem Umfang war, und täglich in acht Spalten Folio erschien, von denen die letzten beiden Neuigkeiten der Literatur und Kunst besprachen, zuweilen Feuilleton brachten. Als Beilage wurden „Landtagsverhandlungen" mitgegeben, Berichte aus der zweiten Kammer, welche Mathy nach Niederschrift in den Sitzungen

verfaßte. Das war wieder mehr Arbeit, als wohl ein anderer Redakteur auf sich genommen hätte.

Die badische Zeitung mußte nach dem ersten Halbjahr den Titel Nationalzeitung wählen, weil die Regierung so abgeschmackt war zu behaupten, daß ihr nachtheilig sei, wenn ein Oppositionsblatt sich badisch nenne; sie hat nur ein Jahr bestanden, aber sie gehört zu den besten Provinzialzeitungen, welche in Deutschland erschienen sind. Als Mathy begann, war die Meinung allgemein, auch unter seinen Bekannten, daß er aus der Schweiz eine größere Feindseligkeit gegen das bestehende Staatsleben mitgebracht habe und als gereizter Mann die Opposition schärfen werde. Diese Erwartung wurde getäuscht. Man war überrascht über den gehaltenen Ton der Zeitung beim Besprechen der heimischen und deutschen Verhältnisse. Sie brachte reichlich Correspondenzen, alle Neuigkeiten in kurzer prägnanter Uebersicht, auch eine Fülle von solchem Detail, welches dem Tagesleser ein politisches Blatt anmuthig macht. Außerdem größere Artikel aus Volkswirthschaft und Verkehrsgesetzgebung, wieder zum größten Theil von Mathy's Feder. Selten stand ein Leitartikel an der Spitze, aber die Correspondenzen waren großentheils von dem Redakteur für die Tendenz der Zeitung zugerichtet, viele eigene Ansichten in der Firma auswärtiger Briefe mitgetheilt. Wahrscheinlich wählte Mathy diese Form, weil sie den Censor weniger herausforderte. Um die Summa seiner politischen Ueberzeugungen von damals zu charakterisiren, genügt hier ein Satz: „Für Preußen ist der Rhein eine Besitzesfrage; eine höhere Weihe hat er für Deutschland, dessen Ansprüche freilich wenig vertreten sind, so lange es weder zu Land noch zur See, weder durch Gesandte noch durch eine Flagge beim Auslande repräsentirt ist. Und doch — das einzige preußische Recht von Gottes Gnaden wäre eigentlich, das Haupt des vereinten Deutschlands zu sein!“ Es war ein gereifter Mann, der am 3. Juli 1841 (Zeichen Θ) so zu süddeutschen Lesern sprach.

Die Zeitung gewann Beifall und ungewöhnlich schnelle Verbreitung und galt für ein sehr hoffnungsvolles Unternehmen.

Aber der Redakteur stand erst im Anfange seiner Prüfungen; wie mit Keulen schlug das Schicksal seine Hoffnungen nieder, bis es ihn selbst im Kern seines Lebens traf. Im Februar erhielt er aus Waldshut die Nachricht von dem Tode seiner lieben Mutter, er hatte sie noch nicht gesehen, seit er aus der Schweiz zurückgekehrt war, ganz unerwartet kam die erschütternde Kunde. Als er noch um die Mutter trauerte, erkrankte sein Freund Groos, er saß am Krankenbett des muthlosen Mannes und wachte die Nächte bei ihm, im Juli starb der Verleger und mit ihm alle Hoffnungen, welche Mathy auf die Zeitung setzen durfte, und alle Aussichten, welche er für sein eigenes Leben daran geknüpft hatte. Die Vormundschaftsbehörde erklärte für die Hinterlassenen, daß die Zeitung nach Ende des Halbjahrs von dem Verlage der Handlung gelöst werden müsse. Mathy hatte in seiner hoffnungsvollen Weise keinen förmlichen Vertrag mit dem zuverlässigen Freunde gemacht, und es stand ihm eine lästige und nachtheilige Auseinandersetzung mit den Erben bevor. Auch der Censor lebte noch und that wieder das Seine, um das liberale Blatt zu dämpfen, er quälte durch seine Striche, welche jetzt in der Regel nicht mehr durch Lücken im Text angezeigt wurden. Und während Mathy mit diesem Mühsal rang, traf ihn in seinem Hause der härteste Schlag. Er selbst berichtet darüber nach der Schweiz in folgenden Worten:

„Lieber Rochholz! Mehr und besser soll ich dir schreiben, als du mir? — Nein, Bruderherz — weniger und schlechter. Unser August ist todt, unsere Amalia ist todt. — Das ist Alles. Du warst der erste Freund dieser Kinder, du hast sie oft glücklich gemacht, ihre erste geistige Entwickelung gepflegt und gefördert, — du fühlst unsern unendlichen Schmerz. Sage deiner Frau jetzt nichts für ihren herzlichen Brief als

den innigsten Dank der meinigen. Antworten kann sie jetzt nichts, wenn sie nur leben kann. Niobe ist Niobe; Eins oder Sieben! —

Das Schicksal hat endlich meine Achillesferse ausfindig gemacht, gut gezielt und wohl getroffen. Die Kinder waren unser Alles. Ihnen eine Heimath, eine Erziehung unter unsern Augen zu geben, das hat uns vor allem bewogen die Schweiz zu verlassen; ich für meine Person wußte, daß mir hier alles zuwider sein würde. Jetzt freilich sind zwei davon erzogen! O Ironie, gräßliche, des Schicksals!

Es sind heute 18 Tage, daß sich Amalia zu Bett legte; sie hatte die Ruhr, welche bald die schlimmste Wendung nahm, in's Nervenfieber umschlug und nach 18tägigen Leiden am 1. Oktober Morgens 2 Uhr ihrem Engelsleben ein Ende machte. Ein Paar Tage nach ihr bekam Karl einen Ruhranfall, der aber leicht vorüberging. Als beide lagen, am 25. September gesellte sich August dazu. Sobald Karl hergestellt war, schickte ich ihn nach Schwetzingen zu Verwandten, und ich habe Nachricht, daß er wohl und munter ist. August aber, der muntere, in letzter Zeit gesetzte, eifrige Lerner, starb heute Morgen 10¼ Uhr nach furchtbar langem und heftigem Todeskampf. Er hatte erst seine Prüfung im Lyceum gut bestanden, lernte zeichnen, woran er außerordentliche Freude hatte. Wir wendeten Alles an die Kinder. Verließen sie auch bis zum letzten Athemzug nicht, ihre Worte schnitten wie Dolche in unsere Herzen, so voll Zärtlichkeit, Liebe waren sie. Einen Kuß, flüsterten sie, als sie nicht mehr reden konnten. Sie riefen ihrem Karl. „Ich bin 9½ Jahr alt geworden zu Haus," sagte August zwei Stunden vor seinem Tode und als ich ihm bemerkte, daß er erst 7½ sei, berichtigte er es, fügte aber nach kurzem Besinnen bei: Nein 8½, denn ich war ja schon 7. — O, liebster Freund, wenn man die sterbenden Kinder hörte, ein Stein hätte zu Wasser schmelzen müssen!

Nannchen ist ganz erschöpft. Achtzehn Tage und Nächte

gab sie ein Muster mütterlicher Aufopferung. Sie hat das Unglaubliche geleistet. Sie muß mir bleiben und hat versprochen sich zu erhalten. Ich mußte am Tag Zeitung schreiben, Nachts wachte ich.

Die Schweiz liegt mir immer im Sinn. Kann ich Gelegenheit finden, so gehe ich wieder hin. Wäre ich geblieben, die Kinder lebten noch. Lebe wohl, grüße die Freunde und behalte lieb

Deinen

K. Mathy.

Heute, Augusts Todestag, meiner Frau Geburtstag, 4. Okt. 1841."

2.

Kammer und Buchhandlung.

Eine Zeit dumpfen Schmerzes folgte. Mathy führte die Zeitung gewissenhaft bis zum Ende des Jahres, einige Parteigenossen wollten die Mittel zusammenbringen, um das gute Unternehmen in anderm Verlage zu erhalten, er meinte mit Recht, daß es damit zu Ende sei. Seine eigene Gesundheit war durch Nachtwachen und Kummer sehr angegriffen, er verkehrte wenig mit Menschen, wenn er einmal in das Freie ging, schritt er allein durch die Felder und beantwortete verschlossen die Grüße und Anreden gleichgültiger Bekannten.

Seine Thätigkeit und sein Schicksal hatten ihm größere Theilnahme in den oberen Beamtenkreisen wach gerufen als er wußte oder für sich begehrte. Es war mehrfach die Rede davon, ob man sein Talent nicht wieder für die Verwaltung gewinnen könne; wurden ihm einmal darüber Andeutungen gemacht, so wies er sie kurz und finster von sich ab.

Aus der Trauer hob ihn allmählich die Nothwendigkeit, sich nach neuer Arbeit umzusehen um seiner armen Frau willen und um das Kind, das ihm geblieben war; er schrieb Anfang des Jahres 1842 Artikel für das Staatslexicon, übersetzte für Rau's Archiv und trat allmählich wieder in Verkehr mit den Führern der badischen Opposition im Landtage. Im Herzen sehnten sich Beide, er und seine Frau, nach der Schweiz zu-

rück, um dort in aller Stille für die Erziehung des Knaben zu leben, auf dessen Haupt sich alle Liebe und Sorge sammelte. Mathy trat darüber mit seinen Schweizer Freunden in Briefwechsel.

Aber die Liberalen in Baden begriffen sehr wohl, welchen Werth das journalistische Talent Mathy's für sie hatte. Mitte Januar beschloß die Opposition des Landtags auf Vorschlag von Sander, ein besonderes Blatt für Kammerverhandlungen herauszugeben. Es war der alte Plan Mathy's, der ihm im Jahr 1835 durch das Mißtrauen der Polizei vereitelt worden war. Mathy war bereit, die Kammerzeitung wenigstens zu beginnen, er entwarf sofort den Plan und betrieb energisch die Ausführung. Die Namen der Oppositionsglieder sollten dem Blatte vorgesetzt werden, Mathy sollte Redakteur sein. Das Ministerium erhob wieder Anstand gegen den Titel Landtagsblatt, welcher nur officiellen Organen zukomme, hatte aber gegen den Redakteur nichts einzuwenden. Das Blatt wurde also Landtagszeitung genannt, und dieser Name erschien den Beamten erträglich.

Bereits am 23. Januar begann Mathy seine Berichte. Er war die mühevolle Arbeit gewöhnt, freilich wurde sie jetzt, wo er nicht mehr als Berichterstatter eines Privatunternehmens schrieb, weit umfangreicher und verantwortlicher. Am Vormittage Kammersitzung, in welcher er ohne Hülfe von Anfang bis zu Ende sein Protokoll führen mußte, denn stenographische Berichte halfen damals noch nicht, am Nachmittag Einsammeln der gehaltenen Reden, Niederschrift des Textes, am Abend Theilnahme an den Versammlungen der Opposition, dann Zusätze und Correcturen in der Druckerei, wo er oft bis Mitternacht zu thun hatte. Die Reden wurden in der Regel nicht nach ihrem ganzen Wortlaut mitgetheilt, er hatte also den Inhalt wiederzugeben, die Hauptpunkte stark herauszuheben und die dramatischen Zwischenspiele der Kammer eindringlich darzustellen. Alte Uebung hatte den Meister gemacht, er ver-

stand die längsten Reden in kurzen Sätzen so genau und charakteristisch zusammenzuarbeiten, daß der Redner zuweilen Ursache hatte, sich bei der Logik seines Berichterstatters zu bedanken. Lauf der Debatte, Wechselreden, bedeutsame Momente traten dabei kräftig hervor, und immer war die mühevolle Arbeit zu rechter Zeit fertig. In dieser Art gab er ein so gutes und genaues Bild der Kammerthätigkeit, wie man es bis dahin in Baden nicht gekannt hatte. Die Wirkung des Blattes, welches im ganzen Land begierig gelesen wurde, war augenblicklich und außerordentlich. Mit freudiger Ueberraschung sah die Opposition, welche bedeutende Waffe ihr dadurch gewonnen war, wie schnell Antheil, Eifer und Vertrauen der Wähler gesteigert wurden. Natürlich fehlten auch kleine Verstimmungen nicht, laut beklagten sich die Gegner, daß ihre Reden in dem Berichte ungenau mitgetheilt würden — ein ungerechter Vorwurf, sie hatten im Gegentheil Ursache, sich bei dem Wahrheitssinn Mathy's zu bedanken; — dann daß die Reden der Opposition oft ausführlicher mitgetheilt wurden als ihre — das war in der Ordnung, denn es war ein Oppositionsblatt. Aber auch jedes Mitglied der Opposition verlangte für sich und seine Anträge besonders ausführliche Beachtung, die eitlen wurden gern empfindlich und gaben ihre Reden wohl gar in andere Blätter zu unverkürztem Abdruck. Jedoch Mathy verstand mit ihnen fertig zu werden, er hatte gegenüber der Mehrzahl allerdings die souveräne Empfindung, welche ein gescheuter Berichterstatter von Kammerreden gegen die Helden der Tribüne in geheimer Seele zu nähren pflegt, er kannte genau die Mängel ihres Wissens und die Fehler ihrer Sprechweise, er behandelte die leere Eitelkeit durchaus nicht nachsichtig und vertrat seine Rechte in den Zusammenkünften der Partei einigemal so entschieden, daß die Empfindlichkeit sich nur selten laut heraus wagte. Ganz gestillt wurde sie freilich nicht, und daß die Thätigkeit eines Referenten für die Presse zwar zuvorkommende Behandlung, aber nicht grade warme Zunei-

gung erwirkt, sollte auch Mathy erfahren. Indeß, ihn kümmerte das wenig. Er durchbrach oder übersah. Auch sein Verhältniß zum Censor war jetzt ein anderes geworden. Seine Arbeit wurde nach außen durch die Führer der Opposition gedeckt, deren öffentliche Angriffe der Beamte vielleicht noch mehr fürchtete als die Verweise des Herrn v. Blittersdorff. Während der Censor im Anfang nur zu bestimmten Stunden, welche ihm selbst zusagten, lesen wollte, mußte er sich auch darin bald dem Interesse des Blattes fügen, und der stärkste Angriff, welchen die Polizei längere Zeit gegen den Redakteur wagte, war der, daß man ihn einigemal zu einer Strafe von 5 Gulden verurtheilte, weil er Anträge einzelner Mitglieder in der Eile ohne Censur hatte drucken lassen. Der Absatz der Landtagszeitung wurde so groß, daß sie einen nicht unbedeutenden Ueberschuß abwarf, und die Opposition beschloß in ihrer Freude, daß dieser Ertrag dem Redakteur zu Gute kommen sollte.

Nur einen Monat hatte das neue Unternehmen gedauert, da wurde die Kammer aufgelöst, aber diese Wochen hatten hingereicht, Mathy in eine ganz andere Stellung zu versetzen. Er war mit den Talenten des Landtags in feste Geschäftsverbindung getreten, sein Name wurde im ganzen Lande mit Anerkennung genannt, die Regierung betrachtete ihn nicht freundlicher, aber mit Scheu. Und die Besseren unter den Deputirten fühlten sich ihm persönlich verpflichtet. Auch er hatte die Männer genauer kennen gelernt, mit denen er fortan auf Jahre eng verbunden sein sollte. Es waren alte Bekannte darunter, Itzstein von würdigem Wesen, aber leer und unwissend, der mit salbungsvollen Phrasen und mächtigen Tischreden vor Allem die Frauen zu bezaubern verstand, Welcker, der ehrliche Polterer, mit seiner gemüthlichen Seichtheit und dem gutherzigen Eifer, Kuenzer, der treue Freund der Aufklärung, ein katholischer Geistlicher von der guten alten Art, dann der talentvolle, ehrgeizige, herrschlustige Sander, Hoff-

14*

mann, vor Mathy's Zeit in Finanz und Handel der stärkste Arbeiter, und unter den jüngeren Bassermann, ein edelgeformter, beredter Mann, der ihm in diesen Wochen von Allen am nächsten trat.

Als sich am 19. Februar die Opposition in gehobener Stimmung, und wie Brauch ist, bei Mahl und Toasten zum letzten Mal versammelte, fühlten Alle, daß sie einen Theil ihrer Erfolge und Hoffnungen der Thätigkeit Mathy's zu danken hatten. Man rief ihm zu, daß er in die Kammer müsse, es gab viel geräuschvolles Lob für ihn, in Bassermann war es wirkliche Herzenswärme.

Mathy's Thätigkeit war vorläufig beendet; was die Neuwahl und die nächsten Kammern für ihn bringen würden, blieb unsicher, und ihm lag die Schweiz noch immer im Sinn. Grade jetzt erhielt er von dort einen Antrag nach dem andern. Die Gemeinde Buren, Kanton Bern, lud ihn als Lehrer zu sich und wollte ihm das Bürgerrecht ertheilen, aber die Regierung in Bern, wo noch alte Verstimmung nachklang, erhob Bedenken und Mathy weigerte sich deshalb anzunehmen. Und wieder war die Rede davon, für Mathy eine Schule in Bucheggberg, Kanton Graubündten, zu gründen und ihn als Bürger aufzunehmen. Endlich beschloß die Gemeinde Grenchen ihn dadurch nach der Schweiz zu ziehen, daß sie ihn aus Dankbarkeit zu ihrem Bürger machte.

Das Frühjahr begann, Mathy siedelte mit seiner Familie nach Schwetzingen über, wo er sich bei dem Schwager seiner Frau, Dr. Wilhelmi einmiethete und sofort die Gelegenheit ergriff, den Töchtern seines Verwandten Stunde zu geben. Während er von da mit den Schweizern verhandelte, drängten die politischen Bekannten, er sei für Baden nöthig und müsse bei den Neuwahlen für die Kammer als Candidat auftreten. Bassermann kam und bestand auf dem Eintritt, Welcker schrieb, seine Wahl solle durchgesetzt werden. So wurde Mathy veranlaßt, ein Weinpatent zu erwerben. Um nämlich für die

Kammer wählbar zu sein, mußte man eine gewisse Summe entweder an direkten Steuern bezahlen oder an Besoldung erhalten. Die erwählten Abgeordneten, welche dieser Voraussetzung nicht genügten, pflegten ein Patent zu lösen, welches ihnen die Berechtigung zum Weinhandel gab, und den nöthigen Steuerbetrag zu zahlen verpflichtete. Diese humoristische Weise dem Gesetz zu entsprechen war kein neuer Brauch, es hatten schon in der letzten Kammer wohl ein halbes Dutzend politische Weinhändler getagt. Die Regierung hatte nicht widersprochen, in Wahrheit fehlten in dem enggezogenen Kreise der Wählbaren damals allzusehr die unabhängigen Männer, welche fähig und geneigt waren, ihre Landschaft zu vertreten. Die Opposition bestimmte den Wahlkreis Constanz für Mathy, Itzstein empfahl ihn, Fickler schrieb für ihn in den Seeblättern, Mathy stellte sich den Wählern vor und gefiel. Am 24. Mai wurde er mit großer Majorität zum Abgeordneten gewählt. Gleich darauf ging er, die Seinen in Schwetzingen zurücklassend, nach Karlsruhe, um die Landtagszeitung zu beginnen.

Die Wahl Mathy's erregte bei der Regierungspartei große Entrüstung, erst aus der Schweiz und aus dem Verkehr mit den gefährlichsten Menschen zurückgekehrt, ohne Vermögen, ohne Verbindungen in der Beamtenwelt, ein Journalist, ein heftiger verfolgter Mann, das war ein gefährliches Beispiel, solche Wahl drohte Zorn und Ausfälle der Lokalblätter auf die Tribüne zu versetzen. Man suchte daher alle Mittel hervor, die Wahl für ungültig zu erklären, man trat mit der Berner Regierung in Verbindung und spürte in den Akten nach Beweisen für die Anstände: daß er in politischer Untersuchung gewesen war, daß ihm eine Schweizer Gemeinde das Bürgerrecht zugesprochen hatte, sogar, daß er durch das Weinpatent wählbar geworden. Es gab in der neuen Kammer einen harten Kampf. Daß der letzte Einwand hinfällig sei, wurde auch von den Gegnern zugegeben. Endlich forderte Welcker, gutmüthig und väterlich besorgt, Mathy möge selbst der Kam-

mer Aufklärung geben, im Fall ihm diese überraschenden Angriffe nicht den nöthigen Muth genommen hätten. Da stellte Mathy in ernster und gehobener Haltung das Sachverhältniß dar: er sei von dem badischen Hofgericht freigesprochen, auch in der Schweiz sei die dort eingeleitete Untersuchung als unbegründet aufgehoben worden, die Gemeinde Grenchen habe ihm das Bürgerrecht zugesprochen, aber die Bestätigung durch die Kantonregierung und seine Annahme seien wegen seinem Eintritt in die Kammer nicht erfolgt. Und feierlich schloß er: „Die Hand auf dem Herzen erkläre ich, daß ich außer der Theilnahme an einer Studentenverbindung — und wenn dies eine Sünde ist, dann sitzen noch viele Sünder in diesem Saale — in meinem ganzen Leben an keiner Verbindung Theil genommen habe, weder an einer politischen noch an einer nichtpolitischen, weder an einer geheimen noch an einer öffentlichen. Dieses, meine Herren, ist meine offenherzige Erklärung; wer es anders weiß, der trete auf, hier in diesem Saale oder im ganzen Lande, wo er will, und beschuldige mich der Lüge." (Lebhafter Beifall.)

Die beabsichtigte Niederlage war in einen Triumph Mathy's verwandelt, die Wahl wurde mit großer Majorität genehmigt, auch seine Gegner sahen sich zu der Erklärung veranlaßt, daß man vor dem Privatcharakter des Abgeordneten die größte Achtung empfinde; zuletzt ergriff Mathy noch einmal das Wort und benutzte den Sieg um seine Grenchner zu rühmen: „Der Pfad in diese Kammer ist mir nicht mit Rosen bestreut worden, er gleicht in meinem Fall dem Pfade der Tugend, der steil, enge, voll Dornen, aber doch zu wandeln ist. Sie haben bereits vernommen, wie es sich mit jenem Bürgerrecht verhält. Die Gemeinde Grenchen hat es mir angeboten. Eine Annahme von meiner Seite hat nicht stattgefunden. Es liegt aber meines Erachtens in jenem Anerbieten nichts, was einem badischen Staatsbürger Schande macht. Seit die Schweiz eine Geschichte hat, ist dies vielleicht das erste

Beispiel, daß eine katholische Landgemeinde einem protestantischen Fremden ihr Bürgerrecht anbietet, und nicht etwa geblendet durch sein Gold, sondern einzig bewogen durch seine Verdienste um ihre Schule. Der umgekehrte Fall ist häufiger vorgekommen, der Fall z. B., daß das aufgeklärte, protestantische Zürich dem Dr. Schönlein das Bürgerrecht verweigert hat, weil er katholisch ist! — Leid thut es mir, daß die ersten Worte, die ich in dieser Versammlung reden mußte, meine Person betrafen. Ich hätte vorgezogen zu schweigen, bis Gegenstände hier zur Sprache kommen, welche das wahre Wohl des Landes und seine Interessen näher berühren,— dann, meine Herren, hoffe ich, Ihnen Stoff zu geben, aus welchem Sie ein richtiges Urtheil über mich gewinnen können."

Mathy wurde sogleich zum Mitglied der Budgetcommission gewählt, und erhielt den Bericht über den Militäretat Badens. Seine erste große Arbeit in der Kammer sollte denselben Gegenstand behandeln, welcher 25 Jahr später wieder vor den badischen Kammern die letzte große Sorge seines Lebens war. Im Jahr 1842 war er noch eifrig gegen die Erhöhung des Contingents von 10,000 auf 16,500 Mann, welche der Bund von Baden gefordert hatte, er begehrte von der Partei Verwerfung, im Nothfall Steuerverweigerung, und war unzufrieden, daß er mit diesem Antrag in der Commission allein blieb. Unter den Gründen, welche er anführt, sind manche, die er später selbst bekämpft haben würde, in der Hauptsache stehen das erste Kammerreferat und die letzte Kammerforderung seines Lebens nicht im Widerspruch. Jene erste Forderung betrug mehr als 1½ Prozent der Bevölkerung, und das Land war damals weit ärmer als 25 Jahr später, Mathy aber begehrte Einführung des Landwehrsystems und hob hervor, daß auch diese Stärke das badische Heer nicht zu einer selbständigen Kriegsmacht forme. Dagegen enthält eine andere Rede Mathy's über eine Petition, in welcher Erhöhung des Schutzes auf Baumwollengarn gefordert war, eine kurze, aber treffliche

Darstellung seiner Ansichten über Schutzzoll und Handelsfreiheit, es sind dieselben, zu denen er sich sein ganzes Leben lang bekannt hat: allmähliche Minderung der Tarifsätze im Zollverein, mäßiger Schutz für eine lebensfähige Industrie, bis dieselbe erstarkt ist, Verwerflichkeit der Zölle, welche Verboten gleich kommen. „Die fanatischen Schüler von List verkünden mit ihrem Ruf nach Zollschutz eine verderbliche Lehre. Nur darauf möchte ich noch aufmerksam machen, daß die Baumwollen-Industrie, so wichtig sie auch für Deutschland sein mag, doch immer auf schwachen Füßen stehen wird, weil sie ihren Rohstoff vom Auslande bezieht und in diesem Bezug von Krieg und anderen Wechselfällen abhängig ist. Sie wird so lange auf schwachen Füßen stehen, bis der Zollverein die Mündungen seiner Ströme und seine Küsten gewonnen hat, bis eine deutsche Handelsmarine die Baumwolle in den Erzeugungsländern holt, und eine deutsche Kriegsmarine diesen Kauffahrern den erforderlichen Schutz gewährt. Bis es dahin kommt, dürfte aber wohl noch einige Zeit hingehen."

Glanzpunkte der Kammer waren die Verhandlungen, welche sich an die Motion Bassermanns: Amnestie für politisch Verurtheilte, und an die Motion Sanders: Aufhebung der Censur knüpften. Der ersten folgte die große Rede Welckers, in welcher er für Aufhebung der Ausnahmemaßregeln und Ausbau der Bundesverfassung sprach, — es war das Hauptthema seines politischen Lebens, die Forderung, auf die er so lange zurückkam, bis der Bund aufgehoben war und der warmherzige Mann unsicher wurde, was er ferner angreifen sollte. Gegen das Scheusal Censur eiferten fast alle alten Redner der Opposition. Die Regierung und ihre Vertreter erlitten eine Niederlage nach der andern, der Muth der Opposition ging hoch, die Landtagszeitung that ihre Pflicht. Es waren Wochen fröhlicher Aufregung für das ganze Land. Für Mathy der Beginn eines neuen Lebens; wenn er unter treuen Bekannten saß, dann lachte wieder der Schelm aus seinem großen feuchten

Auge, in erhöhter Kraft arbeitete sein Geist, und ein Gefühl souveräner Sicherheit, das er lange entbehrt, machte seine Worte freundlicher, sein Wesen mittheilsam. Er trug zwiefache Arbeitslast, als Abgeordneter und Mitglied der Budget-Commission den Militäretat, das schwerste Referat der Kammer, für welches ihm umfangreiches Studium nöthig war, und als Herausgeber der Landtagszeitung ganz allein die Niederschrift und Redaktion der umfassenden Mittheilungen; jede Last so, daß sie allein starke Schultern verlangte. Er überarbeitete sich auch einmal und wurde leidend, unterbrach darum seine Thätigkeit doch nicht. Es war ein neues Leben auch für Frau Anna. Von Schwetzingen kam sie mit dem Sohn den lieben Abgeordneten auf einige Wochen zu besuchen, sie hörte mit Entzücken sein Lob aus Vieler Munde und nahm die Glückwünsche und Huldigungen seiner Genossen entgegen. Und sie fand Colleginnen von der zweiten Kammer zu ähnlichem Zweck in der Nähe, denn darin bewies sich unverwüstlich deutsche Art. Die Abgeordneten hielten sich ritterlich gegen die Frauen, sie begehrten, wenn sie prachtvolle Worte für Freiheit und Vaterland sprachen, vor Allem, daß ihre Freundinnen auch etwas davon vernahmen, und den Frauen war gar nicht zu verdenken, wenn sie ihren Antheil an den Ehren der Männer ersehnten. Auch bei der großen Tragödie in der Paulskirche Frankfurts haben die deutschen Hausfrauen den vielbewegten Chor gebildet und den Streit der Helden mit leisen Wechselstrophen begleitet.

Aber auch die Wähler kamen in schöner Begeisterung. Ein Brauer aus Lahr fuhr ein Faß vortreffliches Bier heran zur Labung der Streiter, ein patriotischer Dichter widmete ein Gedicht in Schwarzwälder Mundart, Zustimmungsadressen rauschten wie ein Regen, Deputationen brachten noch Werthvolleres, als die Session sich ihrem Ende nahte. Itzsteins alte Heldenkraft, bereits mit unzähligen Bechern beschenkt, wurde diesmal durch einen Eichenkranz geehrt, Hoffmann erhielt einen

Pokal, die Wähler von Sinsheim übersandten einen Pokal an Sander, die von Achern an Rindischwender, die von Weinheim und die von Freiburg zwei Pokale für Welcker. Auch aus Nassau und Rheinbaiern kamen Adressen und dazu funfzig Flaschen Hochheimer, was den Nutzen hatte, daß das Haus in der darauf folgenden Abendsitzung mit ungewöhnlichem Feuer die Censur verurtheilte. Mathy aber warb bei den freudig geöffneten Seelen für ein neues Unternehmen; er hatte sich ausgedacht, die Censurfreiheit für Werke über 20 Bogen zu benutzen und unter dem Titel: „Vaterländische Hefte" einen Band kleiner Abhandlungen in Lieferungen zu politischer Belehrung für das Volk herauszugeben.

Kaum war der Landtag geschlossen, so begann er nach einer kleinen Reise durch das Land zu Schwetzingen fröhlich die Ausführung*). Die sechs größeren Aufsätze, welche er dafür schrieb, waren für ihn die Erholung von der Arbeit. Für uns ist nicht der wackere Inhalt das Wichtigste, sondern die ernste Richtung auf den praktischen Nutzen, welche Mathy dadurch der Kammeropposition zu geben suchte. Als Itzstein ihn den Kammermitgliedern zuführte, hatte er gesagt: „Hier bringe ich euch einen, wie ihr noch keinen gehabt habt." Und das sollte sich in gewissem Sinne als wahr erweisen. Wer jetzt die Verhandlungen der badischen Kammer in jenen Jahren durchliest, der wird, auch wenn er frei von der Vorliebe eines Biographen ist, zuverlässig finden, daß Mathy, der Journalist, unter den badischen Liberalen vom Jahr 1842 und den folgen-

*) Vaterländische Hefte über innere Angelegenheiten für das Volk, herausgegeben von Mitgliedern der zweiten Kammer. (Karlsruhe, Malsch & Vogel, 1842, 1843.) Von Mathy sind darin: die Verfassung und der badische Landtag von 1842; Papiergeld zu Unterstützung des Eisenbahnbaus; Vorschläge zur Förderung der Buchdruckerei und des Buchhandels in Baden; der neue Zolltarif; eine neue Schrift gegen die zweite Kammer von Hannibal Fischer; Verhältnisse der Volksschullehrer; Schlußwort.

den fast der einzige Abgeordnete war, welcher nicht als Journalist, sondern als Politiker sprach und handelte. Die gesammte badische Opposition jener Jahre krankte an dem bedenklichen Umstand, daß sie die Tribüne der Kammer in der Hauptsache nur benutzte, um gepreßtem Herzen Luft zu machen; weil das gedruckte Wort unfrei war, wurde das gesprochene Wort der Volksvertreter zu einer rhetorischen Stilübung, die an den Ministertisch gerichtet, im Grunde für die Wähler bestimmt war. Durch das Sprechen befriedigten sie Gemüth und Gewissen. Auch wo sie forderten, thaten sie das wie Zeitungsschreiber. Sie adressirten offene Briefe in Form von vagen, hoffnungslosen Anträgen an die eigene Regierung, den Bundestag, die Großmächte. Sie waren in der Lage unabläßig ihrer Regierung Heldenthaten zuzumuthen, obgleich sie recht gut wußten, daß die Ausführung unmöglich war. Und sie gebrauchten dieses Mittel zu wirken im Uebermaß, weil sie sich mit Grund sagten, daß ihnen nichts übrig bleibe, als unabläßig ihre Unzufriedenheit kund zu geben. Es ist wahr, diese Gewöhnung an das Pathos weitgehender Anträge ward ihnen durch die elende politische Lage nahegelegt, aber sie selbst wurden die Opfer. Da sie mehr auf den Beifall außerhalb des Hauses, als auf unmittelbare Erfolge arbeiteten, wurden sie Sklaven ihrer Popularität, da sie die Regierungsbeamten unaufhörlich bedrängten und den Großherzog und seine Räthe durch die Zumuthung beunruhigten, gleich Lafayette oder Sir Robert Peel zu handeln, so kamen sie mit den Führern des Beamtenthums durchaus in kein gesundes Einvernehmen, auch wo diese im Stande waren, der Kammer Concessionen zu machen. Immer waren sie Angreifer, die Regierung immer im Vertheidigungszustand, bis eine große Krisis beide rathlos fand. Da standen die Mitglieder der Opposition betäubt und widerstandslos vor den Consequenzen ihrer eignen tönenden Volksreden, die Beamten knickten haltlos wie Rohrhalme im Hagelsturm. Unter den Wenigen, welche dieser Taktik einer schwachen Zeit nicht nach-

gaben, nicht in den Reden und nicht in der Methode, war Mathy. Schon im Jahr 1842 ist die gedrungene, kräftige und sachgemäße Sprache des neuen Abgeordneten in auffallendem Gegensatz zu dem wässerigen oder breiten Reden der meisten Andern; auch wo er Unrecht hatte, sprach er als ein gedankenvoller, ernster Mann. Er galt damals, ja auch in der Paulskirche, nicht für einen der ersten Redner, er muthete den Hörern, welche an pathetischen Wortfluß allzusehr gewöhnt waren, scharfe Aufmerksamkeit zu, und seiner Natur fehlte allerdings der elastische Schwung und das Ausgehen auf große Wirkung, welche jedem freudigen Redner unentbehrlich sind. Er war durchaus nicht ohne Pathos, aber die Energie seiner Empfindung äußerte sich wie in kurzen Blitzschlägen, denen lang rollender Donner fehlt, die Wirkung eines Augenblicks war vielleicht schärfer und einschneidender, aber sie wurde schnell durch neue Erwägungen gebändigt und in das Innere zurückgedrängt. In der Regel sprach er anspruchslos zur Sache, selten im Anfange, er liebte als erfahrener Referent das Wort vor der Entscheidung zu nehmen, die Gegner mit kurzen Streichen zu widerlegen, in wenig Sätzen was er wollte fest zu formuliren. Und daher kam es, daß er auf die Abstimmungen einen weit größeren Einfluß ausübte, als die meisten hoch bewunderten Sprecher. Er mühte sich wo er angriff, zuerst den Standpunkt der Gegner zu verstehen und er war sehr bereitwillig an Gegnern zu rühmen, was ihm förderlich erschien. Er brach auch auf der Tribüne einigemal besonders heftig und verletzend heraus, und dieser Eifer einer kräftigen Natur verleitete Parteigenossen und Freunde wieder zu der Ansicht, daß er von Herzen für äußerste Maßregeln sei. Aber in dem, was er forderte, war er immer gewissenhaft und bedächtig. Wichtiger noch war für seine Erfolge eine andere Eigenschaft: er sprach nur, wenn er etwas durchsetzen wollte, und er vergaß nie, daß das Wort auf der Tribüne nur eine, und nicht die wichtigste Hülfe ist, um Majoritäten und Regierung für ein

Gesetz zu gewinnen. Er wollte nur das Erreichbare durchsetzen, seine Taktik war: Schritt für Schritt den Gegnern Boden abgewinnen, und er begriff sehr wohl, daß auf der Tribüne Badens das Höchste für Deutschland gar nicht zu erlangen war. Darum aber, weil er nicht Redner sein wollte, sondern Gesetzgeber, ist er im Kampf stetig gewachsen, und hat gedauert, während die Mehrzahl seiner Genossen sich aushöhlte und verging.

Unter den Einwürfen, welche die Regierungspartei gegen die Wahl Mathy's erhoben hatte, war auch der gewesen, daß der Erwählte keinerlei festes Einkommen habe. Die Aeußerung war gehässig, sie war auch gegenüber dem Redakteur der Landtagszeitung nicht ganz wahr, aber sie war nicht ohne Grund. Wer die Sorge für die öffentliche Vertretung seiner Mitbürger übernimmt und einen großen Theil seiner Zeit den Geschäften des Landes widmet, der wird nur dann die Bürgschaft der Stärke, Muße und Unabhängigkeit haben, wenn das Haus seines eigenen Lebens fest begründet ist, und er mit seinen Landgenossen sicher verbunden wirkt durch Haushalt und Geschäft. Die erste Pflicht des Bürgers gehört der Familie, die nächste dem Kreis von Interessen, in welchem er für sich arbeitet um für Andere nützlich zu werden, die dritte erst der Uebernahme von Vertrauensämtern für Gemeinde und Staat. Wohl ist jedem Bürger die Pflicht, gegen den Staat die höchste irdische Pflicht, und an jeden kann in außerordentlichen Fällen einmal die große Zumuthung treten, für den Staat sich, seinen Wohlstand, ja vielleicht das Heil seiner Lieben zum Opfer zu bringen. Aber das ist der Unterschied zwischen dem unabhängigen Mann und dem Beamten oder Militär, die sich dem Staate eidlich gelobt haben, daß dem zugeschworenen Mann die Hingabe an sein Amt in jedem Tage als die erste Aufgabe des Lebens besteht, denn von treuem Dienst im Amt hängt auch das Gedeihen seiner Familie ab. Und wenn solchen Mann einmal übermäßige

Arbeit für den Staat verhindert, den nöthigen Wachdienst für das Wohl der Seinen zu thun, so empfinden wir dies als einen tragischen Conflikt in seinem Leben und wir scheuen uns mit Recht, ihm einen Vorwurf zu machen. Wer aber freiwillig große Pflichten gegen sein Volk auf sein Leben nimmt, der vermag diesen Pflichten grade nur dann dauernd zu genügen, wenn er den gesunden Egoismus hat, zuerst sein Haus, dann die Interessen seines eigenen Geschäftes festzuhalten. Denn nur durch die Gesundheit und Kraft, die er in den Kreisen bewährt, welche ihn am engsten umschließen, behauptet er Achtung und Vertrauen seiner Landgenossen. Das soll die Regel sein in wohlgeordnetem Staat, in friedlicher Zeit, und jede Ausnahme hat sich zu rechtfertigen.

Auch für Mathy war die Zeit gekommen, wo ihm eine feste und ansehnliche Stellung unter seinen Mitbürgern Bedürfniß wurde. Es war am 1. November desselben Jahres 1842, in welchem er Abgeordneter geworden war, daß ihm plötzlich die Aussicht auf solche Stellung geöffnet wurde. Bassermann stellte ihm an diesem Tage den Antrag, in Compagnie mit ihm eine Buchhandlung zu begründen. Die Thätigkeit Beider im Geschäft sollte nur eine Nebenarbeit sein, die ihre politische Wirksamkeit nicht hindern dürfe, ein kleines sicheres Verlagsgeschäft guter Bücher; von dem Ertrage sollten die Zinsen des Anlagekapitals, welches Bassermann fast ganz allein einschießen wollte, zuerst abgezogen, der übrige Gewinn zu gleichen Theilen getheilt werden. Mit Haltung gab Bassermann der freudigen Empfindung Ausdruck, daß er dadurch auch dem Freunde einen Erwerb zu bereiten hoffe. Der so sprach, war von allen Kammerbekannten Mathy der liebste. Ihn hatten Natur und Verhältnisse freilich weit anders geformt. Als Sohn reicher Eltern, welche noch in Mannheim lebten, im Schutz eines gemächlichen Wohlstandes war er aufgewachsen, er stand in eigenem Haushalt immer noch als der geliebte Sohn des Elternhauses, Stolz und Freude der Familie.

Das Leben hatte ihn selten rauh angefaßt, ein feiner Geist und ein warmes Herz, gute Kenntnisse und glänzende Rednergabe machten ihn zu einem der hoffnungsvollsten Männer des damaligen Badens. Er selbst hatte sich mit frischer Zuneigung an Mathy geschlossen, die Zuverlässigkeit, die ungeheure Arbeitskraft, das gemüthvolle und dabei zuweilen demantharte Wesen erschienen ihm wie eine Ergänzung zu seiner eigenen Anlage. Es waren die ersten frohen Monate einer aufgehenden Männerfreundschaft, in welchen er sich den Gesinnungsgenossen als Geschäftsfreund zu gesellen beschloß. Auch Mathy empfand in seiner warmen Weise den Reiz dieses menschlichen Verhältnisses. Und als ihm der Antrag unter Bedingungen kam, die so hoffnungsvoll aussahen, da nahm er freudig und ohne Bedenken an. Grade dies Geschäft war ihm nicht ganz fremd, er hatte in kleineren Verhältnissen bereits einige Erfahrungen dafür erworben, kein industrielles Unternehmen stand in so inniger Verbindung mit der geistigen Cultur der Nation, er selbst durfte sich in umfangreichen Gebieten des buchhändlerischen Verlags als gut orientirt betrachten, er durfte vielleicht auch von seinen politischen Verbindungen Vortheil für das Geschäft hoffen.

Er versenkte sich sogleich in die Vorbereitungen, suchte sich über Betrieb und Gewohnheiten des Verlagshandels bei Bekannten und durch Bücher zu unterrichten, und entwarf das Circular, in welchem das neue Geschäft dem Buchhandel angezeigt wurde. Mit frohen Hoffnungen beschloß er das Jahr zu Schwetzingen mit seiner Hausfrau und trat mit dem 1. Januar 1843 in das neue Comtoir. Er war jetzt auch als Schriftsteller ein gesuchter Mann, und die Anträge zu literarischen Arbeiten häuften sich, er sollte die Mannheimer Abendzeitung übernehmen, für mehre Blätter correspondiren, schrieb auch für die Constitutionelle Revue Weils nach Stuttgart einen Artikel über badische Zustände. Aber er fand sogleich, daß eine Verlagsbuchhandlung kein Geschäft sei, welches man be-

haglich als Nebenarbeit behandeln dürfe; sie machte viel zu thun. Bald kamen die Manuscripte, dicke Hefte darunter, deren Verfasser, bereits arm an Hoffnung, nach einem Verleger umher suchten, Werke aus entlegenen Gebieten der Wissenschaft, harte Zumuthungen für einen Unternehmer, welcher sein Geld ausgeben soll, damit Wenige das gedruckte Buch beachten, noch Wenigere kaufen.

In diesen ersten Wochen bedächtiger Erwägung und Abweisung gelang den Freunden, ein Werk für die neue Firma zu gewinnen, welches auf viele Jahre ein Lieblingsbuch der Deutschen werden sollte, und ein fröhlich aufblühendes Dichtertalent, das der erzählenden Poesie ein neues Gebiet von Stoffen zuführte. Es waren „die Dorfgeschichten" und es war Berthold Auerbach, welche in das Geschäft und das Leben der Familie Mathy traten. Daß die Geschichten aus dem Schwarzwald deutsche Verhältnisse schilderten, daß sie keine politische und sociale Tendenz aufdrängten, daß sie liebevoll und sorgfältig von einem ächten Dichtergemüth geschaffen waren, dies erschien den Lesern als eine Erlösung von dem modischen Salonkram der Literatur, von unwahren, unmöglichen und nichtsnutzigen Romangestalten, welche damals durch deutsche Seelen mühsam unter der Herrschaft französischen Geschmacks zusammengedacht wurden. Und daß der neuen Handlung die Freude wurde, grade dies Buch von guter und großer Wirkung den Deutschen zu vermitteln, durfte Mathy mit Recht für ein günstiges Omen halten. Als darauf der jugendfrische Dichter in Mathy's Hause heimisch wurde und in seiner herzlichen Weise die neuen Bekannten zu Vertrauten seiner Dichterarbeit machte, da öffnete sich für Mathy und seine Gattin ein anmuthiger Pfad in das Zauberland der Poesie. Der Lehrer aus dem Schweizerdorf und der Schwarzwälder Dorfsohn tauschten in anregendem Verkehr ihre Erinnerungen, es waren ähnliche Verhältnisse und es war in Mathy derselbe Zug, die Vergangenheit in warmer epischer Beleuch-

tung zu schauen. Beide gaben und empfingen reichlich von einander. Dem Dichter kam im anregenden Gespräch mit den lieben Freunden die lustige Erfindung, er theilte Gedanken und Pläne mit, wie sie grade lebendig wurden, und ließ die Freunde die Arbeit seiner erfreulichen Kraft in dem geöffneten Herzen belauschen, und der Politiker spendete wieder sicheres Urtheil und große Auffassung des wirklichen Lebens und gab dem Schaffenden seine Beobachtungen, und über Allem die Einwirkung seines eigenen mannhaften Charakters. Aus solchem Austausch inneren Lebens erwuchs für Beide eine gute Freundschaft. Oft noch sollte seitdem Jeder von ihnen die Freude empfinden, welche neue Verbindung mit dem wohlthuenden Wesen Anderer bereitet, aber Beide bewahrten in ihren Beziehungen die liebevolle Erinnerung daran, daß sie fast zu gleicher Zeit, auch geschäftlich vereint, der Nation werth geworden waren, und Beide empfanden, so oft sie an einander dachten, zugleich etwas von Alpengrün und kräftigem Duft der Bergtannen.

Die meisten Autoren, mit denen Mathy zu verkehren hatte, zogen Vortheil von der warmherzigen, überlegenen und dabei doch so anspruchslosen Weise, womit er das gemeinsame Interesse wahrnahm. Freilich nicht mit Allen glückte es der Handlung so gut, wie mit Auerbach. So war durch einen literarischen Freund aus der Schweiz der Ungar Vilney an die Handlung empfohlen worden, und Mathy hatte in lebhafter Theilnahme an der bedrängten Lage dieses unförmlichen Talentes die Novellen Adelay und Toni in Verlag genommen. Aber als darauf der Schweizer Freund zu einer öffentlichen Besprechung des Dichters aufgefordert wurde, schrieb er unwillig zurück, daß die Bücher schlecht seien. Da antwortete ihm Mathy wie folgt: „Ich hatte mit Bassermann darüber gesprochen, was du zu Vilney's Büchern sagen würdest. Er behauptete, du werdest hier wie überall die Schwächen und Fehler herausfangen und unbarmherzig geißeln. Ich wider-

sprach und entgegnete, du werdest auch dem Guten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und den glühenden Haß gegen Unterdrückung, die Begeisterung für Menschenwohl und Freiheit, das angeborne obgleich nicht ausgebildete Talent ebenfalls würdigen. Ich hatte mich geirrt.“ — Diese vorsichtige und doch sehr entschiedene Art dem Urtheil eines Andern Richtung zu geben, ist besonders charakteristisch für die Person des Schreibenden.

Stillleben in der zweiten badischen Kammer.

Im Mai 1843 siedelte Mathy mit seiner Familie nach Mannheim über. Sein Hauswesen wurde jetzt eingefügt in das Bürgerthum der Vaterstadt, Frau Anna richtete wieder eine kleine Wohnung behaglich her, Karl der Sohn gedieh und besuchte die Schule; ohne große Ereignisse zogen die folgenden Jahre über die Häupter der Hausgenossen. Mathy arbeitete auf dem Comtoir, des Abends war er am liebsten daheim bei Weib und Kind, zuweilen besuchte er eine der stillen Zusammenkünfte, welche die Abgeordneten Badens unter einander, oder mit den Gesinnungsgenossen der Nachbarstaaten zu halten liebten. Am 22. August feierte das badische Volk den 25jährigen Bestand seiner Verfassung mit großer Begeisterung. Die Regierung benahm sich ungeschickt. Sie hätte das Fest am liebsten gewehrt. Da die Scham dies nicht zuließ, hüllte sie sich in mürrisches Schweigen und überließ der Opposition fast allein das Feld, die Bürgermeister vorher warnend und nachher wegen unerlaubten Gebrauchs der Glocken mit Arrest bedrohend. Der Opposition aber war diese Festfeier nicht nur politische Pflicht, auch Genuß; denn Volksreden, Trinksprüche und freudige Böllerschüsse waren damals erprobtes Rüstzeug des Liberalismus. Die Abgeordneten vertheilten sich als Redner über das ganze Land, und durften nach der Feier sich rühmen, mehr Einsicht in die wahren Interessen des Fürstenhauses und des

Staates bewiesen zu haben, als Herr von Blittersdorff. Mathy war nach seinem Wahlkreis Constanz gerufen, nahm aber die Einladung für Schwetzingen an, er setzte dort in einer ernsthaften Rede auseinander, wie viel bereits durch die Verfassung gewonnen und was noch zurück sei, und betrachtete vergnügt die Theilnahme der Dorfleute, und daß auch die Schulkinder so zahlreich auf laubgeschmückten Wagen herangefahren und durch Brezeln gekräftigt wurden. Nach dem Fest redigirte er die Aeußerungen der Volksstimmung, Reden und Festbeschreibungen in einer Schrift: Die Verfassungsfeier in Baden, Fr. Bassermann. 1843, welche über 20 Bogen stark und darum censurfrei, dem Lande eine unverstümmelte Erinnerung an seinen Ehrentag bieten sollte.

In dem ungewöhnlich langen Landtage, der vom 23. November 1843 bis zum 22. Februar 1845 dauerte und 157 Sitzungen zählte, erhob sich Mathy gleich in den ersten Wochen mit einem ausführlich begründeten Antrag auf Herstellung des freien Gebrauchs der Presse. Allerdings war die Censur ein Leiden der Nation, welches, wie er wohl wußte, durch den Einzelstaat nicht beseitigt werden konnte, aber in dieser Bevormundung sah er den Quell aller Verbitterungen und Gefahren, welche der inneren Entwicklung Deutschlands drohten, und in der Preßfreiheit die einzige sichere Grundlage für gesetzlichen Fortschritt, und er hielt sich überzeugt, daß die Erlösung von diesem Alp in kurzer Zeit der mündigen Nation zu einer besseren Staatsordnung verhelfen werde.

Die Begründung dieses Antrags machte das größte Aufsehen, sie galt in Baden als ein Meisterstück von Landtagsarbeit und sicherte Mathy's parlamentarischen Ruf. In der Hauptsache ist sie eine Geschichte der badischen Censur, noch heut dem Historiker werthvoll. Die Einleitung aber ist außerordentlich bezeichnend für Stil und Denkweise des Redners und darf hier nicht fehlen. Mathy begann am 20. December 1843 in der Kammer, wie folgt:

„Es lebt irgendwo ein Mann, von kräftigem Körperbau und fester Gesundheit, verständig und gut geartet. Der Mann dient mehren Herrn und löst seine schwierige Aufgabe zur Zufriedenheit Aller; dies beweisen die guten Zeugnisse, welche er besitzt. Er half sogar seinen Herrn aus einer großen Gefahr; er rettete sie aus den Händen eines mächtigen Nachbars, der es auf ihre Habe abgesehen hatte. In dem Kampfe, den er bestand, hatte er so guten Gebrauch von seiner Kraft gemacht, daß ihm die Herren versprachen, er dürfe fortan nicht mehr blindlings ihren Geboten folgen, sondern selbst Vorschläge machen, frei und offen sagen, was er für das Beste halte, sie würden darauf achten; dies würde für sie und ihn am zuträglichsten sein. Der Mann that so und ward unbequem. Man warf ihm vor, er trete zu derb auf; er mache Lärm im Hause, reize die vielen Hunde, welche die Herren für ihr Vergnügen hielten, zu lautem Gebelle und störe überhaupt die Hausordnung. Er wurde zwar fortwährend zu allerlei Dienstleistungen verwendet und mußte für Küche und Keller sorgen; wollte er aber ein Anliegen vortragen, so mußte er dies bei einem Bedienten anbringen, der strengen Befehl hatte, nur das Angenehme zuzulassen, das Unangenehme dagegen zurückzuweisen. Die Wahrheit aber ist selten angenehm; das Angenehme oft nicht wahr; an alte Schulden und Versprechen zumal wird Niemand gern erinnert."

„Der Mann, meine Herren, ist das deutsche Volk; das freie Wort, sein altes Recht, ist ihm feierlich verheißen, und es ist die zugesagte allgemeine Bestimmung über den Gebrauch des freien Wortes dahin gegeben, daß der Deutsche ungehindert sprechen dürfe über Alles, was ihn nichts angeht oder keinen Bezug auf seine Geschäfte hat. Will er dagegen seine Meinung sagen über das, was ihm nütze oder schade, was ihm fehle oder ihn belästige, so muß er den bitteren Kern der Wahrheit unter einer Hülle vom süßen Gegentheil verstecken, seine sträfliche Tendenz zur Offenheit in ein löbliches Schmeicheln verkehren,

und zuletzt, — weil er in solchen Künsten doch immer ein Stümper bleibt, — seine Gedanken, bevor sie laut werden, einem Meister Hämmerling unterbreiten, der sie entweder als ganz unbrauchbar vernichtet, oder in einer Weise zurecht zerrt, daß auch der Gescheideste nicht mehr erräth, was sie ursprünglich gewesen sein mögen."

„So, meine Herren, steht es mit der freien Meinungsäußerung in Deutschland. So steht es mit der Preßfreiheit für Zeitungen und Zeitschriften, für alle Schriften über öffentliche Angelegenheiten in engeren und weiteren Kreisen, für alle Schriften, die an das Volk gerichtet sind. — Daß man heute die Zügel etwas loser läßt, um sie morgen desto straffer anzuziehen; daß man hier den Nachbar zur Rechten, dort den Nachbar zur Linken ärgert bis man sich mit ihnen verständigt, gegenseitig nur Lob zu gestatten: dies ändert die Sache eben so wenig, als wenn versichert wird, man meine es nicht so schlimm, man wolle keine Wahrheit unterdrücken, sondern nur für den gehörigen Anstand sorgen. Ohne Freiheit gibt es keine Wahrheit, nur Nachbeterei; keinen Anstand, einzig Dressur. Dem Kinde steht das Gängelband nicht übel, den Mann beschimpft es; den Sträfling, den Wahnsinnigen überwacht das Auge des Wärters, der Unbescholtene geht seinen Weg allein."

„Auffallende Fürsorge, welche den Geist beschränkt, der nur mit Worten schaden könnte, und die Hand frei läßt, welche doch stehlen oder morden kann; zarte Pflege der Sicherheit, welche das Werkzeug der Gedankenverbreitung, die Presse, unter politische Aufsicht stellt, und doch andere Werkzeuge, welche das Leben zerstören können, dem freien Gebrauche anheimgibt; merkwürdige Achtung vor der edelsten Gabe des Schöpfers, vor dem freigeschaffenen Menschengeiste, die ihn dem Gifte gleich achtet, das nur abgegeben wird wenn vorher nachgewiesen ist, von wem und wozu es gebraucht werden soll!"

„Wo sind nun die Früchte, an denen man die Weisheit der Gedankenbeschränkung und Anstandssorge für die deutsche

Nation zu erkennen vermöchte? — Wir erblicken solche zunächst in der Lage, worin sich die Hülfsquellen des materiellen Wohlstandes befinden. Eben so frei, wie der Strom der Gedanken, bewegen sich die Ströme, auf denen der Handel die Erzeugnisse der Urproduction und des Gewerbfleißes ab- und zuführt. Mit eben dem Erfolge, wie die Preßcommission des Bundes, sitzen Commissionen halbe Jahrhunderte lang an der Elbe, der Weser, dem Rhein, sie flicken hier und flicken dort, und bringen doch nichts Rechtes zu Stande. Vergebens, wie der deutsche Schriftsteller, müht sich der deutsche Schiffer; hier versandet das Strombett, dort beschweren ihn Zölle, und am Unterlaufe des deutschen Stromes trifft er den fremden Zöllner, der keinesweges die Schifffahrt unterdrückt, sondern nur dafür sorgt, daß sie sich innerhalb der Grenzen eines deutschen Anstandes bewege. — Und wie wird der Deutsche angesehen vom Auslande und im Auslande? Meine Herren, ich will darüber hinweggehen, denn die Röthe der Scham steigt vom gepreßten Herzen zum Antlitz empor, beim Hinblicke auf die Mißachtung, welche sich kund gibt in so vielen Zeichen! Der Russe, im Besitze deutscher Provinzen, sperrt die Grenze, sperrt die Donau, rückt langsam und stätig an ihr herauf; dem Dänen sind wir tributpflichtig am Sund, er zwingt Deutsche die dänische Sprache, das dänische Commando zu lernen; er ruft ganz Scandinavien auf gegen Holstein-Schleswig, das die Errungenschaft eines halben Jahrtausends gegen dänische Uebergriffe mit unverdrossenem Muthe behauptet. Dem Britten, dem Holländer sind wir Consumenten, fruges consumere nati und weiter nichts; der Franzose besitzt Metz und Straßburg, und ist noch nicht satt von deutscher Beute. — Im Auslande ist der Deutsche wohlgelitten; er ist ein unterrichteter Mensch, ein treuer, fleißiger Arbeiter; man hat ihn gern als Schulmeister, als Einwanderer, der im Schweiße seines Angesichtes öde Strecken urbar macht, als Handwerker, als Dienstboten, als Werbsoldat. Aber er muß fremden

Zwecken dienen; vom Vaterlande muß er sich lossagen; man kennt es nicht, es gibt kein Lebenszeichen von sich: man kennt nicht einmal eine deutsche Diplomatie, geschweige ein deutsches Volk."

„So hängt im Leben alles zusammen. Ein Volk, dessen edelste, dessen geistige Thätigkeit unwürdige Fesseln trägt, kann auch seine materiellen Hülfsquellen nicht gehörig entwickeln und wird in seinen Beziehungen nach außen weder geachtet noch anerkannt." —

Das war Mathy's „ironische" Weise. — Er war darauf Berichterstatter für Bassermanns Antrag auf Einführung einer Kapitalsteuer. Er begegnete den Einwürfen dagegen durch die guten Worte: — „Ungerecht sind alle Steuern in einem Staat, der sie schlecht verwendet. Wo dagegen der Volkshaushalt öffentlich ist, die Verwendung der Mittel unter den Augen, unter Mitwirkung des Volkes geschieht, wo die bürgerliche Freiheit so besteht, daß sich Jeder mit Stolz als Glied des Ganzen fühlt, wo dieses Ganze etwas taugt und gilt in der Welt, da wird weniger über Ungerechtigkeit und Druck der Steuern geklagt. Ist dies vielleicht der wahre Grund, daß man in Deutschland so viele ungerechte Steuern findet?" — Er bewährte sich als schlagfertiger Kämpfer gegen jede Art polizeilicher Quälerei des gemeinen Mannes und bekämpfte mit Erfolg den Versuch die Forstgesetze zu verschärfen. Wo er für Erleichterung des Verkehrs und Förderung des Handels sprach, entwickelte er eine Sachkenntniß, welcher Ministerium und Gegner Anerkennung nicht versagten; als seine Partei wieder forderte, die Heereslast zu mindern und eine Landwehr einzuführen, erklärte er, daß militärische Reformen Badens in der Hauptsache bedeutungslos bleiben würden, wenn nicht wenigstens für das ganze achte Bundescorps einheitliche Organisation erreicht würde. „Man klagt über den Aufwand für das Militär, aber er ist nicht sowohl zu hoch aus dem Grunde, weil er an sich zu hoch ist, sondern zu hoch für das, was da-

mit erreicht wird." Das wichtigste Resultat des Landtags war eine neue Strafprozeßordnung, allerdings noch ohne Geschworne, Mathy nahm nur einmal als Redner Theil, um eine zwecklose Beschränkung aus dem Entwurf zu entfernen, welcher den Frauen das Zuhören im Gerichtssaale wehren wollte. Kurz vor dem Schluß brachte Welcker die geheimen Wiener Conferenzbeschlüsse von 1834 vor die Kammer und beantragte die Erklärung, daß diese Beschlüsse im Fall ihrer Aechtheit der Souveränetät von Thron und Staat Baden widersprächen. Die Beschlüsse übergab er „dem Gottesgericht der öffentlichen Meinung". Für den Antrag erhob sich fast die ganze Kammer, Mathy ohne darüber zu sprechen. Er hatte schon im Jahr vorher schweigend zugehört, als Itzstein auf seinem Gut Hallgarten in einer geladenen Zusammenkunft liberaler Abgeordneter feierlich eine Abschrift des verwerflichen Aktenstückes vorlegte und mit düsterem Behagen als Complot gegen die Freiheit offenbarte. Mathy merkte, daß das Band der heiligen Allianz bereits zernagt war und daß die Staaten in eine neue Phase ihrer Politik traten. Der Landtagszeitung hatte er diesmal einen Redakteur, Karl Stein, vorgeschoben, der ihm aber nur einen kleinen Theil seiner Arbeit daran abnahm.

In der Zwischenzeit bis zum nächsten Landtage wurde Mathy viel durch ein neues Culturinteresse in Anspruch genommen. Aus den Wäldern Oberschlesiens rief das Glöcklein einer katholischen Dorfkirche zum Sturm gegen das Papstthum; Ronge's offener Brief zog durch die Länder, und der wackere Theiner d. ä. nahm auf der Kanzel von seiner Gemeinde beweglichen Abschied, legte die Kirchenschlüssel auf die Ecke des Altars und ging nach Hause um seinen Priesterrock auszuziehen. Wer in Süddeutschland freisinnig dachte, vernahm dies unerwartete Ereigniß mit großen Hoffnungen. Es erschien als Wiederaufnahme des Kampfes der Wessenberg'schen Schule, die Stiftung der christkatholischen Gemeinden als Auflösung des alten Papstthums, vielleicht als Beginn

einer deutschen Kirche, welche die Aufgeklärten aller Confessionen in sich vereinigen würde, es galt für besonders hoffnungsvoll, daß kleine Priester der Kirche durch ihr Gewissen zum Austritt gedrängt waren. Die Ferne verschönte, und man begehrte neue Waffen gegen den Ultramontanismus. Angesehene Gelehrte der Universität, würdige Staatsbeamte waren eine Zeitlang geneigt, ihre Kraft der neuen Bewegung zu widmen. Auch Mathy war mit ganzer Seele dabei. Er wußte wohl warum. Es war derselbe Gewissenskampf, dieselbe Fehde des Einzelnen gegen tyrannische Priestermacht, welche einst seinen lieben Vater aus der Kirche getrieben hatte, er hörte denselben Bannfluch gegen die Abtrünnigen ausgesprochen, der einst auf den Pfad Arnold Mathy's geschleudert war. Erinnerungen aus früher Jugend, Anklage und Zorn, die er als Knabe belauscht, wurden in ihm lebendig. Aber wie warm auch sein Herz für die Sache kirchlicher Freiheit schlug, nicht weniger lockte den Politiker der Gedanke, daß sich jetzt für die Regierungen eine Gelegenheit bot, den Kampf gegen die ultramontane Kirche ohne eigene Gefahr aufzunehmen, wenn sie nur ruhig die Bewegung gewähren ließen und den neuen Gemeinden die zum Gedeihen unentbehrliche Freiheit gewährten. In diesem Sinne wurde auch er für einige Jahre Förderer der deutschkatholischen Bewegung und er drängte sogar seinen lieben Autor Auerbach (Nov. 1845): „Ich habe die Hoffnung, einmal mit Ihnen in der freien deutschen Kirche zusammenzutreffen. Helfen Sie mit an dem Bau, welcher alle wackern Deutschen in einer großen und freien Gemeinschaft zu versammeln bestimmt ist. Spinoza siegt in Deutschland im 19. Jahrhundert."

Die Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Wer durch die Selbstwilligkeit eigenen Geisteslebens aus den Dogmen seiner Kirche gehoben wird, hat in unserer Zeit gewöhnlich kein starkes Bedürfniß sich in neue Gemeindeordnung einzufügen, die Versöhnung der katholischen Kirche mit der modernen Staatsordnung aber mag nicht durch Austritt Einzelner oder ganzer

Gemeinden bewirkt werden, — solcher Austritt ist der herrschenden Partei sehr willkommen, — sondern dadurch, daß sich in der Aristokratie der Bischöfe selbst, d. h. unter den Vollpriestern in irgend einer Zeit die Macht unseres Volksthums und unserer Bildung äußert. Der alte Beamtenstaat der Deutschen, ja noch der Verfassungsstaat in seinem Aufgehen war zu schwach, um solche Einwirkung auf das Gemüth Derer auszuüben, welche das Recht des heiligen Salböls und der Priesterweihe haben. Es steht dahin, ob größerer Verfall der päpstlichen Herrschaft, eine völligere Entwicklung des nationalen Stolzes und größere Festigkeit der Staaten einmal einem deutschen Erzbischof den Muth geben werden, im Verein mit seinen Suffraganen und der Pfarrgeistlichkeit die alten apostolischen Rechte der Priesterschaft von der römischen Partei zurückzufordern.

Als Mathy am 25. November 1845 zum drittenmal in den Landtag reiste, war er nicht nur die stärkste Arbeitskraft der Kammer, sein Ansehen im Lande war fest begründet. Von den Veteranen war Sander gestorben, Hoffmann nach dem Norden gesandt, dagegen nahmen jetzt neue Männer Platz, darunter Soiron und Brentano, — Hecker war schon 1843 eingetreten. — In der Regierung selbst kämpften noch uneinig die Anhänger von Blittersdorff und Winter. Mathy sagte deßhalb voraus, daß der Landtag nicht lange dauern werde. Die Liberalen kamen in gereizter Stimmung; die Regierung hatte die Verhandlung der vorigen Session über jene Wiener Conferenzbeschlüsse aus dem Landtagsprotokoll streichen lassen, Itzstein und Hecker waren aus Preußen als paßlose Individuen ausgewiesen worden und der badische Gesandte in Berlin hatte theilnahmlos zugesehen, die Willkür der Polizei und Censur erschien unleidlich.

Der Landtag nahm einen kurzen und stürmischen Verlauf. Mathy schalt, daß man außer dem Budget nichts als ein Gesetz über Wehrverfassung in Aussicht gestellt habe, für die nöthigen

wirthschaftlichen Reformen sei nichts geschehen. Welcker schilderte in sehr beweglicher Rede die traurige Lage des Landes, um eine seltsame Adresse an den Großherzog zu beantragen, „daß dieser alle verfassungsmäßigen Rechte schützen möge", worauf die Regierung erklärte, der Großherzog könne eine so gefaßte Adresse nicht annehmen; Zittel endlich beantragte Gleichstellung der Deutschkatholiken mit den Bekennern anderer christlicher Confessionen. Und hier gab Mathy den Forderungen seiner Partei kräftigen Ausdruck, er verdammte den polizeilichen Gewissenszwang und forderte Gleichberechtigung aller Religionen. Und als darauf die Kammer mit zahllosen Petitionen gegen Zittels Antrag bestürmt wurde, und die conservativen Abgeordneten einen Religionskrieg in Aussicht stellten, da rügte Mathy die Mittel, welche Conservative und Ultramontane gebrauchten, um das Volk aufzustacheln, und daß das Pfaffenthum die Freunde der Glaubensfreiheit vor dem „darbenden Volk als die Hochbesoldeten und Millionäre" verklagt hätte, und er schloß mit der Erklärung, daß er den Bestrebungen zur Besserung des Arbeiterlooses Gedeihen wünsche, daß aber der Communismus, auch wenn er in der Kutte auftrete, ihm zu radikal sei. Sein Hauptstreit aber war wieder gegen die Censur. Ein Serviler, der Abgeordnete Platz, den Mathy in seinen Journalartikeln gern zum Gegenstand bitterer und launiger Angriffe machte, hatte den Antrag gestellt, vom Bundestage ein allgemeines deutsches Preßgesetz zu erbitten, denn die Censur sei doch kein Schutz der Regierung gegen freche Angriffe, sondern eine lächerlich ohnmächtige Waffe. Da fuhr Mathy mit souveräner Gewalt gegen ihn los und in einer seiner wirksamsten Reden charakterisirte er den als harmlosen Altweiberschreck dargestellten Quälgeist und schilderte die Willkür und Liebedienerei des polizeilichen Censors, den er „Mustercensor" nannte, mit starken Farben. Als er darauf von einem Ministerialrath gefragt wurde, ob er durch diesen Ausdruck eine bestimmte Person — Uria-Sarachaga in Mannheim — habe

beleidigen wollen, antwortete er: „Es ist nicht meine Absicht, Jemanden zu beleidigen, aber wenn zufällig einige Züge meiner Schilderung auf einen bestimmten Censor passen, so kann ich nichts dafür, und jederzeit bin ich bereit, meine Aeußerungen in diesem Saal hier oder vor Gericht, oder auch noch auf einem andern Wege zu vertreten.“ — Die Regierung vermochte mit der Kammer nicht fertig zu werden, die Spannung war fast unerträglich geworden, und die Auflösung der Kammer am 9. Februar 1846 den Meisten erwünscht.

Sogleich nach dem Schluß des Landtags gab der gewissenhafte Mathy, weil die Landtagszeitung vor Schluß des Abonnements unterbrochen war, den Abonnenten in täglich erscheinenden Nummern ein „Wochenblatt“ als Fortsetzung mit einer Rundschau zur Entschädigung, er schrieb die Artikel darin mit besonderem Behagen und setzte den Ultramontanen und Servilen launig und in scharfer Ironie so arg zu, daß er ihnen wie ein Landschrecken erschien und einige sich zerschlagen vom Kampfplatze zurückzogen. Seine Popularität stieg hoch, er wurde in Reden und Versen gefeiert, in einem Gedicht seine Geistesfülle mit einem röthlich-blauen Amethyst verglichen, in einem andern wurde er durch die Frage beehrt: wer schwingt der Wahrheit Banner kühn im Kampf für Preßfreiheit? Mathy, he, holla, Mathy.

Die ehrenvolle Bezeichnung als Edelstein und Bannerträger machte ihm persönlich nicht so viel Vergnügen, wie jene Denunciation durch die Gegner als Millionär, denn mit diesem Prädicat war es besonders auf ihn, den Buchhändler abgesehen. Und wenn es einmal im Haushalt recht knapp herging, neckte er die Hausfrau durch diesen Titel. Nämlich die Buchhandlung brachte zwar recht viel Arbeit, auch manche kleine Freude und gute Bekanntschaft, aber zur Zeit noch keine Reinerträge. Manches Buch wurde stark begehrt, — die Dorfgeschichten wurden der Verlagshandlung immer werthvoller, — manches andere Buch dagegen beharrte phlegmatisch auf

dem Lager, und leider hatten grade die dicksten solche Neigungen. Mathy war in Mannheim viel durch das Comtoir in Anspruch genommen, hielt auch wenn er mit dem Freunde in Karlsruhe war, das Herrenauge über dem Geschäft und besorgte einen großen Theil der Correspondenz mit den Autoren, aber seine Einnahmen mußte er nach wie vor in literarischer Thätigkeit suchen; so lieferte er z. B. dem Mannheimer Journal besondere Kammerberichte. Seit 1845 wohnte er während der Kammersession in Karlsruhe bei seinem Freunde Malsch; in den wenigen Freistunden, welche ihm blieben, verkehrte er am liebsten mit alten Bekannten aus der Bürgerschaft von Karlsruhe, oder in der Häuslichkeit seines Gastfreundes, dort sang er fröhlich zum Klavier deutsche und französische Lieder, übte mit der Tochter des Hauses vierhändig — er spielte recht gut vom Blatt — und unterhielt sich mit seinen Vertrauten über Staat, Kirche und Literatur. Während in der Kammer Minister, Gegner und selbst Parteigenossen immer wieder über die scharfe Ironie seines Wesens klagten — auch Fickler in den Seeblättern erwähnte nach langer Lobrede diese Eigenheit als „die Schattenlinie seines Bildes" — war er unter den näheren Bekannten von so milder Herzlichkeit, so zart und schonungsvoll berichtigend und fördernd, daß seine Ankunft immer als ein Gewinn für ihr Leben begrüßt wurde. „Denn er verstand zu belehren, ohne daß er fühlen ließ, wie man im Wissen unter ihm stehe; indem er die Menschen heraufzog, machte er sie zu seinen Verehrern und Freunden", urtheilte einer der näheren Freunde. Es war bei solcher Anwesenheit Mathy's in Karlsruhe, daß einst im Hardtwalde Feuer ausbrach. Mathy eilte mit einigen Bekannten hinaus und traf dort Soldaten, welche mit ihren Faschinenmessern junge Holzung niederhieben, den Brand einzudämmen. Er warf sogleich den Rock ab, griff kräftig zu, gab den Soldaten Anweisung, warf sich an der gefährlichen Stelle der züngelnden Gluth entgegen, die Lohe wehte ihm

um das Haupt und die Flammen fuhren hinter ihm her. Aber durch angestrengte Arbeit gelang es dem Feuer Einhalt zu thun. Bei der Rückkehr forderte Mathy die Freunde nach dem Abenteuer zu nächtlicher Kahnfahrt auf dem Rheine. Der Mond schien hell und lustig auf die arbeitmüden Männer, um den Kahn blinkten die kleinen Wellen, Mathy war in sehr glücklicher Stimmung, sang und lachte, und die Begleiter tauften zur Erinnerung an die Nacht eine gute Sorte Landwein, die sie in den Kahn geschafft, nach Mathy's Angabe „Mondschein" und hegten sie seitdem treulich als Haustrunk, im Andenken an den Freund.

Unterdeß rüstete sich das Volk zu den Neuwahlen, heftig stießen die Parteien in den Lokalblättern auf einander, auch gegen Mathy's Wiederwahl in Constanz wurde stark agitirt, ohne Erfolg. Die Sprache der liberalen Blätter wurde leidenschaftlicher, Mathy erkannte die Anzeichen der Zeit: er durfte jetzt als der eigentliche Führer der Liberalen gelten, die steigende Aufregung riß ihn nicht fort, sondern mahnte ihn zur Vorsicht. Er sah in dem Umstand, daß Bekk, das Haupt der Schule Winters, aus dem obersten Gerichtshof in das Staatsministerium berufen wurde, guten Willen der Regierung, der Volksvertretung entgegen zu kommen. Als der Landtag — unter Mittermaiers Vorsitz — am 3. Mai 1846 begann, gewann Mathy Hoffnung, diesmal bei der Regierung Förderung der materiellen Interessen durchzusetzen. Die Mängel der Forstschulen, die Bedürfnisse der Weinproducenten, die Nothwendigkeit einer Verbindung zwischen Main und Neckar, zwischen den Eisenbahnen und der Schifffahrt auf dem Bodensee, die Gründung einer Bank für das Großherzogthum, die wieder angeregte Einführung der Kapitalsteuer, behandelte er eingehend und als praktischer Rathgeber der Regierung. Er befürwortete ohne Rücksicht auf das Geschrei süddeutscher Fabrikanten fortschreitende Tarifermäßigung des Zollvereins. Und er sagte, daß eine künstlich erhaltene Industrie nicht nur eine Krankheit,

sondern eine Versündigung an den Consumenten sei, und wie sehr die Erweiterung des Zollvereins über den Norden und die Küste ihm aus nationalen Gründen am Herzen liege. Wieder sprach er gegen die Censur, und er prophezeite jetzt, daß ihre letzte Stunde bald schlagen werde. Und wieder sprach er für die Deutschkatholiken, deren kleine Gemeinden von den Ultramontanen als eine Verschwörung gegen Gott und die Christenheit, ja gegen den badischen Thron verdammt wurden. Es war um das Ende dieser Sitzung, wo die zweite badische Kammer einmal eine dramatische Scene bot, wie sie sonst nur auf der Bühne vorkommt. Unter allen Ultramontanen war der Abgeordnete Buss, Professor in Freiburg, der Opposition am widerwärtigsten. Mathy kannte ihn von alter Zeit, der Mann hatte sich einst als Radikaler in der Schweiz umhergetrieben, war dann plötzlich zur Pfaffenpartei übergegangen und trug einen fanatischen Eifer zur Schau, an dessen Ehrlichkeit in dem frechen und hohlen Gesellen Niemand glauben wollte. Er saß jetzt zum erstenmal in der Kammer, eiferte gegen die Emancipation der Juden und beantragte die Befreiung der katholischen Kirche von der Oberherrschaft des Staats, wobei er sich cynischer Ausfälle nicht enthielt. Die Opposition beschloß ihn zu zerknirschen. Zuerst erstaunte sich Brentano über den Eifer des Abgeordneten, der vor eilf Jahren nicht einmal an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe. Das erklärte Buss für eine Verleumdung. Darauf las Brentano die Strophe eines gedruckten schwülstigen Gedichtes von Buss, worin allerdings die Fortdauer nach dem Tode spöttisch abgefertigt wurde. Buss erklärte heftig, das Gedicht sei für einen Arzt bestimmt gewesen, und fügte den unparlamentarischen Wunsch hinzu, daß die Spürnase des Vorlesers doch auch nach den ersten Incunabeln des Buss suchen möge. (Tumult, Präsident Mittermaier strafend: „Ihr Benehmen ist nicht parlamentarisch".) Darauf erhob sich dräuend die Gestalt Mathy's und er sprach: „Der Abgeordnete Buss hat

an den Tag erinnert, wo, heute vor vierhundert Jahren, deutsche Fürsten in Frankfurt beriethen, wie sie der Uebergriffe Roms sich erwehren könnten. Sie wurden überlistet, und Jahrhunderte lang büßte Deutschland durch unsägliches Unglück, von dessen Schlägen es sich heute noch nicht erholt hat. Jene Partei, von welcher die heutige Motion ausgeht, wirkte stets verderblich für Deutschland und als Deutscher trete ich ihr entgegen. Aber auch als Abgeordneter der Stadt Constanz bin ich veranlaßt, die Motion zu verwerfen. Die Bürger von Constanz wissen wohl, wer Schuld ist an dem tiefen Sinken ihrer einst großen und blühenden Stadt. Jene Partei war es, welche die Protestanten vertrieb, daß sie auszogen nach Winterthur, und dort Gewerbe und Handel in Schwung brachten. Vor ihren Mauern sah Constanz die Scheiterhaufen flammen, auf denen Huß und Hieronymus ihr Leben ließen um des Glaubens willen. Man will dort Aehnliches nicht wieder sehen, und heute machen geringere Verletzungen und Bedrückungen wegen religiöser Ueberzeugung einen ebenso peinlichen Eindruck, als damals die Flamme der Scheiterhaufen. Um ihre bessere Gesinnung an den Tag zu legen, erließen im Jahr 1843 eine Anzahl katholischer Bürger in Constanz, worunter siebenzigjährige Greise, eine Einladung zu Beiträgen für ein Denkmal der beiden Märtyrer Huß und Hieronymus. In jener Einladung war folgende Stelle zu lesen: „Die Flammen des Ketzergerichts haben zwar den Leib dieser Märtyrer zerstört, nicht aber ihren Geist. Die Geschichte nennt Huß und Hieronymus als die ersten Vertheidiger der religiösen Freiheit, als Vorkämpfer der großen kirchlichen Reformation." — Mathy verlas die Worte aus dem Jahrgang 1843 der „Seeblätter." — „Meine Herren, diese Worte schrieb kein Protestant; es hat sie — der Abgeordnete Buss geschrieben." Welcker (einschaltend): „Nachdem er schon Professor war." Allgemeines Erstaunen, Unterbrechung, Buss macht eine verneinende Bewegung. Mathy: „Es ist doch richtig? Sie haben

diese Worte geschrieben?" Buss: „Ich werde dem Abgeordneten Mathy antworten. Es war eine große Versammlung —" Mathy: „Sie haben diese Worte geschrieben?" Buss: „Nein." Mathy: „Sie haben diese Worte nicht geschrieben?" Buss: „Nein." Mathy: „Wohlan denn, — hier ist Ihre Handschrift." Er zieht das Papier, worauf Buss die fraglichen Worte als Zusatz zu dem Entwurf der Einladung geschrieben, aus der Tasche, hält es dem Abgeordneten Buss entgegen und zeigt es sodann den Mitgliedern, welche sich herandrängen. Buss: „Ich sage dem Abgeordneten Mathy: Ja, ich habe es geschrieben." Präsident Mittermaier wieder strafend: „Es geschieht Ihnen Recht, Herr Abgeordneter Buss; Sie haben sich das selbst zuzuschreiben. Sie sind genug gebeten worden, die Begründung der Motion zu unterlassen." Die Motion des Abgeordneten Buss wurde gegen zwei Stimmen abgelehnt.

Das war der letzte große Moment jener guten Zeit, in welcher die badische Kammer in gemüthlichem Stillleben polterte und den Deutschen von ihrer Tribüne Artikel über politische Freiheit zusandte. Es war auch das letzte Mal, daß Mathy die Landtagszeitung für Baden herausgab.

4.

Der Kampf für die Verfassung.

„Es geht ein frischer lebendiger Geist durch Deutschland. Der Norden und die Mitte sind in einer Bewegung, die vorher nie dagewesen ist, die aber nachhaltiger sein wird, als die Bewegung in unserm wetterwendischen Süden. Preußen muß vorwärts, des Schaukelsystem ist unhaltbar und eine entschiedene Reaktion unmöglich. Es bedarf nur eines kleinen Anstoßes um den Widerstand zu brechen, welcher bis jetzt noch der besseren Gestaltung der Verhältnisse entgegen wirkt. Nie wurden, wie jetzt, politische, religiöse, sociale, volkswirthschaftliche Fragen so zu sagen auf offenem Markte verhandelt, selbst die Zeitungen zeigen Spuren davon, Censur und Bücherverbote helfen nicht mehr.“ Das waren die Worte Mathy's im Sommer 1846, wie er sie im Briefe an einen Freund in der Schweiz aussprach.

Die alte Einigkeit der badischen Opposition war freilich kaum noch zu erhalten. Der Mißwachs von 1846 machte das Volk unzufrieden, socialistische Lehren kamen von Frankreich her über die Grenze, eine revolutionäre Literatur gewann Verbreitung. In der Nähe Mathy's bildete sich eine neue Linke, welche auf die Leidenschaften der Masse rechnete. Seine Vaterstadt Mannheim umschloß in ihren Mauern eine ganze Anzahl Abgeordneter der verschiedensten Richtungen, hier

wohnten außer einigen Servilen nicht nur Bassermann und Mathy, auch Itzstein und Hecker, und entgegengesetzte Bestrebungen stießen sich hart um die Köpfe der Bürger. Hecker und Struve machten den „Zuschauer", Fickler in Constanz „die Seeblätter" zu Verkündern der neuen Lehre, die liberale Kammermajorität wurde Gegenstand ihrer versteckten Angriffe, die Jugend und die Arbeiter wurden aufgestachelt, und sollten zum Freiheitsheer organisirt werden. Noch war persönlicher Verkehr unter den Führern in den alten vertraulichen Formen, aber schon beobachteten sie argwöhnisch einander Worte und Thaten.

Bei Mathy und seinen Freunden war die Ueberzeugung obenauf, daß für Deutschland eine Krisis bevorstehe, aus welcher nur die Einheit retten könne, daß die Durchführung einer repräsentativen Verfassung in Preußen Vorbedingung für die Einigung Deutschlands sei, daß die Verfassungen in den übrigen deutschen Staaten vor revolutionären Gelüsten geschützt und auf gesetzlichem Wege fortgebildet werden müßten. In dieser Ueberzeugung hielten die Mitglieder der Opposition am 29. November 1846 eine Zusammenkunft in Durlach und beschlossen fest zusammenzuhalten gegen die zerstörenden Elemente und als Organ ihrer Bestrebungen eine neue große Zeitung zu gründen, die Deutsche Zeitung. Hecker war nicht erschienen, wohl aber noch Brentano und v. Itzstein. Mathy selbst gab seit dem Oktober 1846 wieder eine Wochenschrift heraus, „die Rundschau" zweimal wöchentlich, die er bis Ende 1847 fortführte und worin er außer den Tagesneuigkeiten gemeinnützige Artikel über Zeitfragen und politische Berichte schrieb; es war das kleine Blatt seiner Politik und zeigt in vielen Correspondenzen die Taktik eines Parteiführers. Obgleich er nicht selten durch verdeckte Angriffe der jüngeren Parteigenossen herausgefordert wurde, hütete er sich doch einer Verstimmung lauten Ausdruck zu geben, er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, daß dem Treiben der Anderen ohne offenen Bruch durch er-

höhte patriotische Wärme der Nation die Wirkung verdorben werden würde.

So kam das Jahr 1847. Das Beamtenthum wirthschaftete noch immer in der alten Weise mit Polizei und Censur und arbeitete in dem theuren und getreidearmen Jahre dadurch den Radikalen in die Hände, was diese in den beiden nächsten Jahren dankbar vergalten, indem sie wieder der Reaktion den Weg ebneten. Zwar blieb Baden von den Tumulten brotloser Arbeiter verschont, welche in anderen Landschaften ausbrachen. Aber viele empfanden und verkündeten, daß es so nicht mehr lange fortgehen werde.

Mathy hatte jetzt einen Lieblingswunsch durchgesetzt. Mit dem Juli begann die Zeitung der deutschen Partei, Gervinus Redakteur, Fr. Bassermann Verleger. So war Mathy mit zwiefachem Interesse daran gefesselt. Nie trat eine deutsche Zeitung imponirender vor die Nation. Die besten Liberalen aus allen Theilen Deutschlands dabei betheiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die sich in jugendlicher Kraft rührte. Daß sie auf ganz Deutschland angelegt war und vom Süden aus vor Anderem preußische Interessen besprechen sollte, war der größte Fortschritt. Und sie hat im Ganzen die hohen Erwartungen, mit denen sie begrüßt wurde, nicht getäuscht. Kein Blatt hat so viele Talente namhafter Gelehrter: Gervinus, Häusser, Dahlmann, G. Beseler, Waitz, Droysen, und keines so viele handelnde Politiker unter seinen Gönnern und Mitarbeitern gezählt, wenige haben so reiche Folge glänzender und kluger Artikel gebracht. Sie ist auch einer ganzen Reihe namhafter Publicisten die hohe Schule geworden, auf welcher sie in die Geheimnisse deutscher Redaktion eingeweiht wurden: Kruse, Heller, Aegidi, H. Marggraff. Daß Mathy trotz kleiner Differenzen und Wechselfälle ein eifriger, sehr thätiger und wichtiger Mitarbeiter war, bedarf kaum der Erwähnung. Er schrieb unter anderem bis Frühjahr 1848 die Landtagsberichte aus Baden dorthin, und gab seine Landtagszeitung auf.

Kurz darauf betrieb er eine neue Versammlung von Abgeordneten aus deutschen Staaten. Das Organ der neuen Partei war geschaffen, jetzt galt es Verständigung über die nächsten Schritte. Am 10. Oktober 1847 trafen zu Heppenheim unter Andern Hansemann und später Mevissen aus Preußen ein, Heinrich von Gagern aus Darmstadt, Römer aus Würtemberg, Hergenhahn aus Nassau, Mathy, Bassermann, Soiron aus Baden, dazu auch noch Itzstein. Die Verhandlungen dieser gewählten Gesellschaft sind sehr merkwürdig. Bei der Frage, auf welchem Wege zu einem deutschen Staat durchzudringen sei, standen zwei Ansichten einander gegenüber. Die eine forderte Vertretung der Nation bei der Bundesversammlung und allmähliche Umwandlung des Bundes, und zu dieser Ansicht standen die meisten Süddeutschen, auch Bassermann. Mathy war dagegen: der Gedanke ist erhaben, eine Aussicht auf Verwirklichung nicht vorhanden. Der Bund enthält Glieder, die zugleich auswärtige Mächte sind, wie Dänemark und Niederland, diesen ist eine deutsche Politik unmöglich, andere, die wenigstens nicht ausschließlich deutsche Mächte sind, und solche, welche Gebietstheile enthalten, die zwar deutsch sind, aber nicht zum deutschen Bunde gehören. Eine Nationalvertretung aber fordert auch eine Nationalregierung, ausgerüstet mit den Befugnissen der obersten Staatsgewalt, und diese ist bei dem völkerrechtlichen Bunde nicht möglich. Das Ziel der Einigung Deutschlands zu deutscher Politik und gemeinsamer Leitung nationaler Interessen wird deshalb eher erreicht, wenn die öffentliche Meinung die Ausführung des Zollvereins zu einem deutschen Vereine fordert. Hier hat man bereits eine, wenn auch mangelhafte Verwaltung, dieser kann eine Vertretung von erwählten Notabeln zur Seite gestellt werden. Schon hat der Zollverein die Leitung gemeinschaftlicher wichtiger Interessen in Händen, hat Verträge mit auswärtigen Staaten abgeschlossen, enthält den Keim einer Vereinspolitik, die durch keine fremden Glieder gestört ist. An

Zoll und Handel werden sich andere Interessen reihen, Land- und Wasserstraßen, gleiche Besteuerung, Gewerbeverfassung, Marine, Consulate, Handelsgesetze. Durch solche Ausbildung zur Macht geworden, wird dieser deutsche Verein eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die übrigen deutschen Länder üben, endlich auch den Anschluß der österreichischen Bundeslandschaften herbeiführen und so eine wahrhaft deutsche Macht werden. Diese Auffassung, nachdrücklich vertreten, bis in's Einzelne durchgesprochen, vereinigte endlich alle Meinungen. Doch wurde beschlossen, auch keine andere Gelegenheit, welche die nächste Zeit bringen möge, unbenützt zu lassen, um für die Einigung zu wirken, und dazu in den Kammern der Einzelstaaten Anträge zu stellen. — Es war ein kluger Rath, und es war eine muthige Stimmung, in welcher die kleine Zahl patriotischer Männer sich mit Händedruck trennte. Nicht ganz auf diesem Wege ist die Einigung Deutschlands angebahnt worden, aber der Gedanke, welcher zu Grunde lag, daß nur durch Ausschluß der undeutschen Elemente und unter der Vormacht des Zollvereins, Preußen, und daß ferner nur durch Compromisse zwischen den Regierungen und dem Volk der gesetzliche Fortschritt zu gewinnen sei, sank befruchtend in die Seelen. Die Zugeständnisse der Regierungen aber hoffte man damals durch das Drängen aus dem Volke zu erreichen.

Als am 9. December 1847 der badische Landtag wieder eröffnet wurde, war die Luft sehr schwül, Handel und Verkehr stockten, Mißbehagen und Unzufriedenheit war allgemein, dem guten Willen des Ministeriums fehlte der rechtzeitige Entschluß. Zunächst bedrohte eine sociale Noth. Die drei größten Fabriken des Landes kamen durch den Sturz zweier Bankhäuser zu Karlsruhe in Stocken, das Ministerium hatte den Willen, dieselben durch theilweise Zinsgarantie für die Gläubiger zu halten, und trat mit diesem Vorschlag vor die Kammer. Mathy wurde Berichterstatter der Commission, er stand entschieden auf Seite der Regierung, nicht nur, weil die Zeit eine außerordent-

liche Maßregel erfordere und das Wohl von tausend brotlosen Arbeitern zu bedenken sei; sondern vor Allem deshalb, weil die Regierung der Kammer keine Wahl gelassen habe, das Ministerium selbst hätte ablehnen können, es habe aber durch seine Vorschläge bereits die rechtzeitige Auseinandersetzung der Bedrängten mit den Gläubigern verhindert und dadurch ihre Lage verschlechtert, wenn jetzt die Kammer sich gegen eine Zinsgarantie ausspreche, so würden drei kräftige und hoffnungsvolle Fabriken rettungslos ruinirt. Darüber gab es sehr erregte Debatten, in welchen der Parteizusammenhang aufhörte, die Unterstützung der Millionäre war unpopulär und die Gegner riefen unwillig, daß es ein arges Unrecht sei, den Säckel der Steuerzahler zu gefährden, damit die Capitalisten der Verlegenheit enthoben würden; auch Bassermann stimmte gegen Mathy. Zuletzt wurden die Anträge Mathy's mit einigen Abänderungen angenommen. Hecker aber hatte diese Gelegenheit benutzt, eine socialistische Adresse von 63 Arbeitern an die 63 Abgeordneten zu empfehlen, worin die zweite Kammer über die Noth des vierten Standes belehrt und die Schrankenlosigkeit verklagt wurde, mit welcher die Vermögenden und Fabrikanten die wehr- und schutzlosen Arbeiter und kleinen Meister erdrücken könnten. Ein geharnischter Artikel in der Deutschen Zeitung war die Antwort Mathy's, der mit dem Angriff auf Hecker schloß: „daß Leute, die sich zu einer politischen Rolle berufen fühlen, die Gaukelei mitmachen, aus Kurzsichtigkeit oder Leichtsinn, das darf einen billig in Verwunderung setzen.“ Tief verletzte dieser Tadel.

Dennoch zwang Mathy's vorsichtige Schonung auch die Radikalen, welche in der Stille gegen ihn arbeiteten, zu einiger Mäßigung. In dieser Politik empfahl er selbst bei einer Wählerversammlung in Mannheim die Wahl Brentano's, der sich zur Zeit noch ruhig hielt, und fuhr fort in seiner Rundschau die Spaltung unter den Liberalen, welche die reaktionäre Partei triumphirend ankündigte, zu verdecken. Er hatte guten

Grund dazu. Er sah, wie das alte System der Regierungen zusammenbrach, und daß es vielleicht nur noch einmal einer geschlossenen Majorität der Opposition bedürfe, um die Regierungen Süddeutschlands zu parlamentarischem Regiment zu nöthigen. Auch in Preußen war der vereinigte Landtag durchgesetzt, ein Ausgangspunkt für verfassungsmäßige Entfaltung der großen Staatskraft gewonnen. In Baden aber war Bekk erster Minister geworden, die Rückschrittspartei erlegen. Deshalb flog jetzt unermüdlich seine Feder, er drängte die Regierung, drohte den Servilen und mahnte frühere Freunde öffentlich zur Einigkeit. Und als v. Struve die Redaktion des Mannheimer Journals aufgab, um in neuem Blatt sich wilder zu gebehrden, übernahm er selbst für einige Zeit auch noch die Leitung der führerlosen Zeitung.

Aber freilich in dem Behagen seines Hauses, am Abendtisch von Frau Anna, zeigten sich die verwilderten Bekannten seltener. Noch im Jahr 1845 hatte v. Struve, der sich damals als Journalist der liberalen Opposition angeschlossen, sein phrenologisches Wissen beim Theetisch vorgeführt, er hatte Mathy's Kopf begutachtet und daran außer Mangel an Vorsicht und einem Ueberwiegen der Phantasie über den berechnenden Verstand, auch mit Schrecken einen ungeheuren Zerstörungstrieb entdeckt, und darüber gegen Frau Anna die Hände zum Himmel gehoben. Jetzt beobachtete die Hausfrau, wie ihr Gatte alte Bekannte aus diesem Kreise mit einer abweisenden Schärfe behandelte, die er im persönlichen Verkehr doch nicht immer bändigte, und wie fest und kriegerisch er einherschritt, und daß die Anderen ihn mit düsteren Mienen und mit Scheu betrachteten. So sah sie einmal den Führer der Radikalen in Mannheim feierlich in schwarzem Frack eintreten, und sie wußte doch, daß der Mann gar keine häusliche Veranlassung hatte, ihren Hausherrn zu Gevatter zu bitten; und dann hörte sie in der Nebenstube, wo sie grade gegen den Staub kämpfte, wie er dem Hausherrn mit außerordentlicher

Feierlichkeit eine Herausforderung Heckers überbrachte. Ihr Mann hatte Hecker, wie sich ergab, irgendwo ins Angesicht scharf angegriffen, Hecker hatte zornig Widerruf oder Genugthuung verlangt und darauf hatte Mathy geantwortet: Widerruf, nein, er könne noch viel mehr sagen. Jetzt kam der Helfer Heckers um nochmals Erklärung zu verlangen, wo nicht, u. s. w. wie Mathy wolle. Dieser also wollte Pistolen am andern Morgen. Die Hausfrau dachte: ich sage nicht daß ich's gehört habe, das möchte ihm sein Herz schwerer machen, ich will warten, ob er mir es sagt. Aber der falsche Mann sprach kein Wort, sondern führte nach Tische gemächlich einen auswärtigen Jugendfreund durch die Stadt. Am Nachmittag schellte es, und an der Thüre stand Hecker mit einem Bekannten, die Hausfrau trat zurück und sah Hecker böse an, doch als dieser mit weicher Stimme frug: „Ist Karl nicht zu Hause?" wurde ihr leichter zu Muth und sie versetzte gehalten: „Er ging spazieren." Darauf sahen die Beiden einander an, „es ist am besten, wir gehen zu Itzstein, bitte, sagen Sie Karl, er möge hinkommen." Als der Gatte heimkehrte, sprach Frau Anna gewichtig: „Hecker war hier." Mathy pfiff leise und machte ein schlaues Gesicht. „Ich weiß Alles", sagte Frau Anna vorwurfsvoll. „Nun, Nannchen, ich wollte dir keine schlaflose Nacht machen, morgen früh hättest du es erfahren." Mathy ging zu Itzstein, Hecker trat langsam auf ihn zu, bot ihm zögernd die Hand: „du bist auch gar zu schonungslos, wenn du anfängst." Mathy antwortete, die Hand fassend: „mir ist's Recht, wenn wir nicht Studenten spielen." Und Itzstein stand als Friedenstifter dazwischen. Aber seit der Zeit war Hecker, wenn er mit Mathy zusammentraf, nicht unbefangen. Auch Itzstein, der sich so gern bereit erklärte, seine letzten Kräfte dem Vaterlande zu weihen, fühlte im Innern den Stachel. Einst war er des jungen Mathy geehrter Gönner gewesen, und Pathe des ältesten Sohnes, jetzt ward der Alte belästigt durch die Tüchtigkeit und noch mehr durch die Selbständigkeit des

jüngeren Abgeordneten, noch galt er im Volk für den Führer der Opposition, nicht mehr in der Kammer. Seine Declamationen waren abgenutzt, ein jüngeres Geschlecht hatte ihn überwachsen, seine Eitelkeit war kindischer geworden, sein Bedürfniß nach Bewunderung scrupelloser. Da war kein Wunder, daß ihm Mathy in der Stille unbehaglich und lästig wurde, und daß er zuletzt mit greisenhaftem Neid nach dem stärkeren und besseren Manne hinübersah. Da war ferner Fickler von den Seeblättern in Constanz, ein eitler, warmherziger Mann, der Jahre lang im Seekreis mit guter Meinung gewirkt hatte, dort großen Einfluß besaß, und jetzt erhitzt durch die allgemeine Aufregung sich selbst für wohlgeeignet hielt, von seiner Ecke aus die Freiheit über Deutschland zu bringen; er hatte sich lange warm an Mathy gehalten und war in dessen Haus ein willkommener Gast gewesen; wenn er jetzt einmal eintrat und von seinen Verbindungen mit den Vielern und von bevorstehendem Umsturz sprach, da fand er schlechtes Behagen und merkte erstaunt wie unzufrieden Mathy mit ihm war, und wenn Frau Anna ihn zum Thee behalten wollte, da winkte der Gatte mit den Augen und sie traute sich's nicht.

Aber aus der Verwirrung in der heimischen Ecke verhieß Befreiung der hoffnungsvolle Stand der deutschen Frage bei den Regierungen. Seit dem Tage von Heppenheim hatte Mathy mit Bassermann, Gagern und Anderen die Richtung, welche die öffentliche Meinung genommen, sorgfältig geprüft, auch er konnte sich der Ansicht nicht verschließen, daß bei der schnell aufsteigenden Fluth zu ruhiger Agitation für Ausbildung des Zollvereins nicht mehr Zeit sei, und daß ein fertiger Plan für Neugestaltung des Bundes nöthig werde, um der Bewegung im Volke die Richtung zu geben. Aus diesen stillen Berathungen entstand Bassermanns berühmter Antrag auf Einführung eines nationalen Parlaments, der am 5. Februar in die zweite badische Kammer eingebracht wurde und eine zweite Vorstufe zu der Versammlung in der Paulskirche und zu

der Verfassung des norddeutschen Bundes geworden ist. Denn dieser Antrag war, ungleich früheren Ergüssen der badischen Kammer, keine vorwurfsvolle Mahnung an die Regierungen, er enthielt vielmehr die Grundzüge einer Bundesverfassung, in der Hauptsache dieselben Forderungen, durch welche einige Wochen später die Einberufung zur Nationalversammlung veranlaßt wurde. Der Antrag erregte das größte Aufsehen durch ganz Deutschland, er gab plötzlich den unbestimmten Wünschen in Norden und Süden maßvollen und wohlüberlegten Ausdruck; die würdige Sprache, in welcher Bassermann einige Tage darauf seine Forderung begründete, wirkte so mächtig, daß auch die Gegner in der Kammer sich des Beifalls nicht enthielten. Und in dieser hoffnungsvollen Stimmung suchte jetzt Mathy das Ministerium Bekk vorwärts zu drängen und er rief am 23. Februar in der Kammer der Ministern bei einer neuen Klage über die Plackereien der Censur heftig entgegen: „Mit der Zahmheit haben wir nichts erreicht, wir müssen es einmal mit der Wildheit versuchen, aber es ist auch Wildheit außerhalb der Kammer nöthig. Mißbilligt der Herr Minister, was in Italien und München geschehen? Ich mißbillige es nicht.“ — Schon in den nächsten Tagen sollte es mehr Wildheit geben, als ihm lieb war.

Denn während sein Herz noch warm war von der starken Wirkung des Verfassungsentwurfes, fuhr wie Wettersturm die Kunde aus Frankreich über das deutsche Land: Louis Philipp entflohen, die Republik in Frankreich proklamirt. Laut jubelten die Radikalen, die Massen wogten auf den Straßen, jede Stunde schlugen neue Nachrichten wie Sturmwellen gegen das Gefüge des Grenzstaats Baden. In wenigen Wochen drängten sich jetzt Ereignisse, gewaltiger als in ruhigen Zeiten durch ein langes Menschenleben ziehen, auch Mathy erlebte und that, was für seine ganze Zukunft entscheidend wurde. Alle Energie, deren seine Natur fähig war, arbeitete jetzt nicht mehr gefesselt durch kleine Rücksichten und in tosender Brandung griff er

mit fester Hand an das Steuer. Die französische Revolution, in Norddeutschland als ein treibender Fahrwind begrüßt, war ihm ein zerstörender Orkan, der auch zu versenken drohte, was zum Heil des Vaterlandes bewahrt bleiben mußte. Aber jetzt thatlos staunen wäre Verderben gewesen, es galt vielmehr die Bewegung zu beherrschen in Baden, in Deutschland.

Der Sturz eines unhaltbaren Systems durfte nicht die verfassungsmäßigen Gewalten mit sich reißen. Durch mehrjährigen angestrengten gesetzlichen Kampf hatte die Opposition in Baden große Erfolge erreicht, dieser Gewinn für die Freiheit sollte nicht durch Zügellosigkeit verloren gehen. Die ganze Energie des freiheitliebenden, entschlossenen Mannes erhob sich zürnend gegen das wüste Gebahren der knabenhaften Demagogen. Unerschütterlich stand ihm die Ueberzeugung fest, was immer geschehen sollte, es mußte im Einklange mit der Verfassung durch die Regierung und die Kammern geschehen.

Seine persönliche Ansicht war damals und ist es während der folgenden Jahre parlamentarischer Versuche und öder Reaktion bis zum Jahr 1866 fast immer geblieben, daß der Weg der gewaltigen Volksbewegung, auf welchen der Februar 1848 geführt hatte, nicht der kürzeste Weg zum Ziele sein werde. Während seine Freunde in Baden und ein großer Theil der Liberalen in anderen Staaten den einzigen Reformweg in einer Verbesserung der Bundesverfassung sahen, die zunächst durch eine Vertretung der Nation beim Bundestage bewirkt werden müsse, hatte er diese Hoffnung nicht. Während die Forderung einer Nationalversammlung in den Märztagen allgemeine deutsche Losung wurde, war er — und damals er fast allein — der Ansicht, daß solche Vertretung der Nation die Auseinandersetzung mit Oesterreich nicht fördern werde. Nicht umsonst hatte er vierzehn Jahre vorher für den Zollverein geschrieben, und hatte er seitdem dies nationale Band immer mit besonderer Achtung und Zuneigung betrachtet; die Interessen der Völker, meinte er, werden zuerst die Interessen

der Dynastien überwachsen. Er stand kühler und unbefangener als irgend einer seiner näheren Freunde in dem Getümmel, sowohl zum Vorparlament als zur Nationalversammlung ging er mit geheimem Zweifel, ob auf diesem Wege die Hoffnungen der Nation erreicht werden könnten.

Jetzt aber handelte er mitten im wilden Tumult seiner Heimath, kaltblütig und doch auf's Höchste gespannt. Der gefährlichste Punkt Badens war seine Vaterstadt Mannheim. Hier galt es den Radikalen nicht die Oberhand zu lassen. Er war, ebenso wie Hecker, Gemeinderath, im Jahr 1846 mit größter Mehrheit gewählt, hatte den Gemeindesachen treue Theilnahme bewiesen und durfte auf einigen Anhang rechnen. Am 27. Februar nach der ersten Kunde von Ausrufung der Republik in Paris übernahm Mathy den Vorsitz bei einer Volksversammlung, welche die Radikalen veranlaßt hatten, auch er bevorwortete eine Petition an den verfassungsmäßigen Landtag um allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Schwurgerichte, ein deutsches Parlament. Aber diese Petition sollte, wie die Radikalen forderten, am 1. März durch Schaaren aus allen Theilen des Landes der Kammer in Sturm übergeben werden. Das mußte verhindert werden. Er stellte in Karlsruhe die Gefahr der Lage vor, und trieb zu schneller Nachgiebigkeit; schon bevor die Petition überreicht war, am 20. Februar, versprach die Regierung Volksbewaffnung und Schwurgerichte, und behielt für die verhängnißvolle Sitzung als wirksames dramatisches Mittel die Gewährung der Preßfreiheit.

Die Sitzung des ersten März begann; als die Regierung Preßfreiheit versprach, murmelten die Radikalen von weiteren Forderungen, aber Bassermann hielt eine seiner besten Reden und Mathy rief mit lauter Stimme in den Saal: „In Augenblicken, wie dieser, habe ich nur einen Gedanken, der ist das Vaterland. Unser erstes Bedürfniß ist Einigkeit, sie ist nur möglich, wenn unsere vielvertheidigten Grundsätze verwirklicht werden. Der Weg dazu ist angebahnt, die Regierung ist uns entgegen-

gekommen mit drei großen Principien. Wenn es der Regierung nicht Ernst wäre, uns ist es Ernst. Wir nehmen die Waffen in die Hand für die Vertheidigung nach Außen und zur Vertheidigung unserer Rechte. Wir müssen auf uns selbst vertrauen. Die Reihe der Bedürfnisse ist eine unendliche; wir wissen, welche Wünsche die dringendsten sind. Zwietracht wird nur unsere Feinde, die Feinde Deutschlands freuen." Aber die getäuschten Radikalen wollten die Wirkung der Sturmpetition nicht missen, sie begehrten die Kammer zu terrorisiren und in einen revolutionären Convent zu wandeln. Von ihnen angestiftet, umwogten Menschenmassen das Ständehaus, sie drängten in die Hausflur und den Hof; seit einigen Jahren war der schlechte Brauch eingeführt, daß die Hörer nicht nur auf den Gallerien, auch im Saale selbst hinter den Abgeordneten lagerten. Heut zeigten sich verwegene Gestalten im Saal, fremdes Gesindel aus dem Süden, treue Leibwächter Heckers, Landleute aus dem Wald und von der See. Die Abgeordneten saßen betäubt durch das Gewühl und das Getöse hinter ihnen. Und Struve zog heran mit der Deputation aus Mannheim, die Forderungen des Volkes in den Saal der zweiten Kammer selbst zu tragen. Zwar wurde er durch den lauten Ruf der Abgeordneten beim Eintritt zurückgehalten, doch Hecker ging ihm an die Thür entgegen, nahm ihm die Petition ab und wollte damit gradezu die Tribüne besteigen. Da drohte Minister Bekk wenn dies geschehe den Saal zu verlassen, und die Petition wurde auf den Geschäftsweg gesendet. Aber Hecker fuhr auf's neue empor, um Forderungen, die von acht Abgeordneten unterschrieben waren, durch die Kammer sofort dem Ministerium überweisen zu lassen. Und jetzt gab die Kammer bedenkliche Zeichen der Schwäche, viele Abgeordnete stimmten bei, der Präsident versuchte kraftlos Einspruch zu thun. Laut scholl der Jubel des Volkes, das im Hintergrunde den Antrag Heckers begrüßte. Alles schien verloren. In diesem verhängnißvollen Augenblick stand Mathy auf und erklärte ruhig,

der Antrag sei nach der Geschäftsordnung an die Abtheilungen zu verweisen, die Kammer lasse sich von Volksmassen nichts abringen. Die Besinnung kehrte zurück, die Freunde fielen ihm mit lautem Beifall zu. Und so wurde auch dieser Angriff abgeschlagen. Die Radikalen tobten. Brentano rief draußen in die aufgeregte Menge, daß Mathy die Volkswünsche todschlagen wolle, und Struve verklagte bei den Haufen, was geschehen war; diese durchzogen die Stadt, beunruhigten heftig die Bürgerschaft und den Hof; aber die Gefahr war diesmal durch einige Worte, zu rechter Zeit gesprochen, abgewendet.

Wieder eilte Mathy nach Mannheim wo sich wie im ganzen Lande die Volkswehren organisirten, und ließ sich dort zum Hauptmann einer Compagnie unter Heckers Obercommando wählen. Von da ging er am 5. März nach Heidelberg, zu einer neuen Zusammenkunft mit politischen Freunden von der Deutschen Zeitung. Einundfunfzig Männer trafen dort zusammen, unter ihnen zwanzig Badenser, außer Mathy, Bassermann, Welcker, v. Soiron auch die Radikalen, denn auch diese hofften auf das Parlament, unter den andern: v. Gagern, Römer, Hansemann. Hier wurde der denkwürdige Beschluß gefaßt, ein Vorparlament der deutschen Nation nach Frankfurt zu laden für Einberufung einer constituirenden Nationalversammlung, die Einberufung soll durch die Bundesbehörden, die mit Vertrauensmännern zu verstärken sind, erfolgen, und die Grundlagen für die künftige Reichsverfassung sollen folgende sein: Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, ein Senat der Einzelstaaten, ein Volkshaus, erwählt aus Urwahlen nach dem Maßstab 1 :70,000, Competenz des Bundes unter Verzichtung der Einzelstaaten zu Gunsten der Centralgewalt auf folgende Punkte: Einheitiges Heerwesen, einheitige Vertretung gegenüber dem Auslande, ein System in Handels- und Schiffahrtsgesetzen, im Bundeszollwesen, in Münze, Maaß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen, Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein

Bundesgericht. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. — Diese Versammlung ist über größeren der nächsten Folgezeit fast vergessen, dennoch ist sie der höchsten Beachtung werth, denn sie hat den Weg vorgezeichnet, auf welchem die deutschen Angelegenheiten seitdem vorwärts getrieben wurden, in Frankfurt, Erfurt, Berlin, bis jene Forderungen des 5ten März 1848 in der Hauptsache durch die Verfassung des norddeutschen Bundes für 30 Millionen Deutsche zum Grundgesetz des neuen Staates erhoben sind. Die politischen Gedanken, welche darin enthalten sind, wird Niemand das Werk eines Einzelnen zu nennen wagen, denn sie wuchsen zu gleicher Zeit in Tausenden herauf, aber unvergänglich soll das Andenken der Führer bleiben, welche sie zuerst auf den Weg der praktischen Ausführung gebracht und aus dem Reich unbestimmter Ideale in die Wirklichkeit eingeführt haben.

In Karlsruhe und Mannheim war man noch der Bewegung Herr, aber vom Lande folgten einander die Schreckensbotschaften. In den Dorfschenken wurden wüste Reden gehalten, die Dorfschmiede hämmerten Sensen grade, überall im Volk schrie man nach möglichen und unmöglichen Freiheiten, im Odenwalde erhoben sich die Landleute gegen die Grundherren und Militär mußte commandirt werden; die Truppenführer berichteten, daß ihre Mannschaft argen Verführungskünsten ausgesetzt sei, und es wurde gefährlich, kleine Abtheilungen durch das Land zu senden, auch im Militär war die Disciplin gelockert, die Energie und Geltung vieler Officiere unsicher. Am 13. März trug ein eiliger Mann aus Constanz die Schreckenskunde herzu, daß im Seekreise den Tag zuvor die Republik ausgerufen sei, Berichte von Beamten liefen ein, die mit schwarzen Farben die Auflösung der Ordnung schilderten, Gerücht wälzte sich auf Gerücht durch die Gassen der Hauptstadt. Schon war in der Kammer selbst den Abgeordneten aus dem Odenwalde und von der Tauber zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht in ihre Wahlkreise abgegangen waren und das

Volk zur Ruhe gemahnt hatten. Nach der neuen Schreckensbotschaft ließ Minister Bekk die Abgeordneten aus dem Seekreise zu sich laden und bat sie, nach ihren Wahlbezirken abzugehen. Einer und der andere versagte. Mathy, Vertreter von Constanz, war bereit, außer ihm noch Straub. Auf der Stelle ward ihnen eine Vollmacht ausgefertigt, durch welche Beide autorisirt wurden, für Aufrechterhaltung der Ordnung zu wirken, die Behörden aber angewiesen, ihnen Beistand zu leisten. In der Nacht fuhr Mathy mit seinem Begleiter südwärts. Die Fahrt schien den Freunden Mathy's abenteuerlich, Viele riethen ihm ab, das fruchtlose Wagniß auf sich zu nehmen. Der Seekreis galt für verloren, er war die alte Domäne Ficklers und oft hatte sich dieser mit Grund seiner Herrschaft über die Bevölkerung gerühmt. Jetzt hatte Mathy die Aufgabe, den alten Collegen von der Presse in seinem Lager zu bekämpfen. In der Kammer Hecker und Brentano, in den Mannheimer Zeitungen Struve, jetzt vor den Bauern Fickler, es war nur ein Wechsel der Gegner und des Kampfplatzes. Mathy vertraute, daß er auch mit diesem Gesellen fertig werden könne. Hatte er darum in der Schweiz gelebt und den alten Unruhstiftern tief in das Herz gesehen, um jetzt ihren schwächlichen Nachwuchs zu scheuen? Jene Alten, die sich zu Mazzini gesellten, hatten in dem heillosen System der heiligen Allianz doch einen starken gemüthlichen Grund für ihre revolutionären Gedanken gehabt, diese jungen Nachfahren der Fein und Harring aber waren ihm nichts als freche Knaben, die zerstörungslustig gegen die neue Freiheit, die über der Nation aufging, umher tobten. Er nahm seine Waffen in den Wagen gegen fremdes Gesindel und lachte seinen Begleiter Straub aus, der sich schwerer Sorge um den Erfolg ihrer Reise nicht entschlagen konnte. Am 14. kamen sie in Villingen an, traten in eine große Volksversammlung und trafen zwar eine entschieden liberale Gesinnung, aber zur Zeit Abneigung gegen jeden Aufstand, sie wurden gut aufgenommen und Mathy fand Bei-

stimmung und Dank, als er mahnte, an der Verfassung festzuhalten. Als sie am nächsten Tage den Eilwagen bestiegen, sahen sie den radikalen Abgeordneten Peter darin, den das Ministerium in der Verlegenheit zum Regierungs-Director von Constanz ernannt hatte. Der haltlose Mann wand sich verlegen vor den Commissaren; es war peinlich aus dem verstörten Antlitz und den unruhigen Worten des Schwächlings den inneren Kampf zwischen seiner Amtspflicht und den Mahnungen seiner Gesinnungsgenossen zu lesen. Den Tag fuhren die Reisenden in tiefem Schnee über die Berge und vermochten sich nur mit Mühe durch die Windwehen zu arbeiten. Oft wurden sie von bewaffneten Haufen angehalten und mußten ausgestellten Posten der Volkswehr Rede stehen, sie fanden Wächter der Freiheit mit seltsamer Bewaffnung: Stangensensen, uralten Musketen, Pistolen ohne Hahn und wuchtigen Knitteln, überall geschäftiges Wichtigthun, aber auch viele Gutmüthigkeit und recht altfränkische Spießbürgerei und manche Veranlassung zu guter Laune, überall kamen sie unangefochten durch, hier und da als Hort der Volkswünsche begrüßt und durch treuherzige Klagen gegen die Beamten und den Steuerzwang aufgehalten. Erst am späten Abend gelangten sie nach Constanz.

Gleich darauf trat Fickler aufgeregt in Mathy's Zimmer. Er war erst die Woche vorher in Karlsruhe mit Mathy zusammengestoßen, als er im Pariser Hofe wüste Reden hielt. Dort hatte ihn Mathy in Erinnerung an alte Zeit gewarnt, er möge sich hüten, denn er schaffe Unheil für Andere, und Unglück für sein eignes Leben; damals hatte Fickler trotzig geantwortet, Mathy selbst möge sich in Acht nehmen, die Wächter des Volkes schauten prüfend auf seine Wege. Jetzt war er in emsiger Geschäftsreise für die Revolution, zog von Versammlung zu Versamlung, und warb für Republik. Und er unternahm es noch einmal, Mathy Vorstellungen zu machen, und rief endlich: „Auf dich hatten wir gerechnet!“ — „Nichts in meinem Leben hat euch

ein Recht dazu gegeben," entgegnete Mathy. Die große Volksversammlung zu Constanz begann stürmisch, viele riefen nach Republik. Die benachbarten Schweizer hatten dieses Wesen und befanden sich wohl dabei, die Franzosen hatten es ausgerufen, warum sollte man es nicht auch haben? Hinweg mit den Fürsten, dem Adel, den Beamten, den Steuern, hinweg auch mit allen Schulden und aller Mühsal des Lebens. In jedem Falle sei die Republik die wohlfeilste Regierung, man könne es ja damit versuchen. Aber diese gemüthlichen Forderungen äußerten sich im Ganzen ziemlich harmlos und wichen einer kräftigen Rede, Mathy predigte ihnen, daß die große Mehrzahl der Deutschen die Republik nicht wolle und die Nation werde sich durch einen Grenzstreifen wie Baden diese Staatsform nicht aufdrängen lassen, auch nicht zugeben, daß Baden sie allein für sich nehme, und die Republik werde ihnen nicht billig, sondern recht theuer zu stehen kommen. Und als nach Mathy's Ansprache der Bürgermeister von Constanz die Versammlung zu einer Erklärung aufforderte, rief fast die ganze Versammlung: wir wollen die Republik nicht.

Den Tag darauf sprachen die Abgeordneten in Stockach; auch hier, wo der Lärm größer war, klang häufig der Ruf nach Republik. Doch auch hier war tröstlich, daß wenigstens Alle ihr Deutschthum lebendig empfanden, und Niemand für Lostrennung und Anschluß an die Schweiz redete.

Als Mathy zurückkehrte, mußte er den Ministern sagen, daß die Reise zwar für den Augenblick Erfolg gehabt, daß die Berichte übertrieben und zur Zeit keine Gefahr sei, daß aber für die Zukunft Niemand bürgen könne, und daran seien vor Allen die Beamten selbst schuld. Diese waren bisher kleine pedantische Tyrannen der Landschaften gewesen, jetzt sahen sie sich zwischen Katzenmusiken und bewaffnetem Volk in fürchterlicher Einsamkeit, viele verloren die Haltung und vergaßen ihrer Pflichten, drückten dem Frechsten am wärmsten die Hand und ließen die Dinge gehen, wie sie wollten. Mathy erkannte,

wie der alte Beamtenstaat aus den Fugen ging, und der eine Grundpfeiler des Staates Baden sich wankend krümmte. Um so fester wollte er den andern halten, die Verfassung.

Was er auf dem Wege, was er nach der Rückkehr über die großen Staaten im Osten hörte, das vergrößerte die Gefahr unermeßlich; in Wien war das alte System kläglich zerbrochen, in Berlin der König genöthigt worden, das Militär aus der Stadt zu senden: nicht Preußen, nicht Oesterreich boten ferner die Aussicht, ein Wall zu werden, an dem die deutsche Revolution sich breche; überall drohte das Chaos. Die Radikalen begrüßten triumphirend die große Wandelung. Sie hatten zum 19. März eine Versammlung nach Offenburg ausgeschrieben, zunächst um für das Parlament in Frankfurt, von dem sie jetzt für sich Alles hofften, ein starkes Auftreten ihrer Anhänger zu fordern.. Dort war es, wo Hecker sich mit der Pistole neben Fickler stellte und diesen zu erschießen drohte, wenn er jetzt die Republik proclamire. Denn er, der Volksgunst nicht missen konnte, und in der dramatischen Wirkung seines Wesens auf die Menge einen übermäßigen Genuß empfand, kämpfte noch mit seinem Verstand gegen die Phrasen, durch die er sich und Andere berauschte, und merkte zuweilen wohl das Ungenügende und Gefährliche seiner Helfer und Werkzeuge. Jetzt hatte er innerlich unentschlossen alle Hoffnung auf Frankfurt gesetzt und wollte sich nicht durch einen Aufstand von dort isoliren lassen. Als er später im Vorparlament unterlag und haltlos zum Austritt trieb, fand er in großer Verstörung, daß er jetzt das wollen mußte, womit er bis dahin gespielt.

Unterdeß erfuhr er, wie die großen Augen seines Gegners jeden seiner Fehler beobachteten. Auf die Versammlung von Offenburg antwortete die Reformpartei am 23. März in der Kammer. Dort stellte Bassermann den Antrag, die Kammer solle erklären, daß sie von den Mitbürgern treues Beharren an wahrhaft freiem Rechtszustand und an der Verfassung er-

warte, und daß sie die Regierung unterstützen werde, so lange diese auf der Verfassung stehe. Der Antrag war so klug gehalten, daß auch die Radikalen ihre Stimme nicht zu versagen wagten, zumal Itzstein nicht, dem bei der steigenden Spannung im Grund auch nicht wohl zu Muthe war. Nur Hecker sträubte sich, in das neue Gehege zu treten: er vertraue in dieser Zeit nicht auf Personen, nur auf Thaten. Aber wieder stand Mathy gegen ihn auf: der Antrag gebe nicht Personen, sondern der Gesetzlichkeit einen Creditbrief, ob er der Verfassung den Gehorsam weigern wollte? Darauf wurde der Antrag einstimmig angenommen und Hecker suchte sich durch die Verwahrung zu helfen, er stimme nur in seinem Sinne zu.

Seitdem blickten Aller Augen gespannt auf die große Versammlung in Frankfurt, von dort sollte die Entscheidung kommen. Die Radikalen hielten eine Volksversammlung nach der andern, um die Stimmung zu steigern und für Gewaltthat vorzubereiten, das Ministerium vernahm, daß von der französischen Regierung und von Radikalen in der Schweiz die Ansammlung bewaffneter Haufen an der Grenze betrieben werde, und faßte den Entschluß, außer einer Verstärkung des eigenen Militärs noch Truppen der andern Staaten des 8. Armeecorps als Grenzschutz zu erbitten.

Am 30. März fuhr Mathy auf langem Bahnzuge mit den Deputirten des Südens und allerlei Volk nach Frankfurt; in Darmstadt, dem säuberlich ordentlichen, stand auf der einen Seite des Bahnhofes wohlgereiht die Bürgerwehr, auf der andern die Linie: Fußvolk, Reiter und Geschütz, um die Deputirten achtungsvoll zu begrüßen, bewaffnete Freischaaren aber unerbittlich anzuhalten. Zu Frankfurt festlicher Empfang der Badenser, Würtemberger, Rheinpfälzer. Koch-Gontard und seine Gattin erwarteten Mathy am Bahnhofe, um ihn und einige Freunde mit dem Wagen in ihr Quartier zu entführen; aber die Abgeordneten zogen zu Fuß durch die Stadt im großen Menschengewühl. Ueberall Fahnen, Laubwerk,

Teppiche und begrüßende Inschriften, donnernde Hochs und Freudenschüsse aus den Fenstern, Alles war herrlich gerüstet, die Deutschen hatten noch nirgend ähnliche Begrüßungspracht genossen. Mathy schritt durch die vergnügte Menge zu seinem Gastfreund Koch, vom Balkon des Hauses wehten allerlei Fahnen, ihm zu Ehren die badische. Gagern kam dorthin zum Abendbesuch, und Bassermann kam. Es war ausgezeichnete Gesellschaft in kleinem Kreise, ansehnliche Männer, bewundernde Frauen. Wenn Mathy an die Blutknaben Heckers dachte, die daheim in Mannheim vor seinen Fenstern vorüberzogen, und an die unwegsamen Schneewege des Schwarzwaldes, auf denen er gefahren war, so kam er sich vor wie in einer andern Welt, und schrieb lustig an Frau Anna: „Ich lebe hier nicht unter Menschen, sondern unter Engeln, und schlafe in einem Feentempel."

Vom Römer zogen die Deputirten am 31. März in die Paulskirche ein, den Bau, um welchen länger als ein Jahr Sorge und Hoffnung der Deutschen schweben sollten. Am Abend glänzender Fackelzug, schöne Reden Abgeordneter vom Balkon, Militärmusik und Liederkränze. Darauf am 1. April stürmische Sitzung, in der sich die Parteien versuchten; Gagern erfocht seinen ersten Sieg, die badischen Radikalen unterlagen ruhmlos, sie hatten Alles versucht, in Offenburg und in der Nähe von Frankfurt, um als die Majorität aufzutreten, und sie waren eine Minderzahl, die sich stätig verringerte. Das Vertrauen der Besonnenen wurde größer, außerhalb der Versammlung stieg die Erbitterung gegen die Ruhestörer. Von allen Seiten kamen Erklärungen, man werde jeden Angriff gegen das Parlament mit den Waffen abwehren. Und Abends wieder Beleuchtung der Stadt.

Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft ohne jede gesetzliche Autorität, und doch ist ihr gelungen, den Weg vorzuzeichnen, auf welchem Regierungen und Volkswünsche in den nächsten Jahren dahinglitten. Mathy hielt sich in den

Verhandlungen beobachtend zurück, er sprach nur einmal für Organisation der Volksbewaffnung, die in Baden unbedingt nöthig war, um dem Anzug fremder Freischaaren und einem Terrorismus derselben über die Bürger zu steuern. Für ihn war Hauptsache der Beschluß, daß die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der constituirenden Nationalversammlung zu überlassen sei.

Er blieb auch später der Meinung, daß diese vielfach angefochtene Entscheidung die möglichst beste war und durch den Lauf der Begebenheiten nur zu sehr gerechtfertigt wurde. So lange die Nationalversammlung bestand, konnten sich die Regierungen über gemeinsame Vorschläge für eine deutsche Verfassung nicht verständigen, nach dem Ende des Parlaments gelang es einzelnen Regierungen ebenso wenig eine Vereinbarung herbeizuführen, und achtzehn Jahre später mußte Preußen durch Krieg zur Einigung zwingen. Hätten sich die Regierungen rechtzeitig über die Verfassung verständigt, so war der Ausspruch des Vorparlaments kein Hinderniß für die Nationalversammlung, die Vorschläge der Regierungen anzunehmen oder darüber zu vereinbaren.

Er und seine Freunde hatten die Grundzüge einer Verfassung entworfen, das Vorparlament hatte den Weg zu ihrer Verwirklichung geebnet, jetzt galt es zunächst, daß die Nationalversammlung die Verfassung schaffe. Und dann frug es sich, ob diese Versammlung stark genug sein würde, ihre Verfassung auszuführen.

Wie klug auch Mathy's ruhig abwägender Geist die Schwierigkeiten berechnet und daheim an dem Wege gezweifelt hatte, kein Mensch vermag sich den Einwirkungen einer großen Versammlung bei thätiger Theilnahme ganz zu entziehen. Die gesteigerte Empfindung der Stunde, das Urtheil Anderer, welches Achtung verdient, beeinflußt auch den Stärksten. Auch Mathy kehrte von Frankfurt nicht ganz ohne Hoffnungen nach der Heimath zurück.

Am 4. April war er zum Mitglied des Funfziger Ausschusses gewählt worden, der das constituirende Parlament vorbereiten sollte, aber ihm blieb in den nächsten Tagen nicht Muße in Frankfurt zu weilen, er war daheim nöthiger als je. Die Aufregung war übermächtig geworden, der Einmarsch von Bundestruppen des 8. Armeecorps hatte bei Vielen eine thörichte Erbitterung erregt. Die Radikalen hatten beschlossen, in der Kammer feierlich dagegen zu protestiren, Itzstein war von Frankfurt zu ihnen geeilt, um noch einmal seinen alten Einfluß auf die Majorität der Kammer zu erproben, der Ausgang der Sitzung schien unsicher, und wenn die Majorität sich zu einer Erklärung für die Meuterer verleiten ließ, war in Baden Alles verloren, das Ministerium konnte in dieser Zeit nicht auflösen, nicht ohne die Kammer regieren.

Am 7. April erhob sich Brentano und schalt auf den Einmarsch fremder Truppen. Die Furcht vor Einfällen republikanischer Schaaren sei unbegründet, Herwegh habe das erklärt, der Moniteur ebenfalls. Ihm trat der Minister des Innern, Bekk, entgegen, indem er die Ansammlung bewaffneter Haufen jenseits der Grenze schilderte: Baden steht am Rande einer Revolution, die von Fremden angefacht wird, und Bundestruppen sind keine fremden Truppen. Nach dieser Zurückweisung unterstützte Hecker den Genossen, erklärte heftig mit Beziehung auf Mathy, daß er die politischen Heuchler verachte, welche Königthum und Monarchie zu ihrem Spielwerk gebrauchen wollen, die Gefahr sei eingebildet, die Maßregeln erregen Erbitterung, das Volk wolle materielle Erleichterungen und nicht Soldaten. Auf diese Worte, welche von einem Mann gesprochen wurden, der damals bereits den Aufstand und den Einfall fremder Freischaaren organisiren half, antwortete Mathy: „Der Abgeordnete Hecker hat Recht, Offenheit verdient Achtung, Heuchelei Verachtung. Man soll kein Spielwerk treiben mit der Monarchie, und ebensowenig die Republik als ein bald und leicht zu erhaschendes Spielwerk zum eigenen

Vergnügen betrachten, der wahre Vaterlandsfreund geht mit der Nation und verzichtet auf seine persönlichen Wünsche, wo sie mit dem Willen der Mehrheit nicht stimmen. Der Abg. Hecker hat ferner Recht, wenn er sagt, das Volk verlangt materielle Erleichterungen. Aber es verlangt auch vor Allem Schutz gegen Raub und Plünderung, und findet keine Linderung in Versuchen, Zwiespalt und Bürgerkrieg zu erregen. Man hat die Gefahren eines Einfalls von Außen abgeläugnet oder als unbedeutend dargestellt. Aber die Beweise des Gegentheils liegen vor." Und er schilderte die Gefahr durch Anführung von Einzelheiten. „Man hat ferner deutsche Waffenbrüder fremde Truppen genannt, ist das die Verbrüderung aller deutschen Stämme, nach der die Nation begehrt? Hat man je in Frankreich gehört, daß Soldaten aus der Bretagne an der Garonne und der Rhone Fremde genannt worden wären? Haben die Kantone in der Schweiz die Wehrmänner aus andern Kantonen Fremde gescholten, oder wurden sie nicht vielmehr allenthalben als Eidgenossen begrüßt? Man sollte sich schämen, die große Idee deutscher Einheit noch so wenig begriffen zu haben. Die „fremden Truppen", fürchtet man, könnten uns die Freiheit rauben. O wie schlecht wäre es bestellt mit unserer Freiheit und mit unserer Männlichkeit, wenn diese Besorgniß Grund hätte! Ein Volk in Waffen, das sich die Freiheit rauben läßt, verdient nicht sie zu besitzen. Besorgt man vielleicht, die zum Schutze der Grenzen aufgestellten Truppen könnten auch helfen Unfug im Lande zu verhüten? Unfug zu verhüten ist in einem freien Lande doppelt nöthig, weil er dem Volke sein kostbarstes Gut, die Ehre, raubt. Glauben Sie etwa, die Unordnung sei eine republikanische Tugend?" Und er erzählte darauf als Beispiel republikanischer Entschlossenheit die Worte Munzinger's, die dieser ihm nach einer Widersetzlichkeit der Gemeinde Grenchen zugerufen hatte: „Ihr Deutschen mit euren monarchischen Begriffen, ihr könnt hie und da durch die Finger sehen, wenn eine Ungesetzlichkeit begangen wird, ihr

habt starke Mittel zur Verfügung der Staatsgewalt und könnt das Uebel unterdrücken, wenn es ärger werden sollte. Aber wir Republikaner dürfen nicht die leiseste Verletzung des Gesetzes dulden, das Gesetz ist unser Palladium, das müssen wir rein und unversehrt erhalten, sonst sind wir verloren." — „Sehen Sie, meine Herren," fuhr Mathy fort, „das ist republikanisch. Am allerwenigsten dürfen wir Badener in einem Grenzlande das Beispiel des Haders mit den Waffenbrüdern aus den Nachbarstaaten geben. Darum wiederholen wir das Verlangen, daß gegen die Störer des Friedens, der Gesetzlichkeit und der Ordnung mit aller Strenge der Gesetze eingeschritten werde." Diese Worte, so gut und in so gehobener Haltung gesprochen, daß sie die Kammer und die Zuhörer fortrissen, raubten dem ohnedies innerlich unsichern Hecker die Besinnung, und fassungslos brach er heraus: „Das Volk glaubt an die Reaktion, denn es hat das Beispiel von 1833 vor Augen. Jetzt wird ihm das nämliche Sirenenlied gesungen, aber die Männer der Freiheit sehen die Gefahr, ihre Köpfe zu verlieren."

Und da gab Mathy dem Frevler, wie ein alter Kämpfer der Arena dem ungeschickten Neuling, den letzten Stoß.

„Wenn der Abg. Hecker sagt, es handle sich jetzt darum, den Kopf nicht zu verlieren, so hat er in sofern Recht, als Jeder darauf achten soll, in der allgemeinen Verwirrung seine Besonnenheit zu bewahren, um zu finden, was in jedem Augenblick für das Wohl des Vaterlandes zu thun ist. Im andern, wörtlichen Sinne genommen, sollte man nicht viel von persönlicher Sicherheit und Unsicherheit sprechen, wenn man berufen ist, für das allgemeine Beste zu wirken. Wer hinter dem Hütchen spielt, ist allerdings kein Freund der Regierung, darin stimme ich dem Abg. Hecker bei, allein wer gegen die Vertheidigung des Landes und für den Bürgerkrieg wirkt, der ist auch kein Freund des Volkes."

Hecker schwieg und verließ finster den Saal. Alles war

zum Aufstand vorbereitet, die Rollen vertheilt, Fickler, der grade in Mannheim lag, sollte im Seekreise die Republik ausrufen, Hecker zu Offenburg. Nach der Sitzung trat eine Commission der zweiten Kammer zusammen, bei welcher Minister Bekk und Präsident Mittermaier anwesend waren. Dort theilte Bekk mit, was die Regierung von dem beabsichtigten Aufstand wußte. Mittermaier erklärte, daß er Beweise des Hochverraths in Händen habe, und legte einige Briefe und Documente vor. Mathy fuhr auf: „Aber warum hindert man nicht? Warum thut man ihnen nicht, was Recht und Gesetz fordern? Hat die Regierung Furcht vor diesen Leuten?" Dennoch erhob sich die Regierung nicht zu dem Entschluß, die Führer des Aufstandes verhaften zu lassen. Mathy verließ zornig die Sitzung. Am Abend erfuhr er, was in denselben Stunden zu Mannheim geschehen war. Dort hatte Fickler eine große Volksversammlung abgehalten und hellen Aufruhr gepredigt. Der Tag sei gekommen, den Großherzog zu vertreiben, er gehe jetzt nach Constanz den Aufstand zu beginnen. Mathy war als Mitglied des Gemeinderaths von Mannheim empört, daß dieser dem wüsten Gebahren Ficklers nicht widerstanden hatte, er schrieb sogleich an den Bürgermeister, man möge zum nächsten Tage eine Sitzung des Gemeinderaths anberaumen, er komme hin.

In Karlsruhe kreuzten die Züge nach Constanz und Mannheim. Als Mathy am 8. April früh auf den Bahnhof kam, erkannte er Fickler in einem Coupé auf dem Wege nach Constanz. Er trat an das Coupé: „Halt. Wo willst du hin?" Fickler erwiderte scheu: „Das geht dich nichts an." — „Ich weiß, du willst dort hinauf." — „Ja, und ich will dir zeigen, was wir zu thun vermögen." — „Du gehst nicht, du bleibst hier." — „Du wirst mir's nicht wehren." Da rief Mathy einen nahestehenden Polizeidiener und forderte diesen auf, Fickler zu arretiren. Der Polizeimann erbleichte vor Schreck und war nicht im Stande, den Auftrag auszuführen. Fickler

rief heftig zu den Bahnhofbeamten und zum Zugführer: „Fort mit dem Zuge!" Mathy aber trat an den Bahnhofdirector: „Sie lassen den Zug nicht abgehen, bevor Herr Fickler verhaftet ist." — „Gott, ich habe keine Befehle der Regierung!" — Mathy: „Auf meine Verantwortung." Es gab großen Tumult, starke Aufregung unter den Passagieren; endlich wurde ein Polizeicommissar herzugeholt und wagte zögernd die Verhaftung.

Mathy schrieb auf der Stelle einige Zeilen an den Minister Bekk und setzte sich in den Zug, welcher nach Mannheim abging. Dort wurde durch Conducteure und aufgeregte Reisende sofort die Kunde verbreitet, sie füllte blitzschnell die Stadt, die Leute liefen aus den Häusern, die Sensenmänner und Blutknaben Heckers eilten zusammen. Mathy kam in seine Wohnung und erzählte seiner Frau gemächlich die ganze Tragödie. Unterdeß stellten sich dichte Gruppen vor dem Hause auf, eine Deputation zorniger Bürger — von den Radikalen — trat ein und forderte eine Erklärung. Mathy antwortete, sie sollten auf das Rathhaus kommen, dort werde er ihnen ausführlich berichten, ging darauf schnell zum Bürgermeister und ersuchte diesen, die Sitzung um eine Stunde zu verschieben. Als er durch die Haufen schritt, welche murrend und scheu nach ihm blickten, begegnete er einem Gemeinderath, der behaglich von seinem Büreau kam und ohne Ahnung der Katastrophe dem Bekannten zurief: „Es ist mir lieb, daß ich zur Sitzung noch zurecht komme." Darauf Mathy: „Mir auch. Es ist Einiges zu berathen, ich habe Fickler verhaften lassen." Der Gemeinderath stützte sich vor Schreck an eine Mauer; so sehr standen die Menschen in Baden damals unter dem Einfluß der Tumultpartei. Als Mathy in seine Wohnung zurückkehrte, ängstlich von seiner Frau erwartet, sagte er um sie zu beruhigen: „Jetzt mache, Schatz, daß wir zu essen bekommen, ich bin hungrig." Denn er ahnte, daß ein Leibgericht bereitet war, welches doch auch seine Anerkennung ersehnte. Während

er bei Tische saß, wurde draußen das Gewühl arg, die Sensenmänner standen in dichten Haufen um das Haus, riefen Scheltworte und forderten den Tod des Verräthers. Einige Bekannte drangen durch die Menge, blieben betroffen in der offenen Thür stehen, und der eine rief mit Emphase: „Da sitzt er, er ißt." „Wollen Sie uns nicht die Freude machen, mit zu essen?" Auch eine Anzahl Scharfschützen kamen, denn Mathy war bei diesen Schützenmeister, um das Haus vor dem Volkshaufen zu decken; sie füllten besorgt die Stube, umringten die Hausfrau und sagten ihr leise: „Leiden Sie nicht, daß er auf's Rathhaus geht, es kann sich etwas ereignen." Die Hausfrau stand schweigend unter den Männern; er aber hatte die Worte gehört, trat zu seiner Frau und frug herzlich: „Soll ich hier bleiben? Hast du Angst?" Sie wußte wohl, was er hören wollte, und aus dem gepreßten Herzen brachen die kurzen Worte: „Hast du's angefangen, so mach's fertig." Da freute er sich seines Weibes und ging aus der Thür, Dr. Ladenburg und Bürgermajor Jörger voraus. Als er in der Hausthür sichtbar wurde, empfing ihn wildes Geschrei der wogenden Masse, er hielt auf der Schwelle an, die Arme am Leib, und sah aus seinen großen Augen ruhig in den Haufen. Alles wurde still, Niemand rührte sich, er schritt ungehindert durch das Gewühl. Erst als er aus dem Gedränge war, erhob sich hinter ihm das Wuthgeschrei: Landesverräther! und ein kleiner Gesell kam ihm nachgelaufen: „Dein Kopf muß daran." Mathy wandte sich gegen den Mann, da trat ein anderer Bürger zu ihm: „Lassen Sie den, er ist noch nicht vier Wochen aus dem Zuchthause."

So ging Mathy nach dem Rathhause, dort versammelten sich die Hauptleute der Bürgerwehr, der Rath und Gemeindeausschuß. Während aber der Gemeinderath beschloß durch eine Proclamation seine Gesinnung kund zu geben und die Bürger zum Beitritt aufzufordern, lärmte draußen die aufgewühlte Menge und forderte, daß Mathy herauskomme. Da

wurde Generalmarsch geschlagen, der Markt füllte sich mit zwanzig Compagnien der Bürgerwehr und bedächtigen Bürgern, der tolle Schwarm zerstob. Major Jörger verlas eine Erklärung Mathy's und die Proclamation des Gemeinderaths. Die Stimmung schlug um, ein Hoch auf den Gemeinderath war die Antwort. Wieder wurde Mathy gerufen und jetzt stellte er sich auf den Balkon, unten wogte die halbe Stadt in dichtem Gewühl, und Mathy setzte ihnen mit einer Stimme, die hell über den Markt schallte, auseinander, warum er hätte thun müssen, was er gethan: die nahe Gefahr eines Einfalls fremder Schaaren, das thörichte Treiben der Agitatoren und die Pflicht des Bürgers, solcher Zuchtlosigkeit entgegen zu treten. Und er schloß mit den Worten: „Hätte ich, was ich heute Morgen gethan, noch einmal vor mir, ich würde es abermals thun, selbst wenn es mein Leben kosten sollte." Die Antwort war ein dröhnendes Hoch und der laute Ruf: „Dank, Dank!" Die Erklärung des Gemeinderaths wurde in der Rathhausflur auf einen Tisch gelegt, die Leute drängten sich zu, Tausende unterschrieben. Die Verständigen fühlten sich obenauf, Mathy vermochte kaum sich den Händedrücken und Umarmungen zu entziehen.

Die Schützen erboten sich, in der Nacht das Haus Mathy's und seine Familie zu behüten und die Ordnung in der Stadt zu erhalten. Am Abend fuhr Mathy in einem Extrazug mit Bassermann, der auf die geflügelte Nachricht eilig von Frankfurt herangekommen war, nach Karlsruhe zurück. Am nächsten Morgen war Sitzung im Ständehaus, Mathy trug den Fall vor, wieder laute Hochs der Abgeordneten und Umarmungen im Saal. — Aber er selbst sah mit kalter Ruhe auf diesen Enthusiasmus der Besorgten und sagte: „Morgen werfen sie wieder mit Steinen."

Durch die Verhaftung Ficklers und Mathy's entschlossenes Auftreten in Mannheim war einem kopflosen Aufstandsversuch die Spitze abgebrochen. Hecker rief als er die Verhaftung er-

fuhr: „Nun kommt man auch an mich und die Kammer genehmigt meine Verhaftung.“ Er verließ am Tage darauf Mannheim, fuhr über den Rhein durch Frankreich nach dem Seekreis und versuchte jetzt, wahrscheinlich selbst ohne Vertrauen, von Constanz die Landschaft aufzuwiegeln. Er gab die Hoffnung vor, daß die Truppen, welche man gegen ihn ausschicken könnte, sogleich zu ihm übergehen würden. Am 20. April stieß er mit seinem Haufen auf badische und hessische Truppen unter dem Commando des General Fritz von Gagern und dieser, einer unserer besten Männer, zahlte mit seinem Leben den Versuch, die Aufständischen durch verständiges Zureden zur Besinnung zu bringen. Aber die Freischaaren wurden von seinen Soldaten zerstreut, auch der Haufe Struve's lief bei Steinen auseinander, Hecker barg sich in der Schweiz.

Der bethörte Fickler brach im Gefängniß zusammen. Aus seiner Haft schrieb er an Mathy, dieser möge ihn frei machen, er wolle viele Aufschlüsse geben. Mathy antwortete nicht. Nach einiger Zeit wurde Fickler von der badischen Regierung seiner Haft entlassen, und da er aufs Neue versuchte, im Schwarzwald einen Aufstand zu erregen, durch Württemberg wieder in Haft genommen. Da soll er auf dem Asperg dem Könige persönlich Geständnisse gemacht haben; wenigstens entließ man ihn unter dem Schein einer Kaution, statt ihn an Baden auszuliefern. Er entrann nach der Schweiz und verging in der Ferne.

Selten ist ruchloser und schwächlicher ein Aufstand versucht worden, als damals. Die Führer selbst hatten kaum eine Ahnung davon, was Bürgerkrieg sei und militärische Operationen im größeren Style, und sie lebten in einer krankhaften Ueberschätzung ihres Einflusses auf das Volk und ihrer Befähigung, zusammengelaufene Haufen zu kriegstüchtigen Schaaren zu bilden.

Es war nicht wunderbar, daß die Massen in Süddeutschland während jener Zeit der Aufregung den Dienst nicht ver-

standen, den Mathy auch ihnen geleistet, und daß sie den entschlossenen Patrioten als einen Verräther an der Volkssache betrachteten. Wenn aber jetzt nach den Erfahrungen von zwanzig Jahren noch Jemand, der sich Demokrat nennt, jene Aufstandsversuche, welche der Demokratie die schwersten Wunden geschlagen haben, als etwas Patriotisches und eine gute Unternehmung seiner Partei entschuldigen wollte, so würde er ein sehr abfälliges Urtheil über seinen Charakter und seinen Verstand hervorrufen, wenn man nicht wüßte, daß ein Mensch in Liebe und Haß sehr schwer seine eigene Vergangenheit aufgiebt und häufig in der Theorie rühmt, was er in der Wirklichkeit als schädlich und unrecht bekämpft.

Mathy konnte seine Badener retten, aber er konnte nicht verhindern, daß die leicht bestimmbare, von entschlossenen Phrasen abhängige Generation noch lange zwischen Zorngeschrei und Schluchzen dahinschwankte, und nur darin deutsche Natur bewies, daß sie sich einer zeitweisen Rückkehr zu gesundem Menschenverstande nicht entzog. Sein Name war jetzt in Aller Munde. Die Radikalen und ihre Presse fluchten ihm, wie in Deutschland seit dem 30jährigen Kriege niemals einem Manne geflucht worden ist, er war der große Verräther, der Feind des deutschen Volkes, er war gefehmt, sein Kopf verfallen. Auch Viele, die sich nicht zu den Radikalen zählten, wurden gänzlich irre an ihm; er hatte gethan, was nur der Polizei gebührt, und ihnen schien, als ob solches Thun in ähnlicher Weise die Ehre verminderе, wie in alter Zeit das Eingreifen in des Henkers Amt. Länger als ein Jahr war sein Leben in Baden und noch jenseits der Grenze in Wahrheit gefährdet; so oft er auf der Eisenbahn fuhr, durch aufgeregte Haufen schritt, schwebten seine persönlichen Freunde in Sorgen um ihn. Noch im September war er unter den Gefehmten, welche der Volksrache in Frankfurt verfallen sollten. Es bedurfte seiner sorglosen Festigkeit um dadurch nie gestört zu werden. Während aber im Südwesten der Groll und

Haß gegen ihn überwog, kamen aus anderen Theilen Deutschlands Haufen von Zustimmungs-Adressen, Grüßen, Danksagungen, eine ungewöhnlich starke aus Köln war mit mehren tausend Unterschriften bedeckt, eine ähnliche kam aus Bremen, aus Barmen, eine aus Lengerich in Teklenburg begrüßte ihn als den Wächter, der „wer da“ gerufen für Deutschland, andere vermieden in ihrem Enthusiasmus sogar die Verse nicht. Er selbst sah die Menschen um sich plötzlich verwandelt, Mancher drückte ihm die Hand, der ihn bis dahin als politischen Gegner betrachtet hatte, und Freunde, die lange an ihm gehangen, wandten sich schmerzlich zur Seite. Er behielt seine heitere Ruhe. Den alten Gegnern, welche ihn jetzt als Bundesgenossen betrachteten, sagte er kalt: „Ich bedaure, daß gelobt oder getadelt wird, was mir als Erfüllung einer Bürgerpflicht natürlich schien“, und seinen Wählern in Constanz, aus deren Mitte ihm ein starkes Mißtrauens-Votum zugesandt wurde, schrieb er: „Wenn Sie mich tadeln, daß ich als Bürger gethan habe, was nur der Polizei zukommt, so reinigen Sie sich durch Ihre Vorwürfe vollständig von dem Verdacht, Republikaner zu sein. Denn wer glaubt, daß nur die Polizei sich um das Wohl und Wehe des Ganzen zu kümmern hat, daß der Bürger sich nicht damit befassen soll, selbst in solchen Augenblicken nicht, wo er allein großes Unheil verhindern kann, wer so denkt, ist gewiß kein Republikaner, sondern nur reif für den Polizeistaat.“

An jene Verhaftung erinnern sich heute Viele zuerst, wenn der Name Mathy genannt wird. Es war eine zufällige gemeinnützliche That in dem Leben eines entschlossenen Mannes, sie hat dem Aufstande die Kraft genommen, sie hat wahrscheinlich mehre hundert Deutsche, Freischaaren und Soldaten, vor gewaltsamem Tode bewahrt; wir neigen uns indeß zu der Annahme, daß der kopflose Aufstand vom April 1848, auch wenn Fickler damals ungehindert losgeschlagen hätte, von den Truppen bewältigt worden wäre. Aber auffallend ist, daß die Nation

dem Helden einer Anekdote so wenig Gedächtniß bewahrt hat für das unendlich größere Verdienst, welches er sich durch seine ganze Haltung seit Ausbruch der Bewegung erworben hat. Denn daß er die Kammer durch seinen unablässigen Kampf mit den Radikalen, und durch die Wucht seiner festgeschlossenen Persönlichkeit verhinderte zu einem Convent zu werden und daß er sie zwang, an Verfassung und Gesetz fest zu halten, das war, so weit menschliches Urtheil reicht, die Rettung Badens und die Rettung des Südwestens, ja vielleicht des gesammten Deutschlands vor dem Ausbruch einer großen, die Throne stürzenden und die Massenherrschaft emportreibenden Revolution. Wenn im Frühjahr 1848 die Verfassung Badens nicht festhielt, so wälzte sich aus dieser Ecke Deutschlands die politische Zerstörung gegen den Norden, und die Republik Frankreich hoffte auf eine zweite Eroberung von Mainz und warb verlorene Haufen zum Tanz der Carmagnole an deutschen Freiheitsbäumen. Die Kämpfe in der zweiten Kammer Badens hatten deshalb nicht geringe Bedeutung, und Mathy wurde im vollen Verständniß für die Größe seiner Aufgabe zum Vorkämpfer des Gesetzes in Baden. Länger als ein Jahr waren die Wurzeln, welche die Verfassung im badischen Volke geschlagen, stark genug, um Regierung und Kammer unter den heftigsten Stürmen aufrecht zu halten. Als ein Jahr darauf die Regierung den Muth verlor, war Preußen wieder so weit erstarkt, daß es zu helfen vermochte Darum wer sich an dem Mann in jener Stunde auf dem Bahnhofe Karlsruhe erfreut, der soll auch daran denken, daß sie nur Ein Moment in einem angestrengten Wachdienst war, den er als ein Hüter deutscher Ehre an dem gefährlichsten Grenzposten that.

Während Lob und Verwünschungen laut erklangen, war er selbst als Abgesandter auf dem Wege nach dem Norden. Nach Ficklers Verhaftung war er nach Frankfurt in den Funfziger-Ausschuß geeilt. Dort stand ein anderer von den Genossen der Deutschen Zeitung, Mathy's treuer Freund Soiron

in gleich beharrlichem Muth auf seiner Schanze. Er war Präsident des Funfziger-Ausschusses, die Hebel, welche er in seinen Händen hielt, vermochten mit unberechenbarer Wirkung Bestehendes aus den Angeln zu heben. In eiserner Ausdauer behauptete der tapfere Mann seine Stellung. Seine schwere Aufgabe war, bescheiden zu sein, fest zu halten an dem friedlichen Wege der Reform, nur dem Parlament, das vom Bunde und sämmtlichen Regierungen vorbereitet wurde, den Weg zu bahnen. Die Mehrheit, der Soiron angehörte, war nicht groß, zuweilen durch Entsendungen geschwächt — obgleich man in unschädlichen Fällen dafür gern Mitglieder der Linken bestimmte —; hätte er nur ein Mal seinen Posten verlassen, so wäre Robert Blum an seine Stelle gerückt, und von den Parteigenossen zu Schritten gedrängt worden, die ihm vielleicht selbst unheimlich gewesen wären. Deshalb trug Soiron die undankbare Arbeitslast und lehnte wiederholt eine der höchsten Staatsstellen ab, die ihm von Karlsruhe angetragen wurde. — Der Ausschuß beschloß, in Berlin die Räumung Schleswigs durch die Dänen, die Volksbewaffnung in den Herzogthümern, und die Einverleibung Schleswigs in den Bund zu betreiben. Zwei Commissäre wurden gewählt, der eine aus den Heidelberger Vertrauten, der andere ein Norddeutscher: Mathy und Schleiden.

Am 13. April reiste Mathy nach Berlin. Zum ersten Mal betrat der Süddeutsche die Straßen der großen Hauptstadt, und er war überrascht durch Vieles, was er hier sah und hörte. Zwar das wilde Treiben auf den Straßen, Roheit des Pöbels, Zusammenläufe, Placate, fliegende Buchhändler und Geschrei der kleinen Presse, alles Geräusch einer Krisis waren hier auffallender als daheim. Er fand auch bei den Personen, mit denen er nach seinem Auftrag zu verkehren hatte, keineswegs festen Entschluß über das, was durch Preußen jetzt geschehen müsse. Es war dort Vieles nicht besser als im Süden und von Kopflosigkeit und Beamtenschwäche mehr zu

spüren als Mathy lieb sein durfte. Aber die Bewegung im Norden war in einem Punkte der heimischen Wirthschaft sehr ungleich. In Baden galt es für tapfer und tugendhaft, sich als Republikaner zu geberden, auch wenn man geheimes Mißtrauen gegen das Angemessene dieser Staatsform hegte. Mathy hatte eine seiner größten Wirkungen in der Kammer hervorgebracht, als er erzählte, wie ein tüchtiger Republikaner in der Schweiz sich gegen Widersetzliche benehme. Im Norden war das Wort eine gehässige Bezeichnung; auch die Wenigen, die gegen jede Monarchie waren, mieden sorglich den Namen und verdeckten ihre Gesinnung. Bei allen Männern von Urtheil, mit denen Mathy verkehrte, fand er zwar die Herzenssorge, ob die Aufregung dem Staat ein Verfassungsleben geben werde, aber den Bestand der Dynastie, die Dauer des gesammten Staatsbaues wollte Niemand in Frage gestellt sehen; ja er sah die wärmste Theilnahme an der schwierigen Lage des Königs und vernahm von Aeußerungen in Militär und Adel, welche das geheime Wirken reagirender Kräfte verriethen. Und er fuhr weiter nach dem Norden, sprach in Hamburg und Hannover mit Gesinnungsgenossen und betrachtete prüfend die besorgte und entschlossene Haltung der besitzenden Classen. Er eilte dorthin, wo die Holsteiner sich gegen die dänischen Uebergriffe erhoben hatten, und begrüßte in Rendsburg alte Freunde; dort wieder fand er gehobene Stimmung und Hoffnung auf den Einmarsch der Bundestruppen, dort waren reguläres Militär und General Wrangel die große volksthümliche Aussicht. Sein Kampf gegen die Radikalen in Baden wurde höchlich gerühmt und Hecker und Struve vom Volk als Verbrecher und arge Feinde des Vaterlandes verurtheilt. Auch die sich dort Demokraten nannten, hatten wenig Aehnlichkeit mit den wilden Knaben im Süden, ihr Kampf ging gegen die aristokratische Partei in der Landschaft und für Aenderungen, welche dem Bürgerthum einen größern verfassungsmäßigen Antheil am Staate sichern sollten. Und er sah, daß im Norden nicht

nur die unvergleichlich größere Staatskraft, auch ein weit höherer und männlicherer Patriotismus lebte, vor Allem ein conservativer Zug unter den gebildeten Führern aller Parteien. Das war ein anderes Bild deutschen Lebens. Daheim tobte und lärmte die Menge, weil das Eindringen fremder Kriegshaufen durch Bändigung einiger Schreier verhindert worden war, im Norden zahlten die Bauern doppelte Steuern und sandten ihre Söhne freiwillig zu regulärem Kriegsdienst, um fremde Heerhaufen aus dem Lande zu vertreiben.

Es war eine Reise von wenigen Tagen, aber sie wurde für Mathy eine große Berichtigung seines Urtheils, zugleich eine Belohnung für seine Arbeit in den vergangenen Wochen. Denn er kehrte zurück mit einer fröhlicheren Auffassung deutscher Kraft, aber auch mit der Ueberzeugung, daß das Bedürfniß nach Einheit und Freiheit in Preußen, Hannover, Holstein ein ganz anderes sei, als im Süden. Der süddeutsche Liberalismus war gewöhnt die Einzelstaaten und Dynastien nur als schädliche Hindernisse der deutschen Zukunft zu betrachten, im Norden überwog — und in den Hansestädten, in Hannover und Holstein noch mehr als damals in Preußen — die Forderung landschaftlicher Selbständigkeit. Durch Augenschein wurde ihm bestätigt, daß die Einheit Deutschlands zunächst nur ein Bundesstaat sein könnte und daß im Norden die großen Landbesitzer eine weit andere Bedeutung hatten, als in seiner Heimath. Konnte die Bewegung in Wahrheit eine neue Staatsform schaffen, so war dies nur möglich, wenn sie schonend mit Interessen umging, die in dem größten Theile der deutschen Nation sehr festgewurzelt waren und von deren Bedeutung die Bevölkerung des Südens damals kaum eine Ahnung hatte. — Die rückkehrenden Commissare durften dem Ausschuß berichten, daß ihre Sendung nicht unvortheilhaft gewesen war. Das zehnte Bundescorps sammelte sich in Holstein, ein schleswig-holsteinisches Heer wurde gebildet, Preußen hatte die Leitung des Krieges übernommen, drei Tage nach Rückkehr der

Commissare war Schleswig von den Preußen besetzt. Die Eindrücke der Reise gaben Mathy Veranlassung in dem Funfziger-Ausschuß das Mißtrauen gegen die Regierungen, wie sie damals waren, zu bekämpfen; er setzte außerdem durch, daß die Eröffnung des Parlaments nicht für den 1. Mai, sondern für spätestens den 18. festgestellt wurde, weil ihm deutlich war, daß eine frühere Beendigung der Wahlen, zumal im Norden, nicht ausführbar sei und weil er eine Eröffnung des Parlaments mit unvollständiger Vertretung des Nordens für so gefährlich hielt, daß sie Alles verderben könne.

Unterdeß war seine Anwesenheit in der Heimath wieder nöthig. Der Aufstand Heckers war niedergeschlagen, aber in Mannheim verlor der Gemeinderath die Besinnung, die Bürgerwehr die Kraft, eine Zahl Wehrmänner verjagte ohne Commando durch Flintenschüsse die Posten der Nassauer und Baiern von der Rheinbrücke. Die Partei des Aufruhrs gewann die Oberhand. Die Regierung litt an dem Fluch eines büreaukratisch gezogenen Staates, ihr fehlte der entschlossene Mann, der im Augenblick große Verantwortung auf sich nahm. Für einen Charakter, der die Regierungsgewalt sicher zu handhaben wußte, war das Treiben dieses Frühjahrs ohne Schwierigkeit gefahrlos zu machen. Aber man war ohne Entschluß gewesen und suchte jetzt nach Stützen umher. Da bot sich die Persönlichkeit Mathy's, man hoffte Tapferkeit und Freisinn zu zeigen, wenn man seinen Namen der Regierung zufügte. Unter dem Eindruck des Mannheimer Tumults war am 28. April Sitzung im Staatsministerium, zu der Mathy eingeladen wurde, man machte wieder Worte und kam zu keinem Entschluß. Nach der Sitzung erhielt Mathy die Ernennung zum Staatsrath und Mitglied des Staatsministeriums. Er nahm an unter der Bedingung, daß sofort energische Schritte gegen die Aufrührer geschähen, zunächst in Mannheim, dann im übrigen Lande, wo nöthig, mit Erklärung des Kriegszustandes. Das wurde versprochen. Am nächsten Tage kam eine Deputation aus dem

württembergischen Wahlkreise Neuenbürg, Calw, Wildbad, welche ihm ankündigte, daß er in ihrem Bezirk für das Parlament von Frankfurt gewählt sei. Mathy frug: er sei unterdeß in das Staatsministerium berufen, ob diese Ernennung den Wählern nicht Bedenken erregen werde? Die wackern Schwaben antworteten: „Wer sich jetzt zu dem Opfer entschließt, dem Staatsschiff auf stürmischer See ein Steuermann zu werden, gibt dadurch den besten Beweis echter Vaterlandsliebe."

Mathy's Ehrgeiz wurde völlig beherrscht durch sein bescheidenes Urtheil über das eigene Verdienst. Ihm war der Antrag der Minister bedenklich, aber seine politischen und persönlichen Freunde, unter ihnen Bassermann und Welcker, mahnten, ihnen erschien sein Eintritt in die Regierung als eine Bürgschaft, daß man endlich Kraft entwickeln werde, ja als eine Rettung des Staats. Mathy konnte auch in seinen politischen Ansichten keinen Grund finden abzulehnen. Der Landesherr und seine bisherigen Rathgeber waren in dieser Zeit zu weit mehr bereit, als Mathy für den Staat begehrte. Die Gewalt der deutschen Erhebung und die Stimmung in Baden durften ihm dafür bürgen, daß er wenigstens in reaktionären Wünschen kein Hemmniß bei Durchführung der heilsamen Reformen finden werde. Und er hatte ganz Recht, wenn er aussprach, daß das Opponiren bei ihm gar nicht natürliche Neigung und freie Wahl gewesen sei, sondern Nothwendigkeit in einem Censurstaat, und daß seine Neigung ihn mehr dahin ziehe, wo es gelte zu schaffen und zu gestalten. Und doch erklärte er selbst seinen Eintritt in das Staatsministerium vor seinen Wählern von Constanz einige Jahre darauf für einen Fehler.*) „Eine innere Stimme sagte mir, das dieser Schritt meine Wirksamkeit lähmen werde, indem er das starke Vorurtheil gegen mich aufrufe, daß wer sich der Regierung anschließe, sich vom Volke trenne. Ein be-

*) Das Schreiben ist vom 11. Februar 1851 datirt und wird hier und später nach seiner Handschrift benutzt.

dauerliches Vorurtheil allerdings, ein Zeugniß politischer Unreife; aber damals eine Macht, der ich nicht hätte Trotz bieten sollen.„

War es in Wahrheit ein Fehler, daß Mathy im April 1848 in das badische Ministerium trat? Dem Biographen wird nicht leicht dies anzugeben, denn der Umstand, daß er Mitglied des Staatsministeriums gewesen war, hat wahrscheinlich den Gedanken nahe gelegt, ihn im Jahre 1862 dahin zurückzuberufen und hat ihn trotz allem veranlaßt diesen Ruf anzunehmen. Und wenn diese letzte Berufung nicht erfolgt wäre, so würde seinem Schicksal nach menschlichem Urtheil etwas von dem zweckvollen und providentiellen Charakter fehlen, welcher jetzt so ergreifend wirkt. Dennoch, da er selbst öffentlich die Frage aufgeworfen hat, werden die Ueberlebenden seinen Manen die Antwort darauf nicht schuldig bleiben dürfen. Es ist richtig, daß seine Ernennung zum Staatsrath ihn in Baden noch unpopulärer machte, als er ohnedies war. Sein Auftreten in den Tagen der Bewegung hatte zwar viele alte Verehrer geirrt, das ganze badische Volk war überrascht und unsicher ihm gegenüber, es begriff nicht, daß in einer Zeit wo Alle Opposition machten, einer der entschlossensten Führer so energisch auf Seite der Regierung trat. Aber die Achtung vor der Uneigennützigkeit seines Charakters war doch so groß, daß auch ein Theil der Aufgeregten mit einer gewissen mürrischen Ergebenheit nach ihm hinsah. Jetzt erhob sich aufs neue Zorn und Wuthgeschrei der Gegner, wieder rauschte ein wahrer Strom von Verwünschungen um ihn her. Er hatte sich der Regierung verkauft. Für einige Zeit wurde er vielleicht der mißliebigste Mann in ganz Baden. Das war ohne Zweifel eine unbequeme Sache, nur für einen ehernen Charakter ohne innere Einbuße zu ertragen. Und auch der Regierung war Mathy durch diesen plötzlichen Haß des Volkes weniger werth geworden, sie hatte ihn zum Theil deshalb berufen, um durch seinen Namen ihr neues Programm anzukündigen, jetzt ging ihr dieser Vortheil verloren.

Dennoch, meinen wir, durfte die Unbeliebtheit für Mathy kein Grund sein, den Eintritt in das Ministerium zu versagen, Niemand stand damals höher über der Menge als er, nach wenig mehr als einem Jahr war die Reaktion siegreich, statt Ernüchterung war eine klägliche Abspannung gekommen, die Wähler beeilten sich fügsame Beamte in das Ständehaus zu senden und Itzstein wurde aus der badischen Kammer ausgestoßen. Wenn Mathy in eine Stellung gerufen wurde, die ihm möglich machte dem Staat seiner Heimath wesentlich zu nützen, so mußte er annehmen. Der Uebelstand lag wohl in etwas Anderm. Die Personen, in deren Gesellschaft Mathy geladen wurde, waren in der Mehrzahl wohlmeinende und redliche Männer, welche ihr Vaterland liebten, aber es war keiner unter ihnen, der zum Genossen für entschlossene That taugte, und Mathy wurde nicht einmal zu ihrem Führer gerufen, sondern zu einem Rad in der Maschine, welche sich bereits als unbrauchbar erwiesen hatte. Er hätte sich jeder Todesgefahr ausgesetzt um die demagogischen Wühlereien zu zerstören, und wir neigen uns zu der Ansicht, daß ihm dies wohl gelungen wäre und daß Baden die Insurrection von 1849 nicht erlebt hätte. Dazu aber war eine Herrschaft in dem höchsten Beamtenkreise nöthig und eine Herrschaft über das Gemüth des Großherzogs, an welche für ihn gar nicht zu denken war. Und darum blieb damals dem Berufenen die schmerzliche Empfindung nicht erspart, daß er eine Last auf sich genommen ohne großen Nutzen für den Staat. War dies ein Fehler, so war er von denen, welche das vergeltende Schicksal des Mannes zuletzt mit einer gewissen Zärtlichkeit betrachtet hat, denn er entsprang aus einer untilgbaren Eigenschaft des deutschen Bürgers. Mathy's Scharfblick täuschte sich in den Dingen selten, aber täuschte sich zuweilen darin, daß er dem Charakter Anderer und der Sicherheit seines Verhältnisses zu Andern sorglos vertraute. Und in Wahrheit hatte er damals nur dies zu bedauern.

Auf Mathy's Betrieb wurden die revolutionären Volksausschüsse verboten, die Beamten des Staats und der Gemeinde, die seit dem 1. März ihre Stellen verlassen oder ihre Amtspflicht versäumt hatten, — nicht so strenge wie er wollte — zur Rechenschaft gezogen, vor Allem wurde die Stadt Mannheim am 1. Mai in Kriegszustand erklärt, mit Truppen umstellt und entwaffnet, ohne Spur von Widerstand. Die Haufen, welche Struve als Löwen der Freiheit gerühmt hatte, eilten lammfromm an das Zeughaus und lieferten die Waffen ab. Manche versuchten Flucht und wollten durch Marktweiber die Waffen hinausschmuggeln, Alles wurde gefaßt. Den Plan zur Umzingelung hatte Mathy selbst entworfen und hinuntergeschickt, und dabei Sorge getragen, daß das Militär mit Mäßigung und ohne Härte verfuhr. Auch vom Oberland kamen Massen von Gefangenen, die Regierung war in Verlegenheit, wo sie die armen Bethörten unterbringen sollte. Einige Tage darauf hatte Brentano, der sich in den letzten Wochen vorsichtiger als die Genossen zurückhielt, die Stirn, in der zweiten Kammer unter dem lauten Beifall der Zuhörer zu erklären, er schätze sich glücklich, nicht zu denen zu gehören, die den Kriegszustand angeordnet hätten. Da antwortete Mathy: „Und ich bin froh, mich nicht unter denen zu befinden, die so harte Maßregeln verschuldet haben." Darauf Brentano höhnisch: „Der ehrenwerthe Charakter des Staatsraths Mathy bürgt dafür, daß ich ihn nicht verdächtigen will." Mathy: „So wenig als am 1. März, wo der Abgeordnete Brentano mich vor einer stark aufgeregten Volksmenge beschuldigte, die Volkswünsche todschlagen zu wollen, eine Aeußerung, welche leicht hätte Folgen haben können."

In diesen Wochen ungewöhnlicher Thätigkeit unterließ Mathy doch nicht, seiner alten Pflichten als Journalist zu gedenken, er schrieb nicht nur zu den Wahlen in Baden: „Fünf Fragen und Antworten für die Parlamentswahl", er sandte auch treulich Correspondenzen in die werthe „Deutsche Zeitung".

In freien Stunden exercirte er, jetzt neben seinem Freunde Malsch, in der Bürgerwehr von Karlsruhe: Hauptmann war sein früherer Drucker Vogel. Seit den Jahren des seligen Zeitgeistes war er für die Karlsruher der Verkünder liberaler Ideen gewesen, er hatte seitdem mit dem Kern der Bürgerschaft immer in gutem Einvernehmen, mit Manchem in persönlichem Verkehr gelebt, nun hatte er unter seinen alten Abonnenten die Freude, daß Karlsruhe im Ganzen eine gute Haltung bewahrte. Freilich auch dort wühlten die Radikalen, und nach jener Scene auf dem Bahnhofe war auch in Karlsruhe große Volksversammlung gehalten und der Tod des Verräthers gefordert worden. Aber sein Lehrer vom Gymnasium, Professor Eisenlohr, war auf das Gerüst gestiegen, hatte ihn wacker gerechtfertigt und das versammelte Volk hatte die Erklärung zuletzt mit Wohlgefallen angehört.

Für Mathy's Frau war in jenen Wochen seine Vaterstadt kein passender Aufenthalt. Sie war gewöhnt an Wechsel des Ortes, aber diesmal war die Trennung doch nicht ohne bittere Empfindungen, wie zartsinnig eine Einladung von Frau Koch aus Frankfurt auch den Grund der Abreise zu decken suchte. Während Mathy täglich sein Leben wagte, um gesetzliche Sicherheit und den Wohlstand seiner Mitbürger vor Zerstörung zu bewahren, klangen Verwünschungen und Versicherungen der Rache um sein Haus, anonyme Drohbriefe kränkten, und was der Hausfrau noch ärgerlicher sein mußte, die Muthlosigkeit, das Achselzucken und versteckte Anklagen alter Bekannter. Doch das Alles war wenig gegen die Sorge um den Geliebten. Auch darum war ihm willkommen, daß die Seinen in einer Umgebung weilten, wo nicht täglich wüstes Gerücht beunruhigte. Und die Hausfrau frug sich überlegend, wo in der nächsten Zeit ihr Hauswesen sein werde, in Karlsruhe oder in Frankfurt. Unterdeß lebte sie mit ihrem Sohn in dem stattlichen Patricierhause und aus dem Verkehr der Familien erwuchs ein warmes Verhältniß, welches im persön-

lichen Verkehr und in Briefen lange fortwirkte. Damals war es, wo eine Deputation von Homburg bei Frau Mathy eintrat und den Gatten suchte, um ihn für das Parlament zu wählen. Frau Anna beschied freundlich: „Mein Mann ist bereits vergeben", die Homburger bemerkten nachdenklich: „Wenn Herr Mathy nur Einen wüßte!" Frau Mathy antwortete: „Da ist Herr Venedey, ein alter Freund meines Mannes" — sie wußte damals nicht, daß Mathy mit den Freunden Rießers Bewerbung in Homburg beförderte. — Die Homburger dachten nach: „Meinen Sie, daß Herr Venedey so sein wird?" Das meinte Frau Mathy. Die Homburger suchten Venedey auf, er gefiel ihnen sehr und wurde gewählt. So rüsteten die Deutschen zwischen dem Toben entfesselter Leidenschaften und zwischen kleinbürgerlichem Bedenken zu dem größten politischen Katheder unserer Nation, dem Rednerstuhl in der Paulskirche.

5.

In der Nationalversammlung.

Bis zum Frühjahr 1848 gab es in Deutschland weit auseinandergehende Meinungen Einzelner über die politische Zukunft der deutschen Nation, aber — eine Ecke Deutschlands ausgenommen — nirgend einen planvoll gerichteten Willen und nirgend eine Vereinigung politischer Männer für Durchführung. Am verständlichsten war noch die Tendenz der Radikalen, wie sie in Baden mit naiver Offenheit ausgesprochen wurde, diese forderten eine Staatsform, in welcher Alle befehlen sollten, die jetzt gehorcht hatten, und nur die Minorität gehorchen, welche bis dahin die Herrschaft gehabt hatte. Wer aber damals einen deutschen Fürsten oder einen deutschen Staatsmann gefragt hätte, wie sie die Zukunft Deutschlands zugleich im Interesse ihres Staates formen wollten, der hätte keine andere Antwort erhalten, als die hülflose, daß es in der alten Weise zwar nicht mehr fortgehe, daß man aber in der Hauptsache — Verhältniß zu Oesterreich und Preußen — nicht ahne, wie es werden solle. Und wenn ein hülfreicher Gott, wie sie in der Vorzeit den Helden siegreiche Speere und undurchdringliche Rüstungen spendeten, einem der größten Volksgebieter des Bundes alle Hülfe der Götter verheißen hätte für seinen Kampf zur Gründung eines deutschen Staates, keiner hätte gewußt, wofür und gegen wen er die Waffen brauchen müsse. Als Max von

Gagern Anfang März den Freiherrn von Canitz in Berlin um eine Richtung der süddeutschen Patrioten durch Preußen bat, erkannte er aus der hochfahrenden und doch nichtssagenden Antwort, daß man dort selbst keine finde; als Mathy wenige Wochen später in Berlin anfrug, erfuhr er daß man die leitenden Ideen vom Süden erwarte. Sämmtliche Staaten des Bundes vertraten einzeln und im Bunde nur sehr unvollständig die Lebensinteressen der Nation; die Zeit schien vorüber, wo das Hausinteresse einer Familie kühne Eroberer großzog, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und König Friedrich II. gewesen waren, und die Zeit schien noch lange nicht gekommen, wo sich auf gesetzlich gebahntem Wege neue Bedürfnisse der Nation durch Presse, Vereine, Volksvertreter, durch parlamentarische Parteien und Ministerien der Majorität gegen das Bestehende geltend machen konnten.

So lange es eine deutsche Nation gibt, wird der Weg zur Einheit, der im Jahre 1848 geöffnet wurde, für eine einzige, den Deutschen eigenthümliche Aeußerung des Volksgeistes gelten. Von einer kleinen Zahl patriotischer Männer werden schwebende Gedanken zu Forderungen verdichtet, und wird zur Prüfung und Ausführung dieser Forderungen eine große Versammlung erwählter Vertreter geladen, welche ganz unabhängig von den bestehenden Regierungen und Staaten berathen soll. Die Regierungen fügen sich darein, die Wahlen in ihren Landschaften auszuschreiben. Die Versammlung debattirt durch ein ganzes Jahr. Während dieses Jahres beherrscht Geist, Adel, Größe der Versammlung die Seelen der Deutschen in allen Landestheilen so weit, daß eine starke Auflehnung gegen ihre Tendenz und Beschlüsse weder von den Regierungen noch von unzufriedenen Factionen gewagt wird. Nach einem Jahr ist der große dialektische Proceß vollendet, die Bestandtheile des neuen Staates sind ermittelt, das nicht dazu Gehörige ausgeschieden und eine Verfassung ist entworfen und von der Versammlung verkündet.

Durch die Arbeit dieses Jahres sind drei große Ideen in das Bewußtsein der Nation gebracht worden: Deutschland einheitlicher Bundesstaat mit kräftiger Centralgewalt, der König von Preußen Oberherr der Centralregierung, die Ländermasse des österreichischen Staates ausgeschieden aus der neuen Einheit.

Die Verfassung gewann nicht sofort und nicht ohne große Veränderungen gesetzliches Leben. Der Egoismus der Regierungen und der Egoismus einzelner Volksstämme begann dagegen zu reagiren. Doch so entscheidend war die Bedeutung der gewonnenen Lehren, daß Preußen auf Grundlage derselben neue Versuche begann, die deutschen Regierungen zu gewinnen; sie schlugen fehl, der Bundestag ward restaurirt, aber die großen Grundsätze der Reichsverfassung blieben den Regierungen und Völkern als das Ideal deutscher Zukunft in Sorge und Hoffnung. Große politische Parteien arbeiteten für und gegen die Durchführung, jeder Staatsmann wurde seitdem genöthigt, eine Stellung zu diesen Forderungen zu nehmen, und sein Werth danach gemessen, ob er sie förderte oder bekämpfte. Vollends für Preußen war seit dem Jahr 1849 eine neue große Pflicht der Ehre und Selbsterhaltung übernommen, und in diesem Staate fühlten alle Parteien Druck, Demüthigung und Mißbehagen mit den eigenen Verhältnissen, dem Manne gleich, der eine übernommene Arbeit zu leisten nicht vermocht hat, bis der Tag kam, wo Preußen gegen Oesterreich denselben großen Satz, der in der Paulskirche durchgekämpft war, mit den Waffen ausfocht. Seit dem Jahr 1866 erhielt Preußen die starken Grundlagen für die Vormacht eines Bundesstaates, aber die neue Verfassung schloß noch den vierten Theil des Deutschlands aus, welches achtzehn Jahre vorher in der Verfassung geeinigt worden, darunter die Heimathländer der ersten Urheber deutscher Verfassung. Diese fühlten das Unrecht, uns blieb die Pflicht zu vollenden.

Es ist jetzt, wo Viele unter dem Eindruck glänzender Waffenthaten und neuer Gesetzgebung urtheilen, nicht unge-

wöhnlich, die Verfassungsarbeit von 1848 als einen vergeblichen Anlauf zu betrachten, ganz unwesentlich gegen die praktischen Erfolge der letzten Jahre. Wer so urtheilt, vergißt, daß die Fortsetzung nicht möglich war ohne den Anfang. Wer sich aber der leichten und erfreuenden Arbeit nicht entzieht, das Gewebe unserer politischen Gegenwart bis über das Jahr 1848 rückwärts zu betrachten, dem heftet sich zuletzt der Blick auf jenen kleinen Kreis von Männern: die Gründer der „Deutschen Zeitung", die Führer der Heidelberger Versammlung, die vertraute Genossenschaft, welche den Kern des Casinoclubs in Frankfurt bildete, aus Darmstadt, Nassau, Baden.

Viele Talente wurden in Frankfurt der Nation werth, und die Entfaltung von Geist, Wissen und politischer Einsicht in dieser Versammlung war so glänzend, daß die Deutschen sich dabei mit Freude ihrer Tüchtigkeit bewußt wurden. Und keinem der Männer von 1848 soll sein Ruhm beeinträchtigt werden, aber Einer von ihnen, Heinrich von Gagern, erschien den Lebenden wie die Verkörperung von Allem, was in jener Versammlung an großem Urtheil und edler Leidenschaft zu Tage kam. Und mit Liebe und Mitgefühl wird auch ein späteres Geschlecht zurückblicken auf den souveränen Herrscher der vornehmen und heftigen Geister von 1848, auf seine Gestalt im Morgenroth des aufgehenden deutschen Staates zwischen Dämmerung und Tag, die einem Gebilde des Dichters gleich in dem kalten Lichte des Werkeltages nicht dauerte. So rein und jugendlich unschuldig sein Idealismus, so groß sein Vertrauen zu der Güte deutscher Volksnatur, so loyal seine Ehrlichkeit, so stolz seine sittliche Kraft und sein Pathos fast unwiderstehlich. — Schon sein Vater hatte sich in großen Geschäften getummelt, der ältere Bruder hatte im niederländischen Dienst als Militär und Diplomat Ansehen gewonnen, er selbst war gewohnt, mit Herrenaugen in die Welt zu sehen und sein freies Urtheil gegen die Anspruchsvollsten zu behaupten.

Er hatte auch vornehme Tugenden: große Höflichkeit des Herzens und unbefangene Freude, sich wirkungsvoll darzustellen, dazu große Weichheit des Gefühls, welche in geschützter Erdenstellung oft dem Manne bleibt, und welche die besten unserer Ritterbürtigen im Glück so schön erhebt, im Unglück so tief niederbeugt. Mathy hatte seine Bekanntschaft kurz nach dem Eintritt in die badische Kammer gemacht, seit 1847 war die Annäherung größer geworden, die Zeit von Frankfurt schloß Beide in herzlicher Freundschaft aneinander. In den nächsten schweren Jahren standen diese Beiden unter den Casinogenossen wohl am engsten verbunden.

Es ist hier um so weniger der Ort, eine Geschichte der ersten großen Reichstage Deutschlands zu schreiben, da Mathy für die Arbeit jener Jahre schweigsamer seine Kraft eingesetzt hat, als die nächsten Parteigenossen. Er kam zum Parlament als ein unbeliebter Mann, der in seiner Heimath keine Majorität der Wähler gefunden hatte. Was ihm Ehre gab bei den Verständigen, das machte ihn der Linken in der Paulskirche, den Gallerien, dem Volk der Straße zu einem Gegenstand besonderer Abneigung. Nur eine Einwirkung der Unpopularität ist zu erkennen. Er sah, daß das Hervortreten seiner Person der Sache nicht nach jeder Richtung günstig sein mochte, und er räumte mit freundlicher Bereitwilligkeit die Wirkung auf der Tribüne den Freunden. Dazu war er bescheiden wie Wenige und wenn er etwas durchsetzen wollte, so war ihm nur an der Sache und auffallend wenig an der persönlichen Ehre gelegen *).

*) Rüder von Oldenburg hatte lange in der Casinopartei das Amt, die Reihenfolge der Redner zu bestimmen. Da viele Vorredner den Eingezeichneten in die Gefahr brachten, durch Schluß der Debatte abgeschnitten zu werden, so warben die Stürmischen eifrig um einen bevorzugten Platz. In solchem Fall gab Mathy auch die vorbereitete Rede, zu der ihn die Partei aufgefordert hatte, willig zu Gunsten eines Gesinnungsgenossen auf und sagte, seine Notizen einsteckend, zu Rüder: „das kommt der deutschen Zeitung zu gute."

Dafür übernahm er die doppelte Arbeitslast im stillen Rath, in der Presse, bald an der Reichsregierung.

Mathy hatte als Politiker eine gute Schule hinter sich. Aus kleinen Kreisen heraufgekommen, war er als Journalist und als Volksvertreter ein Meister geworden in dem gesetzlichen Krieg gegen Büreaukratie und gegen die Radikalen. Jetzt begann für ihn in engem Verkehr mit den größten politischen Talenten der Nation eine neue Lehrzeit. Nicht leicht wird dem deutschen Volksvertreter das Verständniß, wie sich die Geschäfte machen, und die Einsicht in den diplomatischen Verkehr. Er selbst ist verpflichtet, seine Stimme laut zu erheben und mit Energie zu heischen. Die Grundlage seines Handelns ist die Oeffentlichkeit, er hat wenig zu verschweigen, und stets Einverständniß mit vielen Andern zu suchen. Wer aber selbst die Geschäfte besorgt, soll große Zielpunkte mit vorsichtiger Behandlung aller entgegenstehenden Interessen erreichen, Bedingung für jeden Erfolg ist ihm bedächtige Verschwiegenheit, Abwägen der Worte, ein gutes persönliches Verhältniß zu seinen Gegnern und achtungsvolle Würdigung ihres Standpunktes. Erst längere Gewöhnung an diese Methode des Handelns pflegt feste Selbstbeherrschung und überlegene Sicherheit im Verkehr zu geben. Auch Thätigkeit in höherem Beamtenposten gibt dafür ungenügende Vorbildung; wer gewöhnt ist, nach bestehendem Gesetz zu verwalten, Vorgesetzte zu scheuen und Untergebene zu beherrschen, der bringt für umsichtige Behandlung Gleichberechtigter in der Regel Unsicherheit mit und geringes Geschick neue Resultate zu gewinnen, denn ihm fehlen die Stützen des Reglements und ihn beengt das Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Jetzt sah Mathy sich aus dem Pathos der Tribüne und dem Beamtenstreit der badischen Kammer in die größten Verhältnisse versetzt und im täglichen Verkehr mit den Diplomaten, den neuen Ministern vieler Staaten und der gereiften Kraft aller Ständeversammlungen. Auch er bekam das Gefühl, daß er die merkwürdigsten Tage seines Lebens durchlebe, deren

Inhalt ihm ein dauernder Gewinn werden müsse, wie auch der Ausgang sei.

Unmittelbar nach Eröffnung des Parlaments trat ihm die Aussicht nahe, Theilnehmer an einer neuen provisorischen Regierung zu werden. Der Bund und die Regierungen beschäftigten sich mit den drei Männern, die einstweilen die Executive in Deutschland darzustellen hatten, Preußen und Oesterreich sollten je einen ernennen, Baiern drei vorschlagen, aus denen die übrigen Staaten einen zu wählen hatten. Die drei von Baiern Vorgeschlagenen waren Graf Armansperg, Minister von der Pfordten und Mathy, und man meinte in Frankfurt, daß Mathy die größte Aussicht habe gewählt zu werden. Er selbst zweifelte, daß dieser Plan zur Ausführung kommen werde, und erwähnte ihn gegen seine liebste Vertraute in einem Briefe nur beiläufig mit guter Laune, damit sie endlich von ihrer schweigsamen Mißachtung zurückkomme und ihm einen Brief sende. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß ihm, der einen Wahlkreis Würtembergs vertrat, während des Aufenthalts in Frankfurt auch einmal das Finanzministerium von Würtemberg angeboten wurde, und daß Varnbüler es war, der ihm den Antrag zubrachte.

Ueber das Parlament von Frankfurt schrieb Mathy selbst im Jahr 1851 an seine Wähler in Constanz wie folgt:

„Ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Lösung der schwersten Aufgabe, die jemals einer großen Versammlung gesetzt war, als möglich gedacht habe. Das Parlament und die provisorische Centralgewalt waren nicht Organe eines Staates, sondern eines Vereins von Staaten. Die Mittel zur Ausübung ihrer Befugnisse mußten ihnen von den einzelnen Gliedern zugestanden werden. Sollte dies willig und auf die Dauer geschehen, so mußten neben einer idealen Gesammtheit die einzelnen Staaten ihre Stimme und Vertretung haben. Selbst im Vereine der Nationalvertretung mit einer Staatenvertretung war das Zustandekommen einer Verfassung für

Deutschland außerordentlich schwer; ohne das Zusammenwirken der beiden nothwendigen Elemente war und bleibt es ein Ding der Unmöglichkeit. So sah ich die Sache an und darum bemühte ich mich, das Centralorgan, welches neben dem Parlament in Frankfurt vorhanden war, zu erhalten. Unbeirrt durch das Geschrei der Gallerien und eines Theiles der Versammlung habe ich gegen Ende Juni 1848 für die Beibehaltung des Bundestags in der Paulskirche gesprochen. Der Bundestag fiel, die Regierungen ließen ihn fallen, die provisorische Centralgewalt ward eingesetzt und die Staaten durften sich bei derselben durch Bevollmächtigte vertreten lassen. Nun suchte ich dahin zu wirken, daß aus diesen Bevollmächtigten eine Staatenvertretung gebildet werden möchte, — aber vergebens. Nur für die nothwendigsten Zwecke, für den Krieg gegen Dänemark, die Mittel für Truppenaufstellungen, die Verkündung der Verfassung traten die Bevollmächtigten mit dem Reichsministerium in Conferenzen zusammen. Von dem Augenblicke an, wo der Versuch eine Staatenvertretung zu bilden, als mißlungen anzusehen war, hatte ich keine Hoffnung mehr, daß eine Verfassung auf diesem Wege in das Leben eintreten und ein Deutschland gestalten werde. Welche Rolle bei dem Scheitern des Einigungswerks Oesterreich und die kleineren Königreiche gespielt, ist bekannt und in der Geschichte aufgezeichnet; ebenso daß Preußen der Aufgabe nicht gewachsen war, die es von Frankfurt übernahm. Die größeren Staaten versagten; die Reichsverfassung, durch eine unnatürliche Verbindung widerstrebender Elemente ohnehin fast unbrauchbar gemacht, wurde zum Aushängeschild toller Empörung mißbraucht. Das Jahr 1849 sah die Carricatur der Erhebung von 1848, das Jahr 1850 ein schwaches Abbild der Reichsversammlung. Zu spät geschah in Erfurt, was ein Jahr früher in Frankfurt gute Früchte hätte bringen können." So urtheilte Mathy, als er die Ereignisse im Zusammenhange übersah. Aber nicht weniger bedeutend waren seine Worte am 24. Juni 1848. Die

große Debatte wegen Errichtung einer provisorischen Centralgewalt hatte die Versammlung in ihren Tiefen erregt, ob drei Directoren, ob ein republikanischer Präsident oder ein fürstlicher Reichsverweser. Am letzten Tage machte Mathy jenen Versuch, die unpopuläre Bundesversammlung zu erhalten, deren alte verhaßte Persönlichkeiten längst durch liberale Bundesgesandte ersetzt waren. Die Nationalversammlung konnte auf Monate mit diesem Organ der Regierungen machen was sie nur wollte, vorausgesetzt, daß sie selbst wußte, was sie machen sollte. Und Mathy hat, so lang er lebte, für den verhängnißvollsten Fehler gehalten, daß die Versammlung die unermeßlichen Vortheile eines geordneten Geschäftsbetriebs mit den Regierungen nicht begriff. Nachdem er unter großem Tumult und Zorngeschrei der Gallerie und der Linken für Umwandlung des Bundestages in ein Staatenhaus gesprochen hattte, schloß er wie folgt: „Ich kann es nicht über mich gewinnen, im Angesicht der Thatsachen, eine Anarchie, die mit fremden Mitteln und zu fremden Zwecken das Vaterland zu schwächen sucht, als die Zuckung einer patriotischen Kraft und Gesinnung darzustellen. Ich kann nicht um eines kleinen Effekts willen den Müßiggang mit der Noth verwechseln, und menschliches Elend benutzen als Aufputz für unheimliche Gedanken. Ich kann nicht sagen, daß wir zu Allem berechtigt sind, da uns doch der Kreis unserer Rechte vorgezeichnet ist, und da außer uns in Deutschland noch Staaten bestehen, welche auch ihre Rechtssphäre haben, die unnöthiger Weise zu verletzen weder die Selbstherrlichkeit, noch die Freiheit, noch die gewöhnliche Klugheit erlaubt. Ich kann auch nicht sagen, daß wir keinen Auftrag hätten, die einstweilige Einrichtung der Reichsgewalt mit Zustimmung aller einzelnen Staaten zu beschließen, daß wir dagegen den Auftrag hätten, sie selbst und allein mit zermalmender Machtvollkommenheit auszuüben. Allein ich wundere mich nicht, daß derlei Sätze aufgestellt werden, die ich, wie viele Andere mit mir, für irrig halte; ich wundere mich nicht und trete auch

den Personen und Absichten derer, von denen sie ausgehen, nicht im Geringsten zu nahe, wenn ich sage, daß Viele unter uns, die noch vor Kurzem unter dem fabelhaften Zustande des Absolutismus gelebt haben, nun nach schnellem Uebergang zur Freiheit das Gefühl haben, als wenn sie Fürsten und Völker in sich trügen. Ich wundere mich nicht, daß man die Selbstherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf die eines beklatschten übertragen will. Ich würde mich über noch Auffallenderes nicht wundern, denn ein Volk geht aus dem Zustand längerer Bevormundung in den der Selbstbestimmung nicht plötzlich über ohne seltsame Sprünge. Der Uebergang war zu rasch, die Bewegung zu gewaltig, nicht nur für Neulinge und politische Rekruten, nein auch für gereifte, aber durch das Behagen eines langen Friedens verwöhnte Männer. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit und Allgemeinheit hat sich bisher preiswürdig benommen und auch die Versammlung hat in ihrer großen Mehrheit gezeigt, daß sie die erste Bedingung dauernder Freiheit, eine weise Mäßigung und Selbstbeschränkung nicht vergißt, daß sie die rechten Mittel zu finden weiß, deren das Vaterland bedarf in großer Noth und Gefahr. Sie werden es auch hier bewähren, und sollten die Regierungen einzelner Staaten unterlassen dem Beispiele zu folgen, dem Beispiele treuer Pflichterfüllung gegen das gesammte Vaterland, das die Versammlung, wie ich nicht zweifle, geben wird, dann, meine Herren, wäre uns ein kühner Griff nach der Allgewalt nicht nur erlaubt, sondern durch die Noth geboten. Aber ich würde alsdann das Volk, ich würde Sie und mich täuschen, wenn ich erklärte, daß wir als nächsten Preis dieser Allgewalt die deutsche Republik, die Freiheit haben würden. Nein, in so betrübten Zuständen, wie ich sie mir hier vorstelle, ist es die Freiheit nicht, der wir uns jetzt erfreuen, da ist es allein die Gewaltherrschaft, die das Vaterland retten kann; und ich würde Ihnen, dem Volke und mir selbst rathen, die starke Hand des Retters walten zu lassen, denn kein Opfer

ist zu groß, wo es gilt das Vaterland zu retten. Aber wir wollen nicht beginnen mit dem, was für den schlimmsten Fall unser Entschluß sein müßte; noch berechtigt uns Nichts, zu dem Aeußersten zu schreiten, noch haben wir die Hoffnung, daß eine große Mehrheit für die Einsetzung einer einstweiligen Gewalt sich bilde, eine Mehrheit, aus der Beschlüsse hervorgehen werden, die, wenn auch nicht den Wünschen aller Einzelnen, doch dem Gesammtinteresse der Nation entsprechen."

Unmittelbar auf diese Rede, deren schlagende Gedanken das zerstreute und aufgeregte Haus in ernste Haltung versetzten, folgte die berühmte Scene Gagerns, jener Moment, wo Gagern den unpopulären Bundestag Mathy's fallen ließ und, die Worte des Freundes wiederholend, den kühnen Griff nach dem Reichsverweser that, der durch die Nationalversammlung allein zu erwählen sei. Wer die Worte der beiden Redner genauer prüft, wird sich der Ansicht nicht entziehen können, daß sie beide Folge einer persönlichen Auseinandersetzung der Redner sind, und daß die erste vorgreifend gegen die zweite ankämpft. Mathy aber hielt mit Recht die Bundesgesandten für wichtiger als den Reichsverweser. Die Nationalversammlung sollte souverän sein in ihrer Aufgabe der Abfassung und Verkündung einer Verfassung, aber sie sollte sich sehr hüten, bei der unvermeidlich gewordenen Leitung und Verwaltung deutscher Interessen die bestehenden Staatsgewalten zu verletzen. Der König von Preußen rief einige Wochen später Heinrich v. Gagern zu: „Vergessen Sie nicht, daß es deutsche Fürsten gibt;" da klang aus anderem Kreise von Anschauungen dieselbe Mahnung.

Freilich, als am 29. Juni Erzherzog Johann von Oesterreich mit 436 Stimmen zum Reichsverweser gewählt wurde, und Hochrufe, Glockengeläut und Kanonendonner zusammenklangen, und als der Reichsverweser selbst in Frankfurt einzog, und in der Paulskirche erschien, da schwanden in Mathy die Bedenken des kühlen Verstandes über der Aussicht welche Bedeutung der Tag für Deutschland haben könne, und er fühlte

sich stolz als Mitthätiger für den unermeßlichen Gewinn: Deutschland wieder ein Reich und der Landfriede von Reichswegen geboten; poetische Erinnerung an alte Herrlichkeit und muthige Hoffnung auf eine neue große Zukunft des Vaterlandes erfüllten ihm das Herz.

Er merkte auch, daß sogleich die Intriguen über die Macht begannen, es handelte sich um die Bildung des Reichsministeriums. Herr v. Schmerling wurde vom Reichsverweser zu einem Minister und zum Unterhändler mit Talenten der großen Majorität bestimmt und eröffnete die Verhandlungen mit seinen künftigen Collegen. Unterdeß nahm Mathy auch von Frankfurt aus Theil an der heimischen Staatsleitung, er veranlaßte die Einberufung von Sachverständigen nach Karlsruhe zur Wiederbelebung des Credits und der Volksarbeit, sorgte für das Geldinteresse seines Staates und um die Verhandlungen in den badischen Kammern. So war er am 25. Juli in Karlsruhe gewesen und hatte die zweite Kammer besucht. Bei der Rückkehr fand er ein Billet des Herrn v. Schmerling, das ihn zu einer Conferenz einlud. Hier wurde ihm die Uebernahme eines Reichsministeriums oder die Stelle eines Staatssecretärs für Handel oder Finanzen angetragen. Der Antrag überraschte ihn nicht. Aber er war zweifelhaft, ob er annehmen dürfe. Er selbst war der Meinung, daß er in Baden nützlicher sein konnte, dort war ihm der Wirkungskreis genau bekannt, und, wie er seiner Frau schrieb, „kleiner, also den Kräften angemessener". Und grade jetzt hatten die Parteigenossen in Baden dringend seine Rückkehr und seine feste Hand für das Land begehrt. Er verhandelte mit seinen Collegen im badischen Ministerium, diese aber wünschten seinen Eintritt in die Reichsregierung als vortheilhaft für Baden, dasselbe forderten die badischen Freunde in Frankfurt, Bassermann und Welcker; er entschloß sich zur Annahme in dem Gedanken, „daß der Reichsdienst eine Fessel sei, die jeden Augenblick abgestreift werden könne". In späterer Unterredung wurde

ihm das Finanzministerium des Reiches angeboten, er nahm an, ging nach Karlsruhe und erhielt am 30. Juli vom Großherzog mit verbindlichen Aeußerungen des Dankes die Erlaubniß in das Reichsministerium einzutreten, der Rücktritt in das Ministerium Badens solle ihm jeder Zeit offen stehen. Zufällig war denselben Tag zu Heidelberg große Volksversammlung, der auch mehre Mitglieder der Linken aus Frankfurt beiwohnten; darin wurde ihm ein unermeßliches Pereat gebracht, und Anton Winter, der ein Hoch rief, wurde dafür übel behandelt. Mathy freute sich, daß die Versammlung im übrigen ohne Unheil abgelaufen, und nach vielem Trinken, Schießen, Lärmen in friedlicher Anarchie zu Ende gegangen war.

Bei seiner Rückkehr fand er die Bildung des Reichsdienstes durch Zwischenfälle gestört. Camphausen hatte das Ministerium des Auswärtigen abgelehnt, von Berlin war kein zweiter Preuße dafür vorgeschlagen, auch sonst keiner zu finden; Baron Stockmar, der von Vielen ersehnt wurde, ließ sich ebenfalls nicht zur Annahme bewegen. Da kam man auf den Fürsten Leiningen: er war so gescheut daß er liberal war, er war aus Baiern, und diese Macht hatte Ansprüche auf ein Ministerium erhoben, er war Halbbruder der Königin Victoria, und man hoffte durch die Wahl ein gutes Verhältniß mit England. Nun aber wurde nothwendig, ein anderes Ministerium mit einem Preußen zu besetzen. Hermann v. Beckerath wurde genannt, und Mathy erklärte sofort, daß er ihm seine Stelle mit Vergnügen räume. Der Eintritt dieses Preußen sei ein Gewinn, die hohe Mißstimmung in Preußen gegen die Reichsgewalt werde dadurch gebessert, und das persönliche Wohlwollen des Königs von Preußen für Herrn v. Beckerath werde dem Ministerium zu Gute kommen, der größte Vortheil liege in Charakter und Tüchtigkeit des Parteigenossen. Auf weiteres Befragen erklärte Mathy sich gern bereit, die Stelle eines Unterstaatssecretärs im Ministerium Beckerath anzunehmen. Er habe keinen andern Ehrgeiz als den sich

nützlich zu machen, wo man ihn brauchen könne. So wurde Mathy am 5. August Unterstaatssecretär im Ministerium der Finanzen. Und Mathy schrieb seiner Frau in behaglicher Laune, sie sei degradirt und alle Welt damit einverstanden, vor Andern ihr Mann, nur der dreizehnjährige Sohn Karl nicht, der grade beim Vater zum Besuch war, und gern auch einmal Ministersohn gewesen wäre.

Die Verbindung mit Beckerath wurde für Mathy ein neuer Gewinn der Parlamentzeit; das milde, liebenswerthe Wesen des Rheinländers, sein preußischer Patriotismus und der warme Sinn für Familie und Freunde schufen zwischen Beiden ein herzliches Einvernehmen, das im Palast von Thurn und Taxis begann und bis in die Jahre dauerte, wo die neue Bundespost eingeführt wurde. Mathy richtete sofort das Büreau her und wurde auf der Stelle mit zahllosen Gesuchen um Anstellung geplagt, in denen große Eigenschaften seines Geistes und Herzens gerühmt wurden, welche den Bittstellern Gewährung ihrer Gesuche verbürgten; aber solche Schmeichelei bereitete den Flehenden kein Wohlwollen.

Nicht lange saßen die Beiden im neuen Büreau des Finanzministeriums einander gegenüber, die leere Reichskasse erwägend und kluge Gedanken über die Füllung austauschend, da kam der unglückliche Tag des Waffenstillstandes von Malmö; er wurde zu einem memento mori für die Nationalversammlung, der Traum souveräner Herrschaft über die bestehenden Staatsgewalten schwand in stürmischen Verhandlungen und Demüthigungen dahin. Preußen hatte am 2. Sept. den Waffenstillstand mit den Dänen geschlossen, ohne dem Bevollmächtigten der deutschen Reichsgewalt etwas davon zu sagen, ohne die Centralgewalt selbst in Kenntniß zu setzen, ohne die Bedingungen einzuhalten, unter denen es Vollmacht zum Abschluß hatte. Was sollte das Reichsministerium thun? Die badischen, nassauischen, würtembergischen Reichstruppen aus Schleswig nach Berlin zur Execution marschiren lassen? oder zornige

Worte senden, denen kein Nachdruck zu geben war? oder Freischaaren organisiren und mit dem requirirten Brot süddeutscher Bäckerladen ernähren? Ach, und Oesterreich kümmerte sich noch weniger als Preußen um die Centralgewalt, hielt gar seinen Gesandten in Kopenhagen, stand mit dem Reichsfeind auf freundschaftlichstem Fuße und ließ über seine Absichten in Deutschland gänzlich im Dunkeln. Lange hatte die Nationalversammlung das lauschende Deutschland durch unendliche Verhandlungen über die Grundrechte gelangweilt, jetzt gerieth sie in heftigen patriotischen Zorn. Das Ministerium war zwar entschlossen, von Preußen die Rechenschaft zu verlangen, welche durch festes Auftreten etwa zu erreichen war, aber es wollte nicht hoffnungslosen Krieg mit Dänemark ohne Preußen, ja gegen Preußen fortsetzen und außerdem das Ausland: Schweden, Russen, Franzosen, Engländer zum Einschreiten herausfordern.

Da wurde auf Antrag Dahlmanns, der unter Einfluß der holsteinischen Stimmungen stand, in Verbindung mit der Linken, der ein Bruch mit der Monarchie am Herzen lag, und mit Beistimmung der Ultramontanen und Separatisten, welche das Einigungswerk überhaupt nicht wollten, endlich mit einer Anzahl warmherziger Patrioten, die sich über das Unrecht Preußens ärgerten, in der Paulskirche durch wenige Stimmen Mehrheit der Beschluß gefaßt, daß der Vollzug des Waffenstillstandes zu sistiren sei. Da dieser Beschluß einer Verwerfung sehr ähnlich sah, vermochte das Ministerium nicht die Folgen auf sich zu nehmen und reichte seine Entlassung ein. Dahlmann wurde vom Reichsverweser beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden, welches die Beschlüsse durchführe, die er veranlaßt hatte.

Als am Abend des 5. September sich die Mitglieder des entlassenen Reichsministeriums gesellig zusammenfanden, waren sie trotz dem Ernst der Lage vergnügt wie fleißige Scholaren, denen die Schule geschlossen worden ist. Sie hatten das volle Gefühl, pflichtmäßig gehandelt zu haben, und die Arbeitslast

der letzten Wochen war so übergroß gewesen, daß ihnen die bevorstehenden Tage wie eine Zeit der Freiheit erschienen. Auch der Erzherzog nahm die Sache in seiner Weise behaglich, obgleich seine Noth die größere war, und bedauerte gegen die scheidenden Mitglieder des Ministeriums, daß er nicht ebenfalls mitgehen könne. Mathy trat sogleich in sein badisches Verhältniß zurück. Während er bis zur Bildung des neuen Ministeriums die laufenden Geschäfte seines Departements erledigte, schrieb er von dem Ministertisch mit dem Behagen eines alten Journalisten wieder kleine Artikel für befreundete Zeitungen, theils würdig über die Lage, theils scharf gegen die Wühler. Und er hielt selbstverständlich daran fest, daß von dem entlassenen Ministerium der Beschluß der Nationalversammlung nicht vollzogen, die Ausführung des Waffenstillstandes nicht beanstandet werde. Im Grunde dachte er sich, wie die Krisis ausgehen werde, er schrieb seiner Frau zuerst nach Bad Ems: „Du bist abgesetzt; ich hoffe, diese Demüthigung deines Stolzes wird dich wenigstens dazu bringen, mir einen Brief zu schreiben," und einige Tage darauf: „Du bist, wie Pharaos Mundschenk, wieder eingesetzt." Es war Dahlmann und nach ihm dem Baier Hermann nicht gelungen, ein Cabinet zu Stande zu bringen, die Nationalversammlung modificirte ihren früheren Beschluß, das Reichsministerium kehrte, durch Ausscheidung einiger Personen und Zutritt anderer verstärkt, in seine Sessel zurück. Aber es war vor ganz Europa constatirt, daß der Versammlung die Macht und die Organe fehlten, eine wirksame Leitung der Geschäfte durchzusetzen. Die Frage war jetzt nur noch, wie es ihr mit der eigentlichen Aufgabe, der Verfassung, gelingen werde. — Die Versammlung war im Aufsteigen bis zu ihrer Versenkung in die Grundrechte, Höhenpunkt ihrer Bedeutung war die Wahl des Reichsverwesers, die Fahrt zum Kölner Domfest gewesen. Jetzt folgte eine Niederlage der andern.

Der patriotische Sturm gegen Preußen hatte den Radikalen

Muth gemacht, das Mißlingen des parlamentarischen Widerstandes ein banges Ahnen ihrer Schwäche gegeben, sie versuchten durch Aufstandsversuche die Aufregung zu steigern. In den meisten größeren Städten begannen Tumulte, durch deren Bändigung die Autorität der Staatsregierungen erhöht, die Theilnahme des Volkes an den deutschen Interessen vermindert wurde.

Als am 18. September in Frankfurt der Aufruhr losbrach, war Mathy unter denen, deren Haupt dem Tode geweiht worden war. Ihm war dieser Wunsch seiner Gegner nicht unbekannt. Er stand an diesem Tage an der Seite des Kriegsministers von Peucker und anderer Collegen in der Nähe der Gefahr und hatte hervorragenden Antheil an der energischen Haltung, die das Reichsministerium dem Aufruhr entgegensetzte.

Der Frankfurter Putsch, die Octobertage in Wien, der Eintritt des Ministeriums Brandenburg in Berlin riefen in den beiden Großstaaten größere Eigenmächtigkeit gegen das Reich hervor, Baiern folgte dem Beispiel. Seit vollends die Obermachtsfrage angeregt wurde, zerfiel die Versammlung. Jetzt zeigte sich plötzlich, wie stark der Lokalstolz und Separatismus war: Preußen und Oesterreicher, Baiern, Hannoveraner, Hanseaten, außerdem die turbulente Linke. Die Schwäche in der Nationalversammlung bewirkte, daß das Ministerium in größere Abhängigkeit von den Commissarien der Einzelstaaten und dem guten Willen der Regierungen kam. Im Frühsommer hatte die Nationalvertretung der demüthigen Bundesversammlung hochfahrend den Umgang gekündigt, seit dem Herbst verkehrten die Commissare der Bundesstaaten in vornehmer Zurückhaltung mit dem Reichsministerium.

Nach dem Aufstand begann Mathy wieder die friedliche Arbeit in seinem Amt und der Nationalversammlung. Es gab genug zu thun. Fast täglich zwei, drei Stunden Ministerrath, in welchem unablässig schwierige und heikle Fragen zu lösen waren, dann sechs, sieben Stunden in der Paulskirche,

dazu einige Stunden Büreauarbeiten, Besuche und Conferenzen mit den Gesandten, endlich die Versammlungen des Clubs und vielleicht das wichtigste von Allem, die Privatbesprechungen bei Gagern — es war grade so viel Arbeit, daß Mathy noch Zeit behielt schnell einen Zeitungsartikel für die Oberpostamtszeitung, damals das Organ des Reichsministeriums, zu schreiben.

Außer der Theilnahme an der politischen Thätigkeit des Ministeriums gehörte zu Mathy's Wirkungskreis die Vorbereitung der Beschlüsse und Maßnahmen des Finanzministeriums; alle im Reichsgesetzblatt publicirten Finanzerlasse sind von ihm ausgearbeitet, er leitete die Reichskassenverwaltung und war seinem Minister in dem administrativen und politischen Theil des Ressorts ein treuer, durch Geschäftskenntniß und großes Urtheil ausgezeichneter Helfer und Genosse. Beide trugen gemeinschaftlich die schwere Bürde der Sorgen, die auf ihrer Verwaltung lasteten, und manche ernste Stunde verfloß in Besprechung der Mittel und Wege zur Bestreitung des Aufwandes für das Reichsheer und für die Flotte. Denn das Finanzministerium war nicht auf Rosen gebettet. Es war für seine Bedürfnisse auf die Matrikularumlagen angewiesen, und diese Beiträge liefen durchaus nicht freudig ein. Oesterreich zumal zahlte zu den Reichslasten gar nichts, und mußte schon im Herbst 1848 als ein durchaus verzweifelter und böswilliger Schuldner betrachtet werden. Darin wenigstens wurde Preußen ein Trost, es gab zu den drei Millionen, welche für die Marine begehrt wurden — als erste Hälfte der Summe, welche durch die Nationalversammlung im Juni votirt war, — nicht nur die eigene bundesgemäße Quote, sondern übernahm auf Verwendung des preußischen Bevollmächtigten Camphausen auch die pünktliche Zahlung für sämmtliche Zollvereinsstaaten, um sich einige Monate später bei der Zollberechnung zu decken. Nur dadurch wurde möglich, eine Bundesmarine zu schaffen. Im Februar 1849 waren 10 Kriegsschiffe, 86 Kanonenböte erworben, 5 Dampfcorvetten auf deutschen Werften in Bau

gegeben. Es war mitten in der Fehde mit Dänemark, und es war eine improvisirte Flotte, die Schiffe schnell zusammengesucht, die Bemannung aus den Häfen errafft, die Officiere, wie sie gutes Glück und die Noth zuführte. Und es blieb den Deutschen der Schmerz nicht erspart, daß diese erste Anlage nicht auf gradem Wege zu einer Kriegsflotte führte. Dennoch durfte sich Mathy sagen, daß er mit Beckerath in Beschaffung von Geld- und Auskunftsmitteln ebenso das Mögliche leistete, wie Duckwitz im Ankauf von Schiffen. Diese Sorge war ihm wohl die liebste Amtspflicht. Ihm wurde auch die Freude, daß Prinz Adalbert von Preußen im October nach Frankfurt kam, um die Berathungen über Gründung einer Marine zu leiten, und der wackere verständige Herr wurde vom Finanzministerium in der Stille bereits zum künftigen Großadmiral bestimmt. — Auch mit dem Reichsheer gelang es im Herbst ein wenig. Der preußische General Peucker war Kriegsminister, ihm wurde die Frankfurter Besatzung, die Contingente in Schleswig-Holstein und gelegentliche Executionstruppen als Reichsarmee untergeben. Ja Preußen stellte im October seine ganze Armee, 326,000 Mann als Reichscontingent hin. Und Preußen publicirte gehorsam die von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetze materiellen Inhalts im Preußischen Gesetzblatt. So geschah es, daß aus dem Finanzministerium freundliche und dankbare Streiflichter auf Preußen fielen. Und es wurden in der Casinopartei bereits im October muthige Stimmen laut: man müsse Preußen allein an die Spitze stellen. Aber noch überwogen die Bedenken.

Der Verkehr des Reichsministeriums mit dem Erzherzog Johann ließ in den ersten Monaten nichts zu wünschen übrig. Von beiden Seiten wurde ignorirt, daß der Erzherzog in Wahrheit weniger durch die Wahl der Nationalversammlung, als durch die Wahl der Regierungen, welche der Bundestag noch schnell vor seiner Auflösung ausgesprochen hatte, zur Annahme bestimmt war. Denn obgleich dieser Prinz des Hauses Habs-

burg zuweilen Neigung gezeigt hatte, gegen die eigene Regierung Fronde zu machen, so wäre dem Mitglied eines großen Fürstengeschlechts doch, wie damals die Dinge lagen, die Annahme einer revolutionären Stellung ganz unmöglich gewesen ohne die stille Einwilligung seiner Familie und die Zustimmung der Könige von Preußen und Baiern. Sein Agent, Herr von Schmerling, wußte diesen bedenklichen Umstand — den übrigens Mathy auf der Tribüne ganz in der Ordnung gefunden hatte — vor der Nationalversammlung zu verdecken, die Verehrer kühner Entschlüsse mußten der Zukunft anheimgeben, ob jenes Wahlmanöver sich als Verbote kommender Reaction erweisen werde. Vorläufig gewann der Erzherzog seit dem Einzuge die Herzen der Deutschen. Alles an ihm gefiel, sein ergrautes Haupt, der naive Dialect, die feste, einfache, kräftige Weise, in der er seine Gemüthlichkeit kundgab. Mancher herrliche Charakterzug von ihm wurde verbreitet, auch daß er eine Frau nach seinem Herzen gewählt hatte, nicht aus Fürstengeschlecht, behagte den Bürgern, und als gar verkündet wurde, daß er auch seine Gemahlin unter die Frankfurter führen werde, wie die Abgeordneten ihre Frauen, zu treuherziger Geselligkeit, da gaben sich Abgeordnete und Frankfurter einer warmen Hochachtung gegen die neue Herrenfamilie hin, und Mathy beobachtete mit Vergnügen die Uebung der schönen Frankfurterinnen in Empfangsfeierlichkeiten und wie geschickt zahllose weiße Kleider, gewaschen und gebügelt, mit hoch gehobenen Armen an den Fingerspitzen über die Straße getragen wurden.

Auch Mathy fand den Verkehr mit dem Herrn bequem, dieser bewies gegen Jeden die wohlwollende Lässigkeit, welche als Erbtheil des Ahnherrn Rudolf den meisten Prinzen seines Hauses bis auf unsere Zeit eigen war; seine Auffassung der Verhältnisse war unbefangen, er zeigte ehrlichen Willen Oesterreich und Deutschland aus der Bedrängniß herauszuheben. Im Sommer 1848 wußte er seine große Popularität in Wahrheit heilsam zu verwerthen, um Süddeutschland vor Aufruhr und

Anarchie zu bewahren. Bei den laufenden Geschäften zeigte er gutes und schnelles Verständniß und praktischen Sinn, und unterstützte seine Minister vortrefflich durch die Gewandtheit, Widerwärtiges abzuhalten oder aus dem Wege zu schaffen. Seit aber die Idee eines engern und weiteren Bundes und eines preußischen Erbkaiserthums allmählich in die Seelen drang, seit der talentvolle Landsmann des Erzherzogs, Herr v. Schmerling, das Vertrauen der Majorität verlor und zum Austritt aus dem Ministerium genöthigt wurde, und seit Heinrich v. Gagern Mitte December als Ministerpräsident dem Reichsverweser zur Seite gestellt wurde, da verlor dieser selbst die Sicherheit, und das Interesse seines Hauses siegte über die Pflichten seines Amtes. Damals forderte Mathy in der Partei sehr entschieden, daß Herr v. Schmerling dem Ministerium Gagern erhalten bleibe. Er kannte ihn genau aus den Geschäften dieses Jahres, er hatte am 18. September gegenüber den Barricaden neben ihm gestanden und gesehen, daß der Oesterreicher ein kaltblütiger, entschlossener Mann war, im Nothfall zu jedem Wagniß bereit. Blieb er im Ministerium, so vermochte man, wie bisher, in den Hauptsachen mit ihm und durch ihn mit dem Reichsverweser fertig zu werden, ja, es war nicht unmöglich, ihn für das Programm Gagerns zu gewinnen, und durch ihn die Auffassung des Fürsten Schwarzenberg zu beeinflussen, der sich zur Zeit noch wenig um Frankfurt kümmerte, mehr an Vertheidigung gegen Deutschland, als an Angriff dachte. Denn so lange der ehrgeizige Schmerling deutscher Minister war, hatte er ein Interesse sich selbständig und bedeutsam auch gegen die österreichischen Minister zu halten, und Mathy wußte, daß er dies bis dahin gethan, und daß er die geheime Schwäche eines Regiments ohne Macht nicht nach Olmütz getragen hatte. Durch seine Entfernung mußte er ein unversöhnlicher Feind werden, der alle Parteien und Menschen, und alle Hilflosigkeit klug und kalt durchschaute und die kaiserlichen Minister aufstachelte. — Der gute Rath Mathy's

wurde nicht befolgt. Schmerling wurde entlassen, reiste sofort nach Olmütz, und von dem Tage kamen hochfahrende und feindselige Kundgebungen Oesterreichs in rascher Steigerung.

Als Heinrich v. Gagern dem Erzherzog die leitende Idee seines Ministeriums, die Kaiserkrone für Preußen, bei der Uebernahme des Amtes vor Augen stellte, da widersprach dieser dem Princip nicht, aber er wurde verdeckter und schweigsamer und barg die innere Schwäche und Abneigung hinter naiver Schlauheit. Offenbar wurde er seitdem durch bestimmte Weisungen von Wien bedrängt. Dadurch kam er in zweideutige Stellung, sein Verhältniß zum Reichsministerium wurde peinlich für beide Theile. Wo die Treuherzigkeit nicht mehr helfen wollte, hüllte er sich in Schweigen. Als in einer Sitzung des Gesammtministeriums der Ministerpräsident Gagern ihn mit der ganzen Kraft seiner imposanten Persönlichkeit drängte, in der schwebenden Frage doch endlich seine Meinung zu äußern, antwortete er mit dem Anschein völliger Unbefangenheit in seiner Mundart: „i hobb gar keine Meinung." Als endlich gar die letzten Katastrophen über die Versammlung einbrachen und die Entscheidung über die Zukunft nicht mehr von Frankfurt, sondern von Berlin ausging, wurde er ein bloßes Spielzeug in den Händen des Grafen Rechberg.

In den Sitzungen der Paulskirche folgte Mathy mit regelmäßigem Fleiße dem Gang der Debatten. In Stunden der Verwirrung und Empörung, in denen die Versammlung sich einige Male aufzulösen drohte, war sein Platz umdrängt von den Parteigenossen. Wenn aber ein berüchtigter Redner langweilte oder erheiterte, bemerkte man in seiner Nähe häufig einen Wechsel in den Mienen der Nachbarn und das Gekräusel einer leichten Bewegung. Denn er enthielt sich nicht kurzer sarkastischer Bemerkungen und angreifender Scherze. In den Versammlungen der Partei und den Abenden bei Gagern saß er gewöhnlich schweigsam, in seiner großen Bescheidenheit erschien er Solchen, die ihn nicht näher kannten, als ein schüchterner

20*

Mann. Aber in der ganzen Versammlung war vielleicht Keiner, der schärfer und genauer die Meinung der Andern beobachtete, und die Parteitaktik eines Leiters besser inne hatte als dieser stille Beobachter. Er hielt sich nicht nur zurück, wenn er einmal selbst mit einer Frage innerlich nicht fertig geworden war, auch wenn er sah, daß Andere das Rechte gefunden hatten. Merkte er die Gesellschaft durch andere Häupter gut geleitet, dann erbaute er sich hörend an der Tüchtigkeit der Freunde; erst wo es an Rath fehlte, trat er mit ganzer Entschlossenheit in die Zweifel. Diese Selbstlosigkeit, welche immer nur die Sache, nie den eigenen Erfolg, im Auge hatte, bewirkte daß sein Ansehen bis zum Ende der Versammlung stetig zunahm. Die Tribüne betrat er fast nur, wenn er von der Partei aufgefordert wurde. Nach jener Rede für den Bundestag hat er noch dreimal gesprochen. Einmal (am 8. Januar 1849) bei der Debatte über den Reichshaushalt als erfahrener Finanzmann für die Anträge des Ausschusses: Der Reichstag soll sich hüten, zu Vieles festzusetzen. Künftige Versammlungen werden sich in neuen Verhältnissen schon zu helfen wissen; das Staatenhaus, als die Vertretung der Regierungen, und das Volkshaus sollen bei Aufstellung des Budgets gleich berechtigt sein, das Staatenhaus aber die Vorberathung haben; das Budget ist in ein ordentliches und außerordentliches zu trennen — damals eine neue und sehr angefochtene Ansicht. — Es sei durchaus nicht nöthig für die Freiheit, daß auf jedem Reichstage sämmtliche Einnahmen bewilligt werden, der wahre Nutzen der Volksvertretung bestehe in Finanzsachen ohnehin nicht in den Verbesserungen, die etwa an einzelnen Sätzen bewirkt werden, sondern in der kräftigen Controle der ganzen Verwaltung, welche sich bei Berathung des Budgets mehr als bei jeder anderen geltend machen kann.

Das nächste Mal sprach er (19. Februar) über das Wahlgesetz für das Volkshaus. Hier standen mehr als sechzig Amendements zur Entscheidung, die Meinungen liefen weit

auseinander — man beachte wohl, daß damals auch von einem großen Theil der Linken, welche das allgemeine, directe Wahlrecht forderte, noch die Bedingung der Selbständigkeit des Wählers festgehalten wurde. Mathy sprach diesmal weniger, um einem der Amendements zum Siege zu verhelfen, sondern um der Versammlung ein freieres Urtheil zu geben. Er führte meisterhaft aus, daß kein Wahlgesetz einer Partei den Sieg verbürge, daß allgemeines Wahlrecht den Ultramontanen und der Reaction eben so sehr diene, als den Radikalen. Und daß auch allgemeines Wahlrecht nur etwa einem Fünftel der lebenden Menschen das Stimmrecht gebe, und wie nicht unwahrscheinlich sei, daß man solches Recht auch einmal auf Frauen und Knaben werde ausdehnen wollen. Er empfahl darauf entweder allgemeines Wahlrecht mit indirecten Wahlen, weil Jedermann einen Vertrauensmann kenne, aber nicht Jedermann Urtheil über die Tüchtigkeit des Volksvertreters habe, oder directe Wahlen entweder mit Census oder mit einer für den Bezirk fixirten Summe der Wähler. „Auf den Modus der Wahl kommt es überhaupt weniger an, als man zur Zeit wähnt, es gibt kein absolut gutes Wahlgesetz, und keines, das für jedes Volk paßt. Wir können zum Glück in Deutschland weit gehen mit dem Stimmrecht, und wir wollen weit gehen. Ich hoffe auch, wir werden keine erschwerende Form für das Wahlgesetz annehmen, sondern die Gesetzgeber, die nach uns kommen, in die Lage setzen, ohne Erschwerungen weiter zu gehen in dem Maße, wie sich die Einsicht und Bildung verbreitet. Wir wollen keine Vorrechte für einzelne Stände, wir wollen keine Vorrechte für den Besitz, aber auch keine Massenherrschaft, die durchaus nicht der Ausdruck des Volkswillens ist und die auch durchaus nicht die Freiheit sichert, sondern zum Despotismus führt.“ Diese großen Wahrheiten erschienen damals der Mehrzahl unschmackhaft.

Seit dem Eintritt Gagerns wurde die meiste Zeit des Reichsministeriums in Anspruch genommen durch wiederkehrende

Berathungen über die Stellung Deutschlands zu Oesterreich. Die Lage der Dinge verschlimmerte sich schnell, in gleichem Verhältniß mit Uebermuth und Anmaßung der österreichischen Regierung steigerte sich in der Nationalversammlung die leidenschaftliche Frivolität der österreichischen Abgeordneten, welche Alles aufboten, die Verfassung, an welcher Oesterreich nach seiner eigenen Erklärung nie Theil nehmen konnte, auch für Deutschland unbrauchbar zu machen. Mathy und Beckerath waren schon im Winter von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieser Conflict nur auf dem Schlachtfelde ausgefochten werden könne, die Mehrzahl der Mitglieder aber täuschte sich über dies Sachverhältniß. Da der Oesterreicher Graf Deym in der Nationalversammlung dieselbe Ueberzeugung aussprach: „Nur das Schwert kann für die angestrebte Stellung Preußens entscheiden", begrüßte Raveaux die ehrlichen Worte als überraschende Entdeckung und als Eröffnung geheimster Gedanken der Oesterreicher.

Im März kam es im Finanzministerium zur Katastrophe. Dänemark hatte den Waffenstillstand gekündigt, ein Heer war zu stellen und zu rüsten, von den bewilligten 6 Millionen für Marine war wenig mehr als die von Preußen gezahlten 2 Millionen eingegangen, Baiern hatte erklärt, es müsse erst seine Stände fragen, Sachsen wollte zwar zahlen, aber erst wenn auch andere größere Staaten gezahlt hätten, und außerdem auf die Zollvereinskasse Preußens anweisen, obgleich es selbst noch dorthin herauszuzahlen hatte. Außerdem waren aus dem vergangenen Jahr an Militärverpflegungsgeldern noch 750,000 Thlr. zu schaffen. Mathy hatte den Entwurf zu einer Reichsanleihe von 20 Millionen Gulden gemacht für Kriegführung, Küstenvertheidigung, Flotte. Am 5. März war Conferenz des gesammten Reichsministeriums mit den Commissarien der Einzelstaaten und sie ergab ein trostloses Resultat. Die Dringlichkeit des Bedarfs wurde einleuchtend dargestellt, die Reichsminister sprachen sehr schön und ergreifend,

es wurde nachgewiesen, daß die Lage sei: entweder Geld, oder unvermeidlicher Verkauf der Flotte und gehäufte Schande für Deutschland. Aber die Commissäre saßen kalt, mit bösem Willen, wie Gesandten fremder Mächte. Für eine Anleihe durch das Reich auf den Credit der Staaten erklärten sich außer dem bedrängten Holstein zwei kleine Stimmen, von den größeren wurden nur Bedenken laut: der provisorische Zustand, die Ungewißheit, was aus dem Reich werden möge, Schwierigkeit der eigenen Kammern, dazu Klagen über gebrachte Opfer. Preußen erklärte, es werde seine Zahlungen pünktlich leisten; man solle auf die Staaten umlegen, die Säumigen schärfer anhalten — womit? — Oesterreich rieth höhnend einen Fond aus Matrikularbeiträgen zu gründen — wie Mathy nachher behauptete, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, seinen Beitrag dafür ebensowenig zu zahlen, als bis dahin für Flotte und Verpflegung von Reichstruppen; fast ebenso stimmten die Königreiche; die meisten Kleinen sprachen den herzlichen Wunsch aus, das Reich möge die Kriegskosten bezahlen, ohne jedoch zu sagen, woher; einige waren ohne jede Instruction. Aber am gräulichsten war für Mathy, daß Luxemburg-Limburg dabei saß, um das deutsche Elend nach dem Haag zu berichten, und in Kopenhagen und Petersburg damit Freude zu machen; denn dieser Bundesgenosse hatte in einem Athem erklärt, er sei zwar bereit zur Flotte zu zahlen, aber gänzlich außer Stande, da er zu den Niederlanden gehöre. — Also auf die Anleihe mußte verzichtet werden. Mathy beschäftigte sich noch mit dem Plan „Marinescheine" als Papiergeld auszugeben. Aber er neigte zu der Meinung, daß es für das Reichsministerium Zeit sei, abzutreten. Und um den Schmerz zu steigern, kam an demselben Tage eine österreichische Note aus Olmütz, welche ein siebenköpfiges Directorium mit neun Stimmen unter dem Vorsitz Oesterreichs forderte. — Es gab in der Paulskirche Stunden des Tumultes und verrückter Abstimmungen, wo Gagerns Wange fahl wurde und sein strahlendes Auge totenstarr, und

wo um Mathy's Mund der Zug höhnender Verachtung schwebte, den seine Gegner so haßten. Es ging zum Ende. Die Nationalversammlung bot ein Bild wüster Anarchie. Alles trieb zur Entscheidung. Preußen war die letzte Hoffnung. Als am 28. März der König von Preußen mit 290 Stimmen — 248, darunter die Oesterreicher, enthielten sich der Abstimmung, — zum Kaiser gewählt wurde, da läuteten wieder alle Glocken in Frankfurt und Versammlung und Gallerien brachen in Jubel aus. Man war zu Frankfurt bereits an dergleichen gewöhnt.

In die Kaiserdeputation nach Berlin wurde mit Absicht kein Mitglied des Reichsministeriums gewählt; dasselbe hatte zwar nach der Kaiserwahl wie gebührlich das vom Reichsverweser erhaltene Mandat zurückgegeben, aber die Geschäfte sogleich wieder interimistisch mit voller Amtsgewalt und Verantwortlichkeit übernommen und sich recht fest in die Stühle gesetzt. Man glaubte sich von einem Plane Oesterreichs überzeugt, der dem preußischen Bundesstaat ein kurzes und schreckliches Ende bereiten sollte. Erzherzog Johann sollte plötzlich resigniren, Herr v. Schmerling als Commissar Oesterreichs den alten Bundestag wieder einberufen, dessen Präsidialmacht Oesterreich gewesen war, die vier Königreiche würden sofort zufallen. Wie sehr hatten sich unter dem Zwang der Thatsachen die Menschen geändert! Vor wenig Monaten waren dieselben Männer, die jetzt im Ministerium standen, von freudiger Rührung bewegt, daß der Reichsverweser dem neuen Deutschland zur Verfügung stand und eine Centralgewalt Aussicht bot, die einzelnen Staaten zu überherrschen, und jetzt bewachten sie ihren Reichsverweser als einen hinterhaltigen Mann, als Werkzeug und Opfer einer feindlichen Politik, welcher Deutschland verhindern wolle, dem Herrscher eines einzelnen Staates zu huldigen.

Nach Abgang der Kaisergesandtschaft schlugen durch einige Tage die Herzen der Mehrheit in froher Erwartung, bis eine

Trauerbotschaft nach der andern niederbeugte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte nicht angenommen, ja sein persönliches Verhalten gegen die Deputation hatte diese höchlich verstimmt. Und das Ministerium Brandenburg war entschlossen, die Kammer in Berlin aufzulösen, wenn diese den König unziemlich dränge. Mathy theilte diese finstern Nachrichten Herrn v. Beckerath, der auf einige Tage nach der Heimath gereist war, in dem ruhigsten Geschäftstone mit, aber aus den kurzen Sätzen ist zu sehen, wie sorglich er seinen zornigen Muth bändigte. Noch war einige Hoffnung. Man wußte, daß der König geschwankt hatte, daß ein Theil der königlichen Familie, der Prinz von Preußen und seine Gemahlin, für Annahme waren, noch war eine Ablehnung nicht erfolgt, der preußische Commissar Camphausen war nach Berlin gerufen. Es galt, in Frankfurt festzustehen auf der beschlossenen Verfassung, und die Intriguen der Gegner zu vereiteln, welche die ausweichende Antwort des Königs als Vorwand für Aufhebung seiner Wahl benutzen wollten, und es galt in Berlin alle Hebel anzusetzen, um den König zu bestimmen. Das Reichsministerium suchte dadurch auf die Beschlüsse Preußens zu wirken, daß es die andern Regierungen zu Erklärungen über die Verfassung veranlaßte. Während Camphausen in Berlin war, berief Gagern zum 14. April jene berühmte Sitzung der Bevollmächtigten, in der 28 deutsche Regierungen ihre unbedingte Annahme der Verfassung erklärten, auch die Stände von Würtemberg und Sachsen hatten fast einstimmig den Beitritt ihrer Regierungen verlangt, man durfte hoffen, daß Hannover und Baiern auf die Länge nicht widerstehen würden. Oesterreich aber hatte endlich durch seine Note vom 8. April die Neugestaltung Deutschlands in herbem Ton öffentlich desavouirt und die allgemeine Stimmung gegen sich aufgeregt. Die Oesterreicher, von ihrer Regierung zurückberufen, begannen die Versammlung zu verlassen. Andere freilich hatten, im stillen Einverständniß mit Herrn v. Schmerling, die Unbefangenheit zu er-

klären, daß sie bleiben würden. Noch einmal schien Alles günstig zu liegen.

Da hielt Mathy seine größte Rede während der letzten Krisis (25. April) in der langen und stürmischen Debatte über Durchführung der Reichsverfassung. Die Verfassung war nach unendlicher Mühe vollendet, König Friedrich Wilhelm hatte seine Bedenken geäußert, doch nicht abgelehnt, von allen größeren Staaten war die Abneigung gegen das neue Werk deutlich kund gethan. Was sollte geschehen, die Anstrengungen eines Jahres zu retten? Die Hoffnungen der Linken hoben sich, auch die alte gemäßigte Majorität, durch Berlin verletzt, fühlte das Bedürfniß, Muth und Thatkraft gegen die Regierungen zu zeigen. Unter den Freunden Mathy's gingen die Meinungen weit auseinander, die Prüfungsstunde der Noth war gekommen, wo nicht glänzendes Talent allein, sondern der Charakter die Richtung zu weisen hatte. Jetzt ließ Mathy durch Parteigenossen aus Preußen einen Antrag einbringen: Aufforderung an die Regierungen, sich aller Anordnungen zu enthalten, welche in diesem entscheidenden Augenblick dem Volke die verfassungsmäßige Aeußerung seines Willen schmälern können, also keine Auflösung der Ständekammern. Die Nationalversammlung erwarte bis zum 3. Mai Bericht des Reichsministeriums über den Erfolg. — Zur Unterstützung dieses Antrags sprach er einsichtsvoll und mit sicherem Nachdruck nach folgendem Grundgedanken. Die Verfassung ist durch uns vollendet, wir haben unsere Aufgabe erfüllt, wir bleiben darauf stehen. Aber wir enthalten uns aller provocirenden oder revolutionären Schritte. Die Hindernisse, welche die einzelnen Regierungen entgegenstellen, müssen durch die Kraft ihrer Staaten überwunden werden. Unsere Aufgabe ist nur, die befreundeten Kräfte darin zu stärken, die widerstrebenden zu schwächen. Nur der moralische Beistand dieser Versammlung darf in Bewegung gesetzt werden. Darauf schilderte er meisterhaft die Stellung der einzelnen Staatsregierungen:

Preußen, Oesterreich und die Königreiche. Und er schloß: „Ich bin bereit, zur rechten Zeit für Alles zu stimmen, was nothwendig ist, um die Verfassung durchzuführen, es mag gehen, soweit es wolle, aber nicht für mehr und nicht zu ungehöriger Zeit. Keine Proklamation an das Volk, kein Ausschreiben der Wahlen für den Reichstag, keine Regentschaft. Noch sind wir nicht gezwungen die Verfassung zu verletzen, um sie durchzuführen." — Sein sicheres Auftreten entschied. Seine schönste Rede war auch der letzte große Moment der Nationalversammlung, zugleich die Lossagung der deutschen Partei von der Revolution.

Während Mathy hoffte, daß in Würtemberg eine Agitation für die Reichsverfassung helfen werde, war Beckerath nach Berlin gereist. Dort hatte er eine zweistündige Unterredung mit dem Könige. Er war berechtigt, dem König die feste Zusicherung zu geben, daß aus der Reichsverfassung das suspensive Veto und andere anstößige Bestimmungen mit großer Majorität entfernt werden würden, wenn der König mit Vorbehalt der Revision annehme, und dafür eine neue Reichsversammlung aus Abgeordneten der Staaten, welche die Verfassung angenommen — etwa nach Erfurt — zusammenberufe. Dem König wurde dadurch der Einwand des illegitimen Verfahrens genommen, auf den er immer wieder zurückkam, er fühlte auch das Gewicht der Gründe für ein muthiges Handeln, welche Beckerath aus oft wiederholten feierlichen Verheißungen des Königs selbst entnahm. Der König rief endlich aus: „Aber Sie erkennen ja selbst, daß große Gefahren damit verbunden sind." Beckerath wiederholte die Worte, die wenige Tage zuvor E. M. Arndt dem König zugerufen: „Die Gefahr ist stets für Preußen eine sieglockende Sonne gewesen." Da stand der König auf, ging erregt im Cabinet auf und ab, und blieb endlich mit den Worten vor Beckerath stehen: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen, ich bin kein großer

Regent."*) Und wenige Tage darauf schrieb der König an Bunsen:**) „Der liebe, fromme, warme Beckerath hat mir in einer Rede, die fast eine Stunde dauerte, die Gewißheit der glücklichen Cur des revolutionskranken Imperii so anlockend und überzeugend geschildert, daß mir das Wasser unwillkürlich im Munde zusammenlief. Darauf nahm ich das Wort: Versteh' ich Sie recht, so rathen Sie mir, es wie der Prophet Daniel zu machen und getrost in die (auch von Ihnen klar erkannte) Löwengrube hinabzusteigen, in der Zuversicht, daß Gott mir helfen wird. Dabei ist ein Umstand nicht bedacht: Ich bin nicht der Prophet Daniel, und thät' ich also, so würde ich glauben, Gott zu versuchen."

Der Brief des Königs verbrämt mit frommer Wendung die aufrichtigen Worte, die er in Wirklichkeit gegen Beckerath ausgesprochen hat.

Er lehnte ab. Aber er kämpfte bis zum Tage von Olmütz in seinen kräftigeren Stunden mit der Versuchung und mit der Scheu. Dennoch hatte er Recht, daß im Jahr 1849 eine ungewöhnliche Fürstenkraft nöthig war, um unter damaligem Verhältniß einen deutschen Bundesstaat zu schaffen. Denn ein Bundesstaat von Monarchien, der den einzelnen Souveränen wesentliche Hoheitsrechte nimmt, wird nur in dem Fall als Bund bestehen, wenn die Vormacht des Bundes an Staatskraft sämmtlichen übrigen Bundestheilen entschieden überlegen ist; erst wenn Widerstand gegen sie hoffnungslos wird, vermag sie die schwächeren zu schonen und zu bewahren.

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1849 war Mathy auf ein Fehlschlagen der großen volksthümlichen Anstrengung besser vorbereitet, als die meisten seiner Parteigenossen. Freilich hatte auch er Tage stolzer Hoffnung, als endlich

*) Nach authentischer Mittheilung.

**) Protestant. Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Mai 1865.

die Verfassung, das Werk unendlicher Anstrengungen und Compromisse beendet war. Aber sein Schmerz war nicht ganz so groß, als der seiner hoffnungsreicheren Freunde, obgleich er in den Tagen der Spannung heftigen Zorn gegen schwache Fürsten fühlte. Er war lange gewöhnt Widerwärtiges zu ertragen und gegen den Strom zu ringen.

Grade jetzt war ihm eine heitere Episode in dem tragischen Fall der nationalen Hoffnungen beschieden. Er hatte im Reichsministerium energische Schritte empfohlen, um die säumigen Mittelstaaten zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen. „Die Sache muß gehen", hatte er gesagt, „denn sie ist jetzt unvermeidlich geworden, also wird sie gehen mit den vier Königen oder ohne dieselben." Da wurde er ausersehen, die bairische Regierung zur Annahme der Reichsverfassung zu bestimmen, ihn traf die Wahl weil er im April 1848 von Baiern als Candidat für die projectirte Centralgewalt aufgestellt worden war.

Die Macht Baiern hatte zu der Centralgewalt längst eine eigensinnige Stellung genommen, sie war geneigt, die ganze nationale Bewegung mit stiller Mißbilligung zu betrachten, der Eifer für die Verfassung war im Volke geringer als irgendwo anders; vollends seit die Ablehnung Preußens in sicherer Aussicht stand, war man dort der schwersten Sorgen ledig, und eine Aufforderung zum Beitritt galt als ein verzweifelter Versuch. Die Freunde bezeugten dem Abreisenden ihr Beileid über die Last einer so schwierigen Mission. Mathy war von der Erfolglosigkeit ziemlich überzeugt, aber ihm galt es als eine Erholung, aus der schwülen Atmosphäre von Frankfurt, den unablässigen Gerüchten und den verstörten Mienen der Gesinnungsgenossen versetzt zu werden. Er wußte wohl, daß die Welt sich anders malte in den Häuptern Altbaierns, als um die Paulskirche, aber er war doch nicht vorbereitet auf das, was er in München fand. Und die Fahrt gab ihm alle gute Laune zurück. Er hielt nach seiner Ankunft einen

Vortrag im bairischen Staatsministerium, er fand eine hartnäckige, durch die Ereignisse des letzten Jahres kaum gestörte Abneigung. Annahme einer Verfassung von dort draußen galt für ganz unmöglich, man hoffte auf irgend Etwas, entweder ein Directorium oder auf eine Octroirung, die allen dynastischen Interessen und allen Besonderheiten Baierns volle Rechnung trüge. Zwar die Stimmung in Franken und Schwaben beunruhigte ein wenig, dafür war man der Ultramontanen sicher. Mathy hatte Audienz beim König, und der König antwortete auf seinen gemessenen Vortrag und dessen gediegene Gründe dadurch, daß er in seiner Gegenwart eine große Deputation loyaler Münchner Bürger empfing, welche dem Gesandten des Reiches, wie Mathy nach Frankfurt schrieb, „dieselbe Scene bereiteten, welche Pyrrhus vor dem Römer mit seinen Elephanten aufführte, sie mußten mich anbrüllen". Neu war ihm auch der Einblick in die politischen Sorgen der kunstvollen Isarstadt. Er frug seinen gefälligen Führer nach dem Parteitreiben, und dieser sagte ihm, es sei der 1. Mai, wo die Bock-Saison eröffnet würde, und führte ihn in einen Bock-Keller; Mathy konnte sich nicht entschließen, in den Dunstkreis einzudringen, erfuhr aber an der Schwelle, daß der Gipfel des Bock-Vergnügens ein Tanz der Rettichweiber sei. Er frug nach andern Gelegenheiten, sich über die Stimmung der Bevölkerung zu unterrichten, man führte ihn in das Lipperl-Theater, wo das Stück gegeben wurde: A Knah wolle m'r hab'n. Lola Montez kam darin vor, und rebellische Putzmacherinnen zwangen ihre Principalin, gute Milch zum Kaffee und einen Groschen Zulage zu geben. Und als am Ende die Prinzipalin auf die Frage, ob sie diese Concessionen freiwillig gemacht habe, grimmig mit Ja antwortete, erhielt sie dafür das Lob, „die Frau übertrifft noch den König von Würtemberg". Mathy betrachtete das entzückte Publikum und fand, daß hier ein Leben war „so schön wie in Walhalla, zu schön für ein deutsches Bundesland".

Unterdeß war Rheinhessen in Aufruhr, die bairische Pfalz in den Händen fremder Freischaaren, in Baden Soldatenmeuterei und rothe Republik, die Reichsfestung Rastatt — für welche kein Bundesstaat eine Besatzung hatte hergeben wollen — in den Händen der Aufständischen. Er bat um seine Abberufung, aber erhielt Ordre, noch einige Tage zu bleiben ohne Zweck. Endlich rief ihn am 8. Mai die Botschaft nach Frankfurt, daß Finanzminister v. Beckerath das Portefeuille abgegeben habe und aus der Nationalversammlung geschieden sei. Mathy fand Alles in Auflösung und Verwirrung. Er selbst war entschlossen, in der Versammlung auszuhalten, so lange sie durch die Revolution gefährdet sei. Aber man lebte schnell in jener Zeit, wenige Tage darauf hatte der Reichsverweser das Ministerium Grävell-Jochmus gebildet, die Nationalversammlung erklärte am 17. Mai, daß dies Ministerium eine Beleidigung der Nationalvertretung sei, am 20. Mai trat Mathy mit seinen nächsten Gesinnungsgenossen aus.

Grade ein Jahr war vergangen seit Eröffnung der Nationalversammlung. Auch Mathy mochte am Tag des Scheidens die bittere Stimmung nicht unterdrücken, und er schrieb seinem Collegen Beckerath: „Das Verhalten der Könige gegen die Versammlung und ihr Werk hat die Männer, welche die Einigung Deutschlands auf dem Wege friedlicher Entwicklung durchzuführen versuchten, getäuscht und von der Bühne gedrängt, auf welcher jetzt das anarchische, dämonische Chaos den Königen entgegentritt. Mögen sie es durch ihre Heere besiegen, sie haben die besten Gefühle der Nation so tief verletzt, daß ihr augenblicklicher Sieg über die Anarchie ihre Throne nicht auf lange befestigen wird."

Aber seine Kraft war unvermindert und die Hoffnung verließ ihn im Kreise seiner Lieben nicht. Nur wenige Wochen hatte er die Nähe seiner Familie entbehrt, und diese Zeit war ihm schwer genug angekommen, da war er, wie einst in der

Schweiz, mißmuthig und still einhergegangen, wenn eine Nachricht nicht ankommen wollte wie er gerechnet hatte. Denn so thätig er war und so kräftig er sich mit seinem ganzen Wesen an den Geschäften, und an Leben und Interessen seiner Bekannten betheiligte, der Mittelpunkt seiner gesammten Empfindung war immer das Weib, das er liebte, und ihr Sohn. War er ihrer Stimmung und Gesundheit sicher, dann trat er in Streit und Gefahr so gleichgültig wie selten ein Mann. Auch schwere Sorge und Verstimmung schwand ihm nach mühevollem Tage dahin, wenn er am Abend der Gattin gegenübersaß und vom Kampf der Helden berichtete. Wenn er aber um sie sorgte und meinte, daß sie einmal mit ihm nicht zufrieden war, dann fuhr er grimmig umher und vermochte den bitteren Schmerz nicht zu verdecken. Es war nicht nur für ihn, auch für die Seinen ein Jahr unvergeßlicher Eindrücke gewesen, auch seine Frau hatte sich im Centrum deutschen Lebens bewegt und dauernden Gewinn gesammelt, sein Sohn besuchte das gute Gymnasium, wuchs heran und lernte brav. Er selbst durfte sich sagen, daß er im Rath und in der Noth den Besten seiner Nation werth geworden war. Denn das war der besondere Gewinn jener Frankfurter Zeit, daß die meisten der Führer aus der Majorität mit recht herzlicher Achtung und Anerkennung von einander schieden. In der männlichen Freundschaft, die viele seitdem verband, fanden sie durch die nächste Zeit Trost und Vertrauen.

Und Mathy schrieb in das Stammbuch, worein die Mitglieder der Reichsversammlung ihre Namen zeichneten, wie folgt: „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten besteht darin, daß dieses die Fehler seiner Lenker, jenes seine eigenen büßt. Bei dem Eintritte in die Freiheit strauchelt ein Volk um so leichter, je straffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher sie gelöst worden sind. Das Kind muß oft fallen, bevor es laufen kann, und der klösterlich geschulte Jüngling wird der tollste Student. Aber das Kind lernt gehen, wenn

es nicht zu schwach ist, der Jüngling lernt sich selbst regieren, wenn er nicht dumm oder schlecht ist. So lernt auch ein Volk in freier Bewegung seine Fehler kennen und ablegen, wenn es nicht entartet ist. Frankfurt, März 1849."

Man sieht, dieser ehrliche Lehrer des Volkes verzweifelte nicht an den Erfolgen des Schülers.

6.

Auf der Reise.

Auf einer Höhe des Taunus vor der Ruine Falkenstein lagerten an einem sonnigen Tage des Juni 1849 die Familien Mathy, Bassermann, Koch. Die Blicke flogen weithin über die Ebene hinauf nach Baden und der Pfalz, hinab durch das Nassauer Land gegen die preußische Rheinprovinz. Schönes deutsches Land, deinen Städten fehlt der Friede! dort wirbelt die Trommel und preußische Bataillone ziehen auf der Landstraße, um den auffladernden Brand der Revolution auszutilgen. Die Fürsten haben es übernommen, statt der Liberalen eine politische Gestaltung zu erdenken; werden sie mehr Glück finden, als die Männer, welche in der Paulskirche so treu und besonnen um die höchsten Interessen des Vaterlands sorgten? Zu den Freunden aus Frankfurt stieg Heinrich Gagern von Hornau die Höhe herauf, er, seit der Reichsversammlung der erste Mann in Deutschland, verehrt und gefeiert von den Patrioten wie niemals einer aus dem lebenden Geschlechte, und verwünscht von den Unheilstiftern aller Orten, grade so wie vor einem Jahre Mathy von den Heckerknaben in Baden. Er erschien dem gebildeten Theil der Nation als der Held, der durch ein ganzes Jahr dem Aufruhr und Verderben gewehrt, als der weise Lenker der besten Gedanken, die aus der Verwirrung zur Einsicht geführt, als die große Hoffnung der

deutschen Zukunft. So helle Verklärung umgab damals das Haupt eines guten Mannes, wie auch dem Besten zu überleben schwer wird.

Die Freunde auf der Taunushöhe waren zusammengekommen, um die Berichte der Genossen aus vielen Landschaften Deutschlands auszutauschen und gemeinsames Thun zu berathen. Beckerath aus Crefeld hatte ausführliches Gutachten gesendet über den Preußischen Verfassungsentwurf, auch ihm war die Heimkehr verzögert worden durch das Treiben der Aufständischen daheim; der treue Saucken hatte geschrieben von seinem Gute bei Insterburg, Meier von Bremen, Simson von Berlin, Duncker aus Halle, Fallati, Mohl und Andere. Von Allen wurde die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltes unter den alten Casino-Männern gefordert, Alle fühlten sich nach einem Jahre der großartigsten Thätigkeit im Privatleben der Heimath vereinsamt, das Bedürfniß gemeinsam zu tagen war großgezogen und auch der Wunsch wurde übermächtig, einander nahe zu sein in dieser Noth des Vaterlandes; alle hatten durch das letzte Jahr schwere Pflichten auf sich geladen, waren politische Führer in weitem Kreise geworden, und Hunderttausende hatten sich gewöhnt, ihrem Rathe zu folgen, und forderten jetzt ihr Urtheil. Auch gastliche Einladungen waren gekommen, von Beckerath nach Crefeld, von Meier nach Bremen; unter den letzten Stürmen der Paulskirche hatten Mathy und Gagern verabredet, mit einander eine Reise nach dem Norden zu machen zur Erholung, und ob sie den Herzogthümern etwas nützen könnten, endlich, wie Mathy meinte, auch zum Nutzen der Deutschen Zeitung. Jetzt wurde eine Versammlung beschlossen und Reisepläne für später zurecht gelegt.

Mathy war nach seinem Austritt aus der Nationalversammlung in Frankfurt geblieben. Denn Frankfurt war damals auch Sitz der badischen Landesregierung; die übrigen Mitglieder des badischen Staatsministeriums waren vor dem

Aufstand dorthin geflüchtet. Mathy's Urlaub wurde sogleich für abgelaufen erklärt, er trat in das Ministerium zurück und arbeitete mit seinen Collegen, um den verfassungsmäßigen Zustand in Baden wieder herzustellen. Als der Großherzog am 26. Mai von Ehrenbreitstein eintraf, wurde Mathy zum Präsidenten des Finanzministeriums ernannt, und er fand die badischen Kassen leerer als die des Reiches. Aber schon hatte an den Höfen die Thätigkeit der vormärzlichen Gestalten begonnen. Was hatte das letzte Jahr den regierenden Familien gebracht? Nur Angst und Unruhe. Zuletzt trugen doch die Liberalen, welcher Schattirung sie auch angehörten, die Schuld des Unheils. Es war die Rede gewesen, daß Gagern in Darmstadt die Leitung der Geschäfte übernehmen sollte, das wurde vereitelt, in Nassau wich Hergenhahn dem Ministerium Winzingerode. Auch der Großherzog wurde durch seine Umgebung bestimmt, ein fügsames Beamten-Ministerium zu wählen, am 8. Juni wurde Mathy mit seinen Collegen v. Dusch und Bekk aus den Geschäften entlassen, weitere Verwendung vorbehalten, ihnen folgte ein Ministerium Klüber-Marschall. Ihm war das recht; er sah, daß die Besetzung durch preußische Truppen und ein Kriegszustand die einzige Hilfe Badens waren. Aber er erkannte noch andere Zeichen der Zeit, die neuen badischen Minister waren mit Ausnahme Klübers mehr österreichisch als deutsch gesinnt und er schrieb am 11. Juni 1849 an Beckerath: „Wenn sie im Drange der Noth sich Preußen in die Arme werfen, weil sie nur hinter preußischen Bajonetten nach Karlsruhe zurückkehren und dort regieren können, so darf doch Preußen nicht auf sie rechnen, sobald Oesterreich zu Kräften gelangt sein wird. Den deutschen Bundesstaat, den Oesterreich verwirft, wird dieses badische Ministerium dann ebenfalls verwerfen. Der breisgauische und pfälzische Adel hat immer zu Oesterreich gehalten und steht mit ihm in den engsten Beziehungen. Wie jetzt schon in Baden für Oesterreich gewühlt wird, mögen Sie aus beiliegendem Aufruf des Abge-

ordneten Buss entnehmen, der dem neuen Ministerium die Hinneigung zu Preußen vorwirft."

Sogleich nach seiner Entlassung betrieb Mathy mit Gagern die große Zusammenkunst der Parteigenossen zu Gotha. An etwa 200 Mitglieder der Paulskirche wurde die Einladung für den 26. Juni versandt.

Am 24. Juni fuhr Mathy mit den beiden Gagern, Bassermann, Soiron und Andern von Frankfurt nordwärts gen Gotha. In Hanau sammelte sich — so schrieb er selbst, — souveränes Volk um die beiden Wagen. „Das stets offene Auge der Freiheit hatte erspäht, daß Verrath von Frankfurt durch Hanau nach Gotha ziehe. Wir waren ausgestiegen während des Umspannens. Ich stellte mich in die Nähe der Souveräne und wagte es ihre Worte zu belauschen: „Da hocken sie zusammen und saufen Champagner, wo ist er? (H. v. Gagern), wir kennen ihn nicht — hauen wo sie!" Tiefe Stille, allgemeine Bewunderung der heldenmüthigen Frage. Gagern saß in dem ersten Wagen, welcher unbelästigt abfuhr, den zweiten begleiteten einige Pfiffe, das Volk war abermals um seine Rache betrogen." Ueber Eisenach, wo die Reisenden von der Wartburg auf die schönen Waldhügel Thüringens blickten, kamen sie nach Gotha, wo sich etwa 150 Mitglieder der Majorität aus der Paulskirche vereinigten. Es genügt hier kurz an den Verlauf der Versammlung zu erinnern, welche der deutschen Partei einen Beinamen gegeben hat, der bei den Gegnern noch heute dauert. Es war eine Privatbesprechung, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Die zweitägigen Debatten gingen um die Vorfrage, ob eine öffentliche Erklärung? und über die Hauptfrage, wenn eine gemeinsame Erklärung beliebt wird, was der Inhalt? — soll man gegenüber dem Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai an der Reichsverfassung vom 28. März festhalten oder soll man auf Modificationen eingehen? Dahlmann hatte im Einvernehmen mit den Frankfurtern eine solche Erklärung ent-

worfen, Gagern vertrat den Grundgedanken derselben: wir haben die Hoffnung nicht, für unsere Reichsverfassung ganz Deutschland zu gewinnen, und wir würden daher weder politisch noch patriotisch handeln, wenn wir den Regierungen die Unterstützung der zahlreichen Mittelklasse, die wir vertreten, entziehen. Lebhaft war die Debatte, am hartnäckigsten stritten die Hannoveraner gegen jede Erklärung vom Standpunkt des theoretischen Rechts, sehr bedeutend und wirksam sprach Vincke dagegen aus Gründen der Zweckmäßigkeit, er charakterisirte die Zustände und Personen in Berlin und empfahl eine neue Vereinigung der alten Parteigenossen durch Programm zu gemeinsamem Wirken für einen Reichstag. Mathy theilte den Standpunkt des Redners nicht, aber er ergötzte sich sehr an der mannhaften Art und den offenen Mittheilungen. Endlich formulirte ein Ausschuß von sieben Mitgliedern geschickt die verschiedenen vorgelegten Entwürfe von Dahlmann, Beckerath und Wurm, so daß Mathy übermüthig zu dem Berichterstatter G. Beseler sagte: seine Arbeit sei schön und verlockend wie der Apfel im Paradiese, Adam Dahlmann verbunden mit Eva Beckerath und zwischen beiden der Wurm als Copula. Lange wurde über die einzelnen Sätze des Entwurfs verhandelt, an denen auch Gagern noch Vieles ändern wollte, wobei ihm unter Andern Mathy entgegen trat. Der Streit bewegte sich außer um das Wahlgesetz um die Frage, ob man aussprechen solle, daß die Nationalversammlung durch die Lage der Dinge angewiesen war, am 28. März für sich allein die Verfassung zu beschließen. Dies wollte Georg v. Vincke durchaus verhindern, da er immer die Meinung vertreten hatte, die Nationalversammlung habe nicht das Recht dazu gehabt. Viele wollten den Satz opfern, um Vincke's Unterschrift für das Programm zu gewinnen. Aber Mathy fand die Unterschrift um diesen Preis zu theuer. Er bemerkte, daß man die Selbstachtung aufgebe, wenn man nicht mehr auszusprechen wage, man habe gethan, was die Umstände geboten, und daß man dann auch keinen

Anspruch mehr auf die Achtung Anderer machen und keinerlei Wirkung von irgend einer Erklärung erwarten dürfe. Die Preußen könnten sich leichter zur Weglassung des Satzes verstehen; sie ständen dann auf der Seite ihrer Hauptstadt Berlin gegen Frankfurt, und das sei für sie immer noch eine annehmbare Position. Aber den Nichtpreußen bliebe, wenn sie auf den Ausspruch verzichteten, daß die Nationalversammlung recht gehandelt, gar nichts mehr. Sie hätten sich weggeworfen. Darauf blieb der Satz mit 68 gegen 50 Stimmen stehen und Vincke nahm nicht mehr Theil an der Debatte. Es war doch ein guter Augenblick, als zuletzt von 147 Anwesenden 132 für das Programm stimmten, nachdem der größte Theil der Dissentirenden, namentlich die Hannoveraner, mit Selbstüberwindung ihren Widerspruch hatten fallen lassen. Noch einmal fühlten die patriotischen Männer sich hoffnungsvoll erwärmt und gegenseitig ihrer Tüchtigkeit froh.

Für Mathy war das Wiedersehen lehrreich gewesen. Durch die Zusammenkunft wurde zwar sein Vertrauen auf die Festigkeit der preußischen Regierung nicht vermehrt, aber die Tüchtigkeit und der warme Patriotismus der Preußen erwärmten ihm das Herz; wie schlecht es auch im Augenblick dort stand, der Staat, welcher seinen Söhnen so leidenschaftliche Sorge mittheilen konnte, war doch etwas Großes. Er sah Beckerath wieder und Max Duncker, den Vorsitzenden der Versammlung. Wieder hatte der Norden ihm sehr wohl gefallen.

Von Gotha machte er mit seinem Freunde Meier einen Ausflug nach Bremen, die Fahrt begann fröhlich; unter den kundigen Reisegefährten, die von Gotha heimzogen, gab es lebhafte Erörterungen über Hannover und Bremen. Die Bremer empfingen ihn mit ihrer bekannten Gastlichkeit, mit Toasten, Reden und auch rühmlich im Keller bei Rose und den Aposteln; aber sein Hauptzweck, Besuch der deutschen Flotte, wurde durch übermäßiges und anhaltendes Unwetter verdorben. Da forderten die Bremer, daß er im Herbst mit Gagern zu ihnen zurückkehre.

Im October unternahm Mathy mit Gagern die besprochene Reise nach dem Norden. Veranlassung war die bevorstehende Taufe eines großen Handelsschiffes auf den Namen Heinrichs v. Gagern. Dafür war eine neue Einladung von Bremen gekommen. Von dieser Reise hat Mathy selbst in Briefen an seine Frau ausführlichen Bericht abgestattet, und dieser Bericht soll hier wortgetreu mitgetheilt werden. Es ist eine sehr anspruchslose Aufzählung leichter Reiseeindrücke in schneller Niederschrift, aber sie wird vielleicht ein flüchtiges Bild bewahren von der ersten deutschen Kriegsflotte, für die er in Frankfurt arbeitete, und ihn selbst als guten Erzähler dem Leser vertraulich machen. Und der Bericht soll dem Leser noch einen kleinen feinen Zug in dem Charakter des Briefschreibers deutlich machen, der am besten ohne Empfehlung empfunden wird. Mathy beginnt folgendermaßen:

„Je weiter wir gegen Hannover kamen, desto verdächtiger wurden die Blicke der Mitreisenden und der Leute, die an den Bahnhöfen standen, besonders der Frauen. In Wunstorf, wo die Seitenbahn nach Bremen abgeht, lasen wir in der Weserzeitung die Nachricht von unserer Abreise aus Frankfurt. Mit dem Incognito war es vorbei. Bahninspektor Hartmann begrüßte Gagern, kündigte an, daß man ihn in Bremen erwarte, daß er uns begleiten werde, und ließ, um die Reise zu beschleunigen, den Personenzug ohne die Güterwagen abgehen. An den Stationsplätzen Nienburg und Verden mehrten sich die Neugierigen, welche betrachend am Wagen vorbei passirten. Mittag gegen halb zwei langten wir in Bremen an, vor der gewöhnlichen Zeit. Dennoch waren viele Leute da, umdrängten und begrüßten Gagern. Als wir uns kaum in eine Droschke geborgen, kam Freund Meier, bewillkommte uns mit alter Herzlichkeit und führte uns in sein stattliches Haus. — Mehre tausend Menschen drängten sich zur Nacht zwischen 10 und 11 vor dem Hause des Herrn Meier um das Musikkorps des hanseatischen Militärs, welches das Ständchen brachte. Die

Beschreibung unserer kurzen Reden vom Fenster steht in der Weserzeitung.

„Dienstag (16. Oct.) früh 6 Uhr fuhren wir mit dem Dampfer Roland die Weser hinab. Außer Meier begleiteten uns Duckwitz und Kerst, — letzterer, welcher zu wachen hat, daß die Flotte nicht escamotirt wird, nur bis Brake. — Unser Schiff hatte die Bremer Staatsflagge, die deutsche Flagge und sämmtliche Signalflaggen aufgezogen, etwa zwanzig übereinander an Einem Tau, zum Zeichen, daß Gagern sich an Bord befinde. Auf dem Verdeck war Eis, es hatte in der Nacht tüchtig gefroren. In Vegesack wehten die Flaggen von den Schiffen und Häusern, eine Menge Menschen stand am Ufer, das Schiff Heinrich Gagern ruhte in vollem Schmuck, hoch über die umgebenden Häuser ragend, majestätisch auf den Stützen, welche in wenigen Stunden weggezogen werden. Böllerschüsse begrüßten uns. Hier hatten wir das erste Seeabenteuer. Das Schiff hielt an der Landungsbrücke, das Bord war aufgelegt, ein Schiffsjunge schritt herüber, als ein geringes Schwanken des Schiffes das eisglatte Bord abrutschen machte. Der Junge stürzte in die Tiefe. Alles gerieth in Bewegung. Männer kletterten am Ufergebälk herunter, Stangen wurden gebracht, bald befand sich der Junge an Bord, naß wie eine Katze und — lachte. Er setzte sich an den Schornstein und ließ sich trocknen. Die Kälte drang durch Mäntel, Kleider und wollene Strümpfe, scharf pfiff der Wind über das Verdeck.

„Bei Brake liegt die Kora, eine in England gebaute große Dampffregatte, sodann im Dry-Dock, einem Bassin, aus welchem das Wasser abgelassen und das Schiff trocken gelegt werden kann, der Erzherzog Johann, welcher ausgebessert wird. Unser Kapitän rief die Kora an, ein Boot zu schicken und ließ halten. Bald kam ein Boot mit acht Matrosen und einem Officier, um uns an Bord der Kora zu bringen. Zweites Seeabenteuer. Die Matrosen, meist Neulinge, halb

Deutsche, halb Engländer, verstanden weder ihr Geschäft noch das Commando. Der junge Hülfsofficier wollte vermuthlich durch Kühnheit ersetzen, was an Erfahrung fehlte, und ließ das Boot stromabwärts an die Seite und Treppe der Kora treiben. Die Matrosen hielten aber nicht ein als commandirt wurde, wir kamen unter den Radkasten, konnten uns nur mit Mühe losmachen, und thaten nun, was im Anfang hätte geschehen sollen, das heißt, wir ließen das Boot weiter abwärts treiben und wendeten dann wieder herauf an das Schiff. An der Treppe aber stießen wir zuerst auf ein anderes sehr stark bemanntes Boot, ehe wir glücklich hinaufgelangten. Der arme Officier war außer sich vor Zorn und Scham. Er knirschte, schluchzte, stöhnte, warf die Handschuhe auf den Boden, jammerte, daß die Schmach ihn ewig drücken werde. Von dem Kapitän Reichert, einem Hamburger und tüchtigen Seemann, wurde der Jüngling nicht sehr freundlich empfangen. Ein grimmiger Blick und die Worte: „Das hätte ich nicht gedacht, Herr!" deuteten auf Folgen und unsere Begleiter versicherten, er werde gestraft werden. Ein halbes Dutzend Bremer Kapitäne von Kauffahrern, die auf unserm Schiff waren, spotteten nachher über die Ungeschicklichkeit der Leute von der Marine, ärgerten sich aber doch, daß wir einen so schlechten Begriff von deutschen Seeleuten bekommen hätten. Im Verlauf der Erzählung wirst du sehen, daß dieser Fehler glänzend gut gemacht wurde. Kapitän Reichert, obgleich sehr verstimmt, zeigte uns die Einrichtung der Kora, die ungeheuren Kanonen, die Kapitäns-, Officiers-, Kadetten-Kajüten, die Räume wo Matrosen und Seesoldaten essen und schlafen, die Waffenkammer, die Maschine — alles großartig und für uns Landratten Gegenstände des Staunens und der Bewunderung. Hie und da fand sich beim Oeffnen einer Kajütenthüre im Innern ein Junge, der vom Kapitän jedesmal eine Ohrfeige bekam, ohne eine Silbe der Erläuterung. Duckwitz erklärte uns nachher, diese Liebkosung sei erfolgt, weil die

Jungen im Zimmer die Mützen aufbehalten hätten, was sie nicht dürften. — Wir kamen glücklich an Bord des Roland zurück; der Lieutenant führte das Boot wieder, er war gebrochen und sprach zu den Matrosen mit tiefgrimmig-ironischer Zärtlichkeit; es war aber auch arg, der Mann, welcher den Haken führte, um an der Schiffstreppe einzuhängen, wußte gar nicht, was er mit dem Instrument anfangen sollte.

„Gegen Mittag gelangten wir auf die Rhede vor Bremerhafen, wo die deutsche Flotte ankert, zuerst die Segelfregatte Deutschland, dann die Dampfer Hamburg, Bremen, Lübeck, Barbarossa, und Hansa. Weiter unterhalb die amerikanische Fregatte St. Lawrence. Rechne zu diesen Kriegsschiffen noch den in Brake liegenden Dampfer Kora, welcher den Namen Ernst August (!) erhalten soll, so hast du einen ganz stattlichen Anfang einer deutschen Flotte. Als wir vorbei fuhren, zogen sämmtliche Schiffe ihre Kriegsflaggen auf.

„Ein herrlicher Anblick überraschte uns in Bremerhafen. Dort liegen über 60 große Kauffahrer, sie hatten alle die Flaggen und Wimpel aufgezogen. Das Ufer war mit Menschen angefüllt, die uns herzlich begrüßten, der Baumeister, der Hafenaufseher,. einige Kapitäne stellten sich vor mit dem Erbieten, uns Alles zu zeigen. Ein Kapitän benachrichtigte uns, daß Kapitän Paulding vom St. Lawrence zwei Boote zu unserer Verfügung stelle, um uns an Bord des St. Lawrence zu bringen. Wir sahen nun zuerst den Dry-Dock, wo einige große Schiffe gebaut und ausgebessert wurden; die Seearsenale, mit Kugeln, Waffen aller Art, Enterpiken und Enterbeilen, Tauen u. dgl. Dann den Hafen. Gründlich betrachteten wir die Helene, ein sehr großes Schiff, prächtige Kajüte mit Schlafkammern für 36 Passagiere, luxuriöse Damenkajüte, Zwischendeck, Schiffsraum, Küche u. s. w. Nebenan lag der Patriot, der gerade vom Wallfischfang in der Südsee zurückgekehrt war, wo die Schiffe zwei Jahre ausbleiben; wir sahen seine Harpunen, Wallfischboote, Thrankessel. Da lag ein

Grönlandsfahrer, ebenfalls vor Kurzem zurück, zwei Spanier, welche Leinwand und andere Waaren nach Havannah fahren, ein Franzose, der eine Ladung Wein gebracht hatte, „damit wir was zu trinken haben," sagte der Hafenkapitän, der uns begleitete; ein Norweger, mehre Engländer mit Kohlen. — Die schmutzigen englischen Schiffe können den Vergleich mit den Bremern gar nicht aushalten, deren viele da lagen, die von allen Enden der Welt herbeigekommen waren. Ein kleines Schiff hatte Kanonen, Ankerkette und andere Reste von Christian VIII. gebracht, die in's Arsenal kamen; es führte die deutsche Flagge, war aber ein Däne, der zwar die Fracht für den Transport der Kriegsbeute zu verdienen keinen Anstand nahm, aber sich doch schämte, dabei seinen Danebrog wehen zu lassen. An diesem Dänen ergötzten sich die deutschen Seeleute. — Galant sind die Bremischen Rheder; die meisten Schiffe tragen Frauennamen, Kunigunde, Therese, Helene, Maria, Elise u. s. w. Als wir bei Elise vorbeigingen, sagte der Hafenkapitän: „Das ist meine Elise, die habe ich dreizehn Jahre gefahren und vierunddreißig Reisen mit ihr nach Amerika gemacht." Sie ist ein Auswandererschiff, mehre waren schon an Bord, darum wollten wir ihre Einrichtung sehen. Der Anblick reifte in mir den Entschluß, nur als Kajütenpassagier nach Amerika zu fahren und lieber zu Haus zu bleiben, ehe ich im Zwischendeck auswandere. Ein Ehepaar kam herauf mit einem kleinen Mädchen, welches sagte: „Mutter, ist dies das Häuschen, in das wir kommen?"

„Endlich besichtigten wir die Reichsbatterie, aus welcher acht schwere Geschütze das Wasser weithin beherrschen. Die Besatzung besteht aus Reichs-Seesoldaten, die keinem Einzelstaat gehören; als Kaserne dient ein Blockhaus mitten in der Batterie. Ein Unterofficier brachte Klagen vor über Mangel an Schutz vor der Witterung: das Wasser dringt nämlich bei starkem Regen nicht durch das Dach, aber von der Thür ein, wie bei einer Ueberschwemmung. Auf Gagerns Frage,

was er für ein Landsmann sei, erwiederte der deutsche Seesoldat: „ein Baier.“

„Nun gingen wir zu den amerikanischen Böten, welche in der Nähe angelegt hatten. Jedes hatte zwölf Matrosen, einen Steuermann und einen Officier. Außer Gagern, Duckwitz, Meier und mir hatten sich noch zwei Herren angeschlossen. Die Yankees sahen vortrefflich aus in weißen Unterjacken (ihre blauen, welche sie darüber tragen, hatten sie abgelegt), blauen Kragen, mitten auf der Brust ein schwarzes Herz genäht, und blaue Hosen. Bald waren wir an der Seite der Fregatte, — und was nun folgt, machte mir einen unvertilgbaren Eindruck. Kapitän Paulding empfing uns mit den höchsten Ehren, die ein Kriegsschiff erweisen kann, die Raaen waren bemannt (die Querstangen an den drei Masten, immer drei übereinander, waren mit mehr als 200 Matrosen besetzt); Kapitän Paulding und seine Officiere bewillkommneten uns an der Treppe. Auf dem Verdeck standen die Marinesoldaten, deren Uniform jener der Hessen-Darmstädter ähnlich ist, in Reih und Glied und die Matrosen in Haufen. Die Musik spielte und die Kanonen donnerten 21 Salutschüsse. Das Commando zu jedem Schuß wurde mit dem Sprachrohr gegeben, ein Ton, schmetternd, grunzend, gräßlich. Unmittelbar auf den Ton folgte der schwere Schuß, schneller, immer schneller Ton und Schuß, alles Menschliche hörte auf, es war als ob die Furien los wären. Nun wurde uns das ganze Schiff gezeigt. Die Matrosen sind ein Corps der mannigfaltigsten Art, von dem jungen Milch- und Blutgesicht mit blondem Seidenhaar bis zum wolligen Negerkopf. In der Kapitänskajüte, prachtvoll eingerichtet, ein Wiegenbett im Schlafgemach, wurde Champagner und Portwein servirt; dann ließ Kapitän Paulding manövriren. Wir sahen zuerst im Zwischendeck zu. Auf einen Pfiff stürzten Schaaren von Matrosen in den Raum, an die Kanonen. Zuerst etwa sechs Mann an jede, welche den Geschützen die Bande lösten und sie in beweglichen

kampffertigen Stand setzten. Dann wurde geladen, gerichtet, gefeuert (nicht mit Pulver, nur die Bewegungen wurden gemacht), immer mehr Leute kamen herzu, wie der dargestellte Kampf hitziger wurde. Es war ein unbeschreibliches Gewimmel in dem niedern langen Raum. Zuletzt stand bei jeder Kanone die volle Bedienungsmannschaft, zwölf Mann, hinten der Officier und zwei Jungen, welche die Patronen herbeischleppen. Mitten im stärksten Schlachtgewühl gingen wir auf das obere Deck, wo ebenso manövrirt wurde, und stellten uns neben dem Kapitän auf dessen Posten. Es wurde nun angenommen, ein feindliches Schiff wolle entern. Allhands! tönte der Commandoruf, und nun mußte Alles an die Kanonen, selbst die Musikanten. Die Seesoldaten feuerten mit den Gewehren, rückten dann an die bedrohte Stelle. Die Matrosen kamen mit Piken, Beilen und Säbeln, stießen und hieben gegen den fingirten Feind und kletterten dann zum Angriff auf die Brustwehr, um ihrerseits zu entern. Plötzlich ward angenommen, das Schiff brenne. Von jeder Kanone lief nun ein zum Löschen bestimmter Mann, holte seinen Eimer, die Löschmannschaft ordnete sich in Reihen und lief mit wunderbarer Schnelligkeit, das geschöpfte Seewasser zu dem bedrohten Punkte tragend. Das war der Gipfelpunkt des großartigen Schauspiels. Unter dem scheinbar wirren Getümmel die größte Ordnung. Bei der schnellsten Bewegung die größte Stille. Kanonenfeuer, Enterangriff, Löschen, Gewehrfeuer, alles zugleich. Kein Laut als das Sprachrohr des Officiers und das Schrillen der Pfeife. Das muß man gesehen haben, um es sich vorstellen zu können. Ich erfuhr, daß jeder Matrose das ganze Exercitium in allen Theilen kennt, daß Jeder im Stande ist, nicht nur an die Stelle jedes Verwundeten oder Getödteten zu treten, sondern auch ein Geschütz zu commandiren. Burschen von 15 Jahren verstehen dies schon. Es ist aber auch nur möglich durch die tägliche, Jahre lang fortgesetzte Uebung der Leute, die sonst vor Langeweile

umkommen würden; aber auch ein Beweis, daß man in Einem Jahre keine Flotte schaffen kann. — Als wir das Schiff verließen, war wieder alles in Parade aufgestellt. Ein Paar Hundert Matrosen kletterten wie ein Ameisenhaufen auf die Raaen, die Officiere geleiteten uns an die Treppe. Unten lag ein Boot des St. Lawrence und eines von der deutschen Dampffregatte Hansa. Wir vertheilten uns auf beide. Die Amerikaner hatten zwölf, das deutsche Boot sechs Matrosen; ich konnte nicht anders glauben, als daß die Amerikaner, auf deren Boot ich war, viel schneller an das Ziel, die Fregatte Hansa, kommen würden, als die Deutschen. Die Wettfahrt begann, die Yankees waren voraus. Da sagte der deutsche Officier: „Jongens, lat de Yankees nich vor!" — und die sechs Deutschen griffen aus in langsamen Ruderschlägen, aber mit tiefen, langgezogenen Furchen. „Boys, Boys!" feuerte halblaut der amerikanische Officier seine zwölf Leute an, die mit kurzen, schnellen Schlägen ruderten. Aber die Deutschen kamen an die Seite, kamen vor und erreichten lange vor uns das Schiff! Da war der Fehler bei der Kora wieder ausgetilgt. — Die Hansa (früher United States) ist das größte Kriegsdampfschiff der Nordsee. Sie hat einen Einhundertundzwanzigpfünder auf dem Vorder-Kastell, außerdem einige Achtundsechzigpfünder. Die Einrichtung im Schiff ist noch nicht vollendet. Die Maschine ist ein Riesenwerk. Von dort fuhren wir an Bord des Barbarossa, der ganz fertig ist, ebenfalls ein wackeres Ungeheuer. — Die Nacht wachte ich viel, die großartigen Eindrücke hatten mich aufgeregt. Am nächsten Morgen früh 6 Uhr fuhren wir nach Bremen hinauf, wo wir um 12 Uhr eintrafen.

„Mittwoch um 4 Uhr wurden Gagern und ich von zwei Comitémitgliedern in zwei Wagen nach der Union, einem Gesellschaftsgebäude mit geräumigen Sälen, abgeholt. Wir trafen dort gegen 200 Theilnehmer an dem Festmahle, sämmtlich von der Rechten und dem Centrum, d. h. dem Kaufmanns-

und Gelehrtenstande angehörig. Manche von der Linken hätten gern Theil genommen, aber sie wurden ausgeschlossen, was ich nicht zweckmäßig finden kann. Der Saal war mit deutschen, Bremer, und amerikanischen Flaggen, mit Pflanzen und Blumen prachtvoll dekorirt, die hanseatische Musik spielte bekannte Weisen.

„Gagern sprach über ein und eine halbe Stunde; es war eine staatsmännische Rede, keine Tischrede, aber die Zuhörer folgten mit Aufmerksamkeit der Entwicklung seiner Politik in der jüngsten Geschichte seit März 1848. Dröge, mein College vom volkswirthschaftlichen Ausschuß, begrüßte mich und gab mir Anlaß zu einem Toast, dessen wenige Worte von keiner Erheblichkeit sind. Die Damen von der Gallerie, unter sich vergnügt, ließen Gagern einen Gruß sagen. Dieser war sehr liebenswürdig, mit seinem ritterlichen Wesen und siegesgewisser Offenheit machte er die Runde an den Tischen, stieß mit Jedem an, hatte freundliche Worte für Alle, und gab sich dem stärkenden Eindrucke des ehrenden Empfanges mit voller Ungezwungenheit hin. Es war 10 Uhr vorüber, als wir uns verabschiedeten, — um in den Rathskeller zu gehen, wo die beiden Brüder und zwei Verwandte von H. Meier mit ihren Frauen uns in einem Saale erwarteten.

„Donnerstag war der Tag der Schlacht bei Leipzig, der hier noch mit Glockengeläute und Posaunenschall vom Dom gefeiert wird. Wir machten und empfingen Besuche. Ich schaute mich in der Stadt um. Ein Packhaus gab eine Uebersicht des Verkehrs mit Amerika. Da lagen die Tauschgegenstände neben einander. Brasilzucker, Columbiatabak, Häute u. dgl. als Erzeugnisse Amerika's; dagegen Eisenwaaren, Porzellan- und Glaswaaren, Tücher, Branntwein u. s. w., welche Deutschland nach den transatlantischen Ländern absetzt. Die Masse von Nürnberger Waaren, welche dorthin gehen, ist unglaublich groß; eine Menge alter Uniformen und abgetragener grellfarbiger Kleider wird von Bremen als Putz für

die Neger nach den Küsten von Afrika gebracht und gegen Palmöl, Goldstaub, Elfenbein u. dgl. umgetauscht. Mittags fuhren wir nach Vegesack, wo wir nach 2 Uhr eintrafen. Häuser und Schiffe waren mit Fahnen und Flaggen geschmückt, Schaaren von Menschen hatten sich am Ufer gesammelt. Zunächst besuchten wir das Schiff Heinrich von Gagern, sahen die prachtvolle Einrichtung der Kajüte, das Zwischendeck, welches 120 badische Auswanderer nach Neworleans aufnehmen wird, stiegen bis in den untersten Schiffsraum hinab, der eine Masse von Gütern bergen kann. Vom Verdeck aus sahen wir über die Weser hin; mit der Fluth bewegte sich eine Flotte von Kauffahrern herauf, ich zählte 36 Segel. Das Dampfschiff von Bremen legte an, überfüllt mit Menschen, deren mindestens 5—600 auf dem Verdeck gedrängt standen. Viele von diesen eilten, den Gagern noch vor dem Ablaufen zu besteigen. Die Höhe vom Boden bis zum Deck war ungefähr die eines dreistöckigen Hauses, man gelangte auf Borden hinauf, die an der Seite angebracht waren; das oberste Bord, welches zum Verdeck führte, war schmal; die Befestigung leicht, weil die Borde vor dem Ablaufen schnell weggenommen werden mußten. Nur mit Mühe gelang es Herrn Meier dem Andrängen soweit Einhalt zu thun, daß wir mit den Damen, einige zwanzig Personen, wieder herunter kommen konnten. Wir waren kaum an das Ende des Schiffes, das heißt, unten auf der Erde daran hingehend, gelangt, als wir hörten, wie die Treppe brach und die darauf Befindlichen herunterstürzten. Bald wurden drei Verwundete vorbeigetragen, drei Andere geführt. Indessen war ein Arzt zur Stelle, und es zeigte sich, daß ein gebrochener Arm die schlimmste Verletzung war. Es hätte viel schlimmer werden können. Wir nahmen nun Platz auf einem Balkon am Uferrande neben dem Schiff. Der entscheidende Moment kam, die Stützen wurden weggeschlagen, die letzte von dem Meisterknecht, der unten liegen bleiben und das Schiff über sich wegrollen lassen muß. Dreimal wurde

die Flagge herunter und wieder hinauf gezogen; das majestätische Gebäude, nur noch von seinem eigenen Gleichgewichte getragen, setzte sich in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller schoß es in die Weser hinein; man hielt den Athem an. Hoch auf schäumte das Wasser, das Schiff stand, der Anker wurde geworfen. Außer der Schiffsmannschaft war es den jungen Leuten von den Comtoiren und manchen Bekannten vergönnt, den Rutsch in's Wasser auf dem Schiff mitzumachen. Als die abschüssige Fahrt so glücklich gelungen war, das Schiff am Anker fest lag, trat die Mannschaft in einer Reihe vorn an den Rand des Verdecks, schwenkte die Hüte und brachte ein dreimaliges Hurrah!, welches vom Lande tausendstimmig erwiedert wurde. Die Amerikaner, Kapitän Paulding und seine Officiere, welche auf unserm Balkon standen, sprachen mit Bewunderung von dem Geschick der Leute und der Trefflichkeit des Schiffs. Hier legt Deutschland Ehre ein durch die wackeren Bremer. — Das unvermeidliche Essen war in dem Havenhause bestellt.

„Als wir gegen Abend, etwa 8 Uhr, in ein unteres Zimmer zum Kaffee kamen, bemerkten wir, daß das Haus von Volk umdrängt war; durch die Fenster suchten die Leute den Anblick Gagerns zu erhaschen. Eine Batterie von 6 Böllern hatte die Toaste begleitet; Vegesack war Gagern zu Ehren illuminirt. Als wir dies hörten, beschlossen wir, zu Fuß durch das Städtchen zu gehen. Als Gagern erschien, empfing ihn ein donnerndes Hoch. Das Gedränge war aber so groß, daß wir unsern Vorsatz aufgaben und das Haus wieder zu erreichen suchten. Wir fuhren langsam durch die wogende Menge und die erleuchteten Straßen und kamen nach 10 Uhr nach Hause. —

„Herr Meier entschloß sich uns nach Hamburg zu begleiten; er setzte dadurch seiner wahrhaft aufopfernden Gastfreundschaft die Krone auf. Der Abschied, nach so viel Beweisen von Freundschaft, fiel uns schwer. — In Nienburg

stieg der Bürgermeister des Städtchens ein; er gab uns das Geleite bis Hannover. Außerdem hatten sich viele Männer von Nienburg im Stationsgebäude versammelt. „Wir haben einen Mann unter uns" — so hob ein Lehrer eine Rede an, die mit einem Hoch auf Gagern schloß. Den lieben langen Sonntag fuhren wir durch die Lüneburger Haide, trafen vor 4 Uhr Nachmittags in Harburg ein. Im Bahnhofe umarmten uns Riesser und Hans Raumer, der zum Oberjäger vorgerückt war. Hinter ihnen kamen Herr Wurm und Frau.

„Hier empfand ich recht lebhaft die Annehmlichkeit mit einem berühmten Mann zu reisen. Auf ihn heften sich die Blicke der Gaffer; an ihn drängen sich die Anhänger, ganze, halbe, Un- und Bekannte. Der Begleiter kann von dem Vergnügen so viel oder so wenig mitgenießen, als er will. Nachdem der erste Bewillkommnungssturm sich gelegt hatte, setzte sich der Zug nach dem Ufer in Bewegung, wo das Dampfschiff lag um über die Elbe zu bringen; dichter Nebel lagerte über dem Wasser, langsam bewegte sich das Boot, jeden Augenblick wurde gestoppt; bald fuhren wir dicht an einem Schiffe vorbei, das erst in nächster Nähe sichtbar wurde; bald rief der Kapitän ein vorübergleitendes Boot an, um zu erfahren, wo wir seien, bald tönten die Stimmen aus dem Nebel, warnend und belehrend. Der Kapitän ließ die Passagiere öfter um Stille bitten, weil er dem Steuermann, der die Schiffslänge nicht übersehen konnte, die Bewegungen zurufen, und dieser, zum Zeichen, daß er die Rufe verstanden, sie wiederholen mußte: „Stürbord" — „Stürbord" —; „Backbord" — „Backbord" — lautete das lakonische Gespräch. Endlich schimmerten Lichter durch den Nebel, — wir landeten in Hamburg, hatten die doppelte Zeit zur Fahrt gebraucht. — Während wir nach dem Gepäck sahen, kam eine Deputation an Bord, um Gagern zu begrüßen; am Lande wurden wir umringt, der Wagen vom Hotel de l'Europe war heranbestellt; als wir schon die Sitze eingenommen, stürzten noch Leute herbei und riefen:

„Willkommen in Hamburg!" zum Schlag herein. Im Gasthof waren Zimmer gerüstet, im Salon brannte ein wohlthuendes Feuer, vor den Fenstern glänzte das Alsterbassin im Wiederscheine zahlloser Flammen wie ein Feuermeer.

„Unvermerkt war es am nächsten Morgen eilf Uhr geworden, die zu dem Morgenausfluge nach Blankenese bestimmte Stunde war gekommen. Der Nebel von gestern war in der Nacht zu Regen geworden. Heute Vormittag klärte sich der Himmel auf und jetzt lächelte uns die Sonne. Sie lächelte, — sie lachte nicht; es waren weiße Wolkenhüllen genug vorhanden, um das Licht durch alle Nuancen vom grellsten blendendsten Wiederschein der Sonnenstrahlen aus dem Wasser bis zur dunkelsten Färbung über die Gegend zu werfen. Vom hohen Ufer sieht man die Elbe weithin auf und ab; jenseits erscheinen die Höhen der hannöver'schen Haide dem getäuschten Blicke bald als Gebirgskette, bald als aufgethürmte Meereswogen. Unzählige Schiffe, große und kleine, kamen, so weit man sehen konnte, die Elbe herauf. Wenn ein Schiff mit vollen Segeln über glitzernde Wasserfläche hinglitt, und seine dunkeln, scharfgeschnittenen Umrisse silhouettenartig zeigte, da würde man den Maler, der das Bild getreu wiedergegeben hätte, der Unnatur und Effekthascherei beschuldigt haben. Und nun am Ufer, in dem Thaleinschnitte zu Füßen, reihenweise übereinander, umschattet von Bäumen, deren Laub in den Herbstfarben wechselte, — die Häuser von Blankenese. Das war eine südliche Landschaft, in den Norden gezaubert. Die Blankeneser sind tüchtige Seefahrer. Sie besitzen 120 kleine Schiffe, Briggs und Ewers, mit denen sie nach allen Welttheilen segeln. — Auf dem Rückwege besuchten wir den Godefroy'schen Landsitz. Der Bediente, welcher den Schlag öffnete, fiel mir auf und auf meine Frage, wo der junge Mensch Heimathrecht habe, war die Antwort: Er ist eigentlich ein Schwarzer — er war in der That sehr schwarz, — früher auf Havannah Sklave, jetzt aber frei. Nach kurzem

Aufenthalte gingen wir durch den Garten, eigentlich Park, an der Elbe eine Viertelstunde aufwärts; ich konnte kaum loskommen von den Reizen, welche hier ein vom Ufer hereingeschnittenes idyllisches Thal, dort ein Ausblick über die Wasserfläche und die weite Gegend bot.

„Am 23. October fuhren wir: Gagern, Meier, Schleiden und ich nach Kiel, wo wir gegen halb zwölf anlangten. Die Gegend, größtentheils reizloses Haideland, wird in der Nähe von Kiel fruchtbar, und hügelig, und der Anblick der Stadt und des geräumigen, tiefen, hügelumkränzten, natürlichen Hafens ist anmuthig. Hier können die größten Schiffe unmittelbar an der Stadt anlegen, die größten Flotten hätten Platz zum Ueberwintern, — aber es ist die Ostsee, zu deren Pforte am Sund Dänemark die Schlüssel in Händen hat. Wäre dieser Hafen an der Nordsee, oder, wie man sie hier richtiger nennt, Westsee, so wären wir mit der deutschen Flotte nicht in Verlegenheit.

„Beseler geleitete uns nach Düsternbroock. Eine kleine Strecke seewärts ist ein Fort mit zehn Geschützen recht sauber und nett angelegt. Diese Batterie, eine andere am gegenüberliegenden Ufer, sodann weiter gegen den Ausgang des Hafens die Feste Friederichsort und ihr gegenüber die Schanze von Labö, beherrschen den Hafen. Vor der Bucht liegen nämlich mehre dänische Kriegsschiffe, während aus den Strandbatterien die Kanonen weggebracht sind, und die Infanterie, welche in Eckernförde liegt, gegen einen Ueberfall dänischer Schiffe nichts ausrichten kann, selbst wenn sie wollte. — Gerüchte, daß die Dänen einen Versuch gegen die Gefion beabsichtigen, daß sie außerdem in Schleswig eingefallen und schon bis Flensburg gekommen wären, hatten sich verbreitet. Obgleich ihnen kein Glaube geschenkt wurde, hatte Beseler doch den „Bonin" heizen lassen und lud uns ein eine Spazierfahrt auf der See zu machen, um zugleich ein wenig nach den Dänen zu sehen. Wir fuhren an Bord nach 2 Uhr, auf einem Boote, welches dem

König von Dänemark gehört hatte und mit goldverbrämten rothen Sammetkissen geziert war. Drei Kanonenböte segelten und ruderten mit Windeseile voraus. Wir mußten noch eine halbe Stunde still liegen, bis Dampf genug vorhanden war. Da die Seeleute nach dem Waffenstillstand beurlaubt und nur diejenigen geblieben waren, welche nicht nach Hause verlangten, so war jedes Kanonenboot statt mit 60 nur mit 40 Mann besetzt, und die Bemannung des Bonin war aus verschiedenen Schiffen zusammengestoppelt, — nicht eben die besten Leute, wie man sagte, mir aber kamen die wilden Gestalten noch gut genug vor; auch bemerkte ein Officier gelegentlich, wenn die Kanonenböte der Dänen ansichtig werden, so würden sie nicht zu halten sein. Es hatten schon einmal drei von ihnen eine große dänische Fregatte angegriffen, ihr Gallion und Steuerruder abgeschossen und sie zur schimpflichen Flucht gezwungen. Die kleinen Racker sind nämlich schwer zu treffen und fahren daher mit göttlicher Verwegenheit dem größten Feinde auf den Leib. — Als wir Dampf genug hatten, wurde die Trommel gerührt und die Anker gelichtet. Das war für uns ein neues Schauspiel. In eine große Winde, um welche unten die Ankerkette geschlungen ist, werden zwölf Hebel gesteckt, jeder von Einem Matrosen gefaßt, ein Mann sitzt an der Winde auf dem Boden, um die Kette im Ablaufen zu handhaben und beim Aufziehen ordentlich um die Winde zu legen. Mit dem ersten Trommelschlag drücken die Matrosen die Hebel vorwärts, springen wie in einem Caroussell im Kreise herum, hüpfen über die Ketten weg, die sich um die Winde legen und den Anker heraufbringen. So lange die Operation dauert, wird die Trommel gerührt. — Wir fuhren durch die Bucht hin, an der Batterie vorbei, die wir vorher besichtigt hatten, an dem Kriegsschooner mit 8 Zwölfpfündern, der als Wachtschiff davor liegt, an mehren Schiffen hin, die ihre Flaggen zeigen mußten, — ein Holländer, ein Oldenburger u. s. w., an der Festung vorbei, wo unsere 3 Kanonenboote schon in

Linie lagen, und sahen hinaus in die weite Ostsee. Ich stand neben dem commandirenden Lieutenant auf dem Radkasten und fühlte mich ordentlich stolz auf einem deutschen Kriegsschiff. Wir hätten um das Vorgebirge Bulk herumwenden müssen um nach der Bucht von Eckernförde zu gelangen; aber dann hätte uns die Dunkelheit überrascht und der Nebel, der schon anfing sich zu zeigen. Dies wünschte weder der Kapitän, der für uns besorgt war, noch wir, deren ein geselliges Mahl in Kiel harrte. Officiere und Matrosen zeigten jedoch durch ihre Mienen, daß sie nicht leichten Kaufs sich würden gefangen geben. Das Boot wurde zur Rückfahrt gewendet, gleichzeitig aber Befehl gegeben, sich zum Gefecht fertig zu machen. Die Matrosen warfen Jacken und Mützen ab und sprangen an die Kanonen. Die Brustwehren fielen herunter an der vorderen Batterie am Steuer; der Sechzigpfünder, welcher dort stand, wurde scharf geladen. Ein Trupp Freischaaren verhält sich zu diesen kampffertigen Matrosen, wie ein Schafhammel zu einem Bullenbeißer. Da ist keine steife Haltung, Jeder steht auf seinem Posten, aber wie er will; langes Haar flattert um die trotzigen Gesichter, die bisweilen nicht alle einen Bart besitzen; die Leute sind größtentheils noch sehr jung. Der Sechzigpfünder wurde von einem jungen, entschlossen aussehenden Officier gerichtet, und nach der Backbordseite abgefeuert. Wir standen dicht daneben und der Knall war so anständig, daß er die Brust erschütterte, — nicht blos die Ohren. Weit, weit draußen in der See erhob sich nach geraumer Zeit eine Wassermasse, dort hatte die Kugel eingeschlagen. Ein zweiter Schuß wurde nach der Steuerbordseite abgefeuert, aber der Rauch blieb lange vor der Kanone liegen, so daß wir die Kugel nicht verfolgen konnten. Dieser zweite Schuß hatte zuerst versagt, weil der Matrose den Zündstock verkehrt eingesteckt hatte. Bald darauf sahen wir den Mann auf der Fock-Bram-Raae stehen, und auf diesem luftigen Posten in Regen, Wind, Nacht und Nebel mußte er zwei Stunden

verweilen, als Strafe für sein Versehen. Seine Hosen flatterten um die Beine im Wind; ich glaube nicht, daß ich in so leichter Kleidung da oben zwei Stunden hätte aushalten können. — Nach 5 Uhr ankerten wir vor der Stadt und fuhren an's Land — den nächsten Morgen nach Hamburg zurück.

„Mittwoch gegen 5 Uhr Nachmittags wurden wir in Hamburg von dem Hrn. Dr. Knauth, welcher Gagern beigegeben war, und Hrn. von Chapeaurouge, Bankier, aus Genf stammend, einem artigen jungen Mann, der mein Geleiter war, nach der Tonhalle abgeholt, dort der Gesellschaft, die aus 350 Mitgliedern bestand, vorgestellt und dann in den Speisesaal geführt, welcher drei Treppen hoch lag. — Der große Saal war feenhaft mit weißen, sanftblauen und hellgelben Tüchern verziert, von einem Lichtmeer erhellt; im Hintergrunde war eine colossale Germania mit Reichsadler und Schwert aufgestellt; hinter den Draperien zu beiden Seiten derselben Musik- und Sängerchöre. Auf drei Seiten des Saales zogen sich oben die mit Damen besetzten Gallerien hin. Zwischen unsern Plätzen und der Germania war die Rednerbühne, von welcher herab die Toaste zu bringen waren. Adolf Godefroy, welcher das Ganze mit Geschick und Festigkeit leitete, brachte in feurigem, aber gehaltenem Vortrage Gagerns Wohl aus. Gagern sprach ausführlich über unsere Zustände und schloß mit dem Hoch auf Deutschland; Dr. Petersen brachte mir und Riesser einen Trinkspruch; daraus ging hervor, daß er in Heidelberg mit mir studirt hatte; er war bei den Saxo-Borussen gewesen, und erwähnte, daß ich den Muth der Freiheit und den Muth der Ordnung gezeigt. Mein Toast auf Mäßigung im Kampfe war für die Hamburger Parteiungen berechnet und fand Beifall.

„Gestern Vormittag halb eilf verließen wir Hamburg; Riesser und Wurm begleiteten uns über die Elbe. Meine Blicke hingen am Mastenwald im Hafen, an der Stadt, an

Altona, an dem reizenden holsteinischen Elbufer, bis dies Alles verschwunden war. In Harburg frühstückten wir mit den beiden Freunden im Bahnhofe und trennten uns mit den besten Vorsätzen zu gemeinsamer Arbeit an dem Bau des Vaterlands."

Soweit die Briefe Mathy's. Von den Kriegsschiffen, welche der Süddeutsche bewunderte, trägt nur noch der arme, alte Barbarossa als Kasernenschiff die Geschütze einer neuen Kriegsflotte; keines jener Schiffe von 1849 wäre nach den großen Erfindungen der Neuzeit für den Seekrieg brauchbar. Auch der Empfang zweier Patrioten in Bremen und Hamburg, damals unerhört in Deutschland, ist seitdem durch großartige Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren eines königlichen Kriegsherrn des neuen deutschen Bundes übertroffen worden. Wer aber mit Antheil auf jene früheren Aeußerungen deutscher Begeisterung zurückblickt, der wird auch aus den Mittheilungen Mathy's an die Vertraute seines Herzens die wahre und gesunde Anspruchslosigkeit erkennen, mit welcher er die Ehren der gemeinsamen Fahrt auf die glänzende Gestalt seines Freundes bezieht. Als er um dieselbe Zeit das gute Buch von Heinrich Laube „Das deutsche Parlament" durchlas, schrieb er darüber seiner Frau: „Daß er mich etwas zu hoch taxirt, schadet darum nicht, weil es das zu Wenig auf der andern Seite ausgleicht."

7.

Gegen den Strom.

Gern rühmen wir den thätigen Mann, dem Hoffnung die Nerven spannt und des Geistes Kraft beflügelt. Wer aber gegen Uebermacht arbeitet, aus einer Stellung in die andere gedrängt, bis ihm der Kampf unmöglich wird, der muß zur Anerkennung zwingen durch ungewöhnliche Eigenschaften. Denn gern mäkeln die Zuschauer an der Güte seiner Sache, an dem Maße seiner Kraft, und in die Anerkennung seiner Ausdauer mischt sich der größte Feind warmer Bewunderung, das abschätzende Mitgefühl.

Das Werk der Paulskirche und die Männer der Majorität haben im reichen Maße flache Beurtheilung erfahren, das Publikum hat sie hart dafür bestraft, daß es ihnen eine Zeit lang mit ungemessener Verehrung anhing. Mehr als Einer hat diesen unverdienten Wechsel im Urtheile seiner Zeitgenossen nicht überwunden; statt des frischen Vertrauens zu sich und seinem Volke sank Hoffnungslosigkeit in die Seelen.

Das war nicht Mathy's Schicksal, er war nicht mit ungemeinen Erwartungen in die Paulskirche getreten, er hatte vollen Theil an der Mühe und Aufregung getragen, gehoben durch die Gemeinsamkeit mit einer so großen Anzahl bedeutender Männer, wie Deutschland seit der Reformation nie im Zusammenwirken für eine nationale Aufgabe gesehen hatte.

Jetzt erst, wo die Hoffnung eines Erfolgs geringer wurde, die Arbeit mühevoller, auch ein Sieg ruhmloser, kam die ganze Festigkeit und Dauer seines Wesens zur Geltung. Er stand zuletzt in seiner Ecke fast allein und vertheidigte hartnäckig den letzten Posten. In keinem Abschnitt seines wechselvollen Lebens wurde er stärker geprüft als jetzt. Denn was er selbst erfuhr als Patriot und als Mann, war gehäuftes Mühsal, wie es wenige überstehen.

Im October siedelte Bassermann von Frankfurt nach Mannheim über. Diesem Freunde hatte seit seiner letzten Sendung nach Berlin allzugroßes Vertrauen auf die Menschen und den guten Willen der Regierenden den Muth erhalten, jetzt zog er sich enttäuscht und traurig auf die Arbeit des Hauses zurück. Mathy blieb nach Verabredung in Frankfurt, er stellte dort als Geschäftsführer des Ausschusses von Gotha den Mittelpunkt der deutschen Partei dar. In Gotha hatte er den Freunden die Ansicht ausgesprochen, es sei nothwendig, daß Einer aus dem Süden als Agent nach Berlin gehe; ohne Zweifel war es sein Wunsch gewesen, selbst diese Thätigkeit zu übernehmen, aber er fand bei den Preußen kein Bedürfniß für solche Verbindung. Da mußte er mühevoll von Frankfurt die Beziehungen zu den Norddeutschen unterhalten. Zunächst im Interesse der Deutschen Zeitung. Der Ausschuß der Gothaer hatte die Leitung des Blattes übernommen, welches seit October 1848 in den Verlag der großen Weidmann'schen Buchhandlung übergegangen war und damals ca. 2100 Abonnenten hatte, es bedurfte also Zuschüsse, wie bisher in Deutschland fast alle großen Tagesblätter, die nicht auf den Lokalinteressen einer großen Stadt oder Landschaft ruhen und nicht durch die Inserate des Geschäftsverkehrs einen großen Theil ihrer Einnahmen gesichert erhalten. Den Anstrengungen Mathy's gelang es, von den Parteigenossen in ca. 170 Actien eine Summe zusammenzubringen, welche einen Theil des Ausfalls deckte. Es galt, das ansehnliche Unternehmen zu einem Mittel-

punkt der Partei zu machen, welcher den räumlich getrennten Mitgliedern Ansichten und Interessen des Ausschusses und der Landschaften vermittelte; dafür war freilich warme Betheiligung Aller, auch durch Correspondenzen, nöthig. Und Mathy trieb unermüdlich dazu, er forderte sogar seine Frau, als sie im Bade war, halb im Scherze auf, für die Verbreitung zu sorgen. Er selbst schrieb so eifrig hinein wie der fleißigste Correspondent, dasselbe thaten die Gagern; die Zeitung brachte eine Reihe sehr schöner und kluger Artikel, und es kam viel politischer Verstand und patriotisches Sinnen darin zu Tage. Leider vermochte die Zeitung nicht, zu erhalten, was Preußen aufgab. Sie war jetzt nur der Chor, welcher die schwachen Thaten und Leiden zu Berlin mit Theilnahme, mit Klagen und Vorwürfen begleitete. Hier das rechte Maß zu halten, erwies sich als schwierige Aufgabe, wer konnte rühmen, was in Berlin geschah? Und wieder tadeln half nur den Gegnern und verstimmte die Freunde in Preußen. Stets war Vorsicht nöthig, das Blatt, welches behauptete, daß die letzten Hoffnungen auf Preußen ruhten, mußte schonen und hoffen, um nicht die mögliche Rettung zu erschweren, auch wo den Leitern im Geheimen das Vertrauen klein wurde.

Wie sicher aber Mathy, was er in der Zeitung nicht gesagt wissen wollte, gegen die Freunde beurtheilte, beweisen unter andern seine Briefe an Beckerath. Diesem schrieb er z. B. am 8. November 1849 folgende klare Auffassung der schwierigen Lage:

„Das Programm von Gotha ist in die Luft gestellt. Preußen hat seinen Standpunkt wieder verlassen, seinen projectirten Bundesstaat auf einen Verein im Bunde zurückgeführt, eine völkerrechtliche Vertretung des Vereins ist bereits durch das Interim abgeschnitten. Auch daß Preußen den Verein im Bunde zu Stande bringen werde, darf sehr bezweifelt werden. Die innere Politik des Ministeriums ist, die unentbehrlichsten Garantien der Verfassung, z. B. das Steuerbe-

willigungsrecht der Stände, abzuschwächen oder aus der Verfassung zu entfernen. Gelingt dies, so ist kein Vertrauen zu Preußen mehr möglich, und die siegenden Gegner werden auch in der deutschen Angelegenheit eine andere als die bisherige Richtung einschlagen wollen und müssen. Ein weiteres Bedenken wird aus der Führung der schleswig-holsteinischen Sache hergenommen, wobei die Anmaßung der Dänen, durch die unbegrenzte Nachgiebigkeit Preußens gesteigert, dem Ehrgefühl und dem Interesse der Nation die empfindlichsten Wunden schlägt. Daran knüpft sich endlich die Vermuthung, daß es dem kühnen und nachdrücklichen Auftreten Oesterreichs gegen die Herstellung eines Bundesstaates gelingen werde, Preußen auch hierin zum Nachgeben zu veranlassen, nachdem es bereits das hohe Ziel auf ein Maß verkürzt hat, das weder Glauben noch Begeisterung erwecken kann. Wir wissen, daß die österreichische Regierung entschlossen ist, die Berufung eines Reichstages nicht zu dulden, daß man in München über das Ausschreiben der Wahlen von Berlin lacht, und daß die zustimmenden Regierungen selbst nicht an den Reichstag und die Verfassung glauben. Aber wir wissen nicht was Preußen zu thun beabsichtigt, wenn die österreichischen Drohungen vorliegen werden. Das Dreikönigsbündniß liegt hoffnungslos darnieder, man darf kaum wagen, von dem Zustandekommen des Reichstages im Ernste zu sprechen. Der österreichischen Partei schwillt der Kamm, ihr Uebermuth kennt keine Grenzen, nicht zufrieden den Versuch eines engeren Bundes zu vereiteln, geht ihre Hoffnung dahin, wenn dieser Versuch gescheitert sein wird, Preußen erst recht zu demüthigen. Ueberall ist diese Partei thätig, und es bedarf einer raschen und kühnen Handlungsweise, um unser zerrissenes Vaterland vor dem Unglück zu bewahren, welches eine undeutsche Politik im Bunde mit dynastischen und Sondergelüsten ihm zu bereiten droht."

Das waren Worte, deren fürchterliche Wahrheit in kurzem erwiesen werden sollte. Die Parteigenossen wurden muthloser,

die Schwierigkeiten, die Zeitung zu erhalten, größer; im Februar 1850 reiste Mathy selbst nach Berlin und traf neue Verabredungen mit den Actionären, aber die Unterstützung durch die preußischen Freunde blieb lau, die große Partei der Paulskirche war nicht mehr im Stande, ihren Zusammenhang durch eine Zeitung darzustellen.

Und doch war noch eine Hoffnung, die letzte: Preußen hatte endlich ein deutsches Parlament nach Erfurt berufen. Mathy wurde dafür von zwei Wahlkreisen: Sondershausen und Brieg-Ohlau in Schlesien, gewählt. Er nahm für Schlesien an. Im März reiste er mit seiner Gattin von Frankfurt nach Erfurt. Er fand eine andere Gesellschaft als zu Frankfurt, die lauten Redner der Linken fehlten ganz, an ihrer Stelle viel preußischer Landadel, höhere Beamte und Officiere, statt der Vogt und Simon die v. Bismarck und v. Zedlitz, und Wantrup statt Schlöffel. Die im Centrum der Paulskirche gesessen hatten, bildeten hier die Linke und wurden von den preußischen Junkern mißtrauisch als fremdartige Gebilde der Revolution betrachtet. Diese Versammlung war kein völliger, aber immerhin ein richtigerer Ausdruck der großen realen Interessen von Norddeutschland, als sich in Frankfurt versammelt hatte. Aber die Nation war kalt und abgeneigt, die Regierung, welche sie berufen hatte, schwankte unsicher in den Zielpunkten; aus den vier Königreichen war Niemand gewählt, Baiern und Würtemberg hatten sich überhaupt von jedem Constitutionsversuche Preußens ausgeschlossen, Hannover war förmlich von dem Dreikönigsbündniß abgefallen, Sachsen hatte die Beschickung des Parlaments verweigert. Die Liga der Dynastien war fertig, Oesterreich ihr Schirmvogt, Rußland ihr drohender Anwalt; auch unter den Regierungen, welche den Reichstag noch beschickt hatten, war die Lust zum Abfall im Wachsen. Doch wie arm an Trost die Lage war, die deutsche Partei that noch einmal glänzend ihre Pflicht. Unter den Gefährten aus der Paulskirche war Mathy vielleicht der

frischeste und in seiner stillen Weise der heiterste. Ihm machte die Arbeit einer parlamentarischen Körperschaft damals noch wirkliches Vergnügen und mit Laune beobachtete er die seltsamen politischen Charaktere, welche die Junker aus den alten Provinzen Preußens hingesandt hatten, und die Leiter der preußischen Politik, vor Allen Hrn. v. Radowitz. Und er ergötzte sich als ein kampffroher Mann über die Niederlagen, welche die Junker durch Reden und Abstimmungen erfuhren. Er selbst wurde in den Verfassungsausschuß gewählt und ergriff in der Versammlung zweimal das Wort. Er sprach zuerst über das Steuerbewilligungsrecht des Reichstags und schlug jetzt nach der rechten Seite wie bei seiner entsprechenden Rede in Frankfurt nach der linken, als er ironisch gegen die Junkerpartei aussprach, wenn man den monarchisch regierten Staat wieder auf seine alten Grundlagen stellen könnte, wonach er seine Bedürfnisse aus dem Ertrag der Staatsgüter und mit der Heeresfolge der Vasallen bestritt, dann allerdings bedürfte man keiner Stände, ausgerüstet mit dem Steuerbewilligungsrecht. „So lange Sie aber Steuern brauchen, um stehende Heere und eine zahlreiche Verwaltung zu erhalten, so lange werden Sie auch die Vertretung sammt ihrem Bewilligungsrecht nicht entbehren können. Und wenn dieses Steuerbewilligungsrecht eine Demüthigung der Krone wäre, wo in Europa wäre noch eine ungedemüthigte Krone, die Sie hauptsächlich im Auge haben? Meines Wissens — wenn man von größeren Staaten spricht — etwa nur die russische, und es scheint mir auch, daß alle die Einwendungen gegen das Steuerbewilligungsrecht der Stände nicht aus der germanischen Weltanschauung genommen sind, sondern aus einer anderen, die ich etwa die asiatische nennen könnte. Wenn die Absicht des Antrags, wie ich nicht bezweifeln kann, dahin geht, die Selbständigkeit und Stärke der Reichsregierung zu sichern, so würde ich doch ein anderes Mittel vorgeschlagen haben, um diesen Zweck zu erreichen; ich würde Ihnen vorgeschlagen

haben, die Reichsgewalt auf eigene Einnahmen zu stellen, statt auf die Matrikularbeiträge. Allein wir sind hier nicht in der Lage, auf solche Aenderungen einzugehen."

Seine zweite größere Rede hielt er bei einem interessanten Zwischenfall. Mehre Anträge aus der Versammlung wollten der Reichsgesetzgebung das Recht einräumen, Bestimmungen über den Wahlmodus und die Zusammensetzung der Volksvertretung in den einzelnen Staaten zu treffen. Dabei vereinigten sich die entgegengesetzten Parteien, die Anträge wurden von der Reaction in Preußen unterstützt und ebenso von Liberalen aus dem Süden, welche die Ausdehnung der Reichsgewalt und Bändigung der heimischen Demokratie ersehnten oder den geheimen Wünschen der preußischen Regierung entgegenkommen wollten. Beide Gagern und Bassermann waren dafür. Mathy sprach in einer seiner längsten und besten Reden dagegen, indem er die plötzliche und späte Aenderung des Verfassungsentwurfes, das Unpraktische und Unnöthige eines solchen gewaltsamen Eingreifens in die Competenz der einzelnen Staaten hervorhob. Unmittelbar nach ihm erhielt Bassermann das Wort und suchte ihn zu widerlegen, ein Umstand, den Georg v. Vincke, der auf Mathy's Seite stand, sich nicht entgehen ließ, um in seiner Weise auf die Trennung von Castor und Pollux hinzuweisen. Als es aber zur Abstimmung kam, gab Bassermann, nachdem sein Antrag abgeworfen war, die nahestehenden Amendements, für welche auch die beiden Gagern stimmten, preis und trat wieder zu Mathy. Dieser blieb in der Minorität, aber auf seiner Seite stimmten v. Stockmar, Beseler, Graf Schwerin.

Wenige Tage darauf wurde das Parlament geschlossen, nicht fruchtlos für die Abgeordneten, ohne unmittelbaren Erfolg für Deutschland. Mathy kehrte von diesem Turnier mit den preußischen Junkern zurück in dem Selbstgefühl erprobter Kraft, er hatte sich mit neuen Gegnern gemessen und alte Freunde bewährt gefunden, darunter auch werthe Preußen, wie

Simson und Max Duncker; mit dem letzteren, der nach dem Brauch von Frankfurt die Gattin mitgeführt hatte, trat Mathy hier in ein näheres Verhältniß, und es entstand eine innige Familienfreundschaft, welche alle Wechsel der Zeiten überdauert und mit den Jahren für Beide an Bedeutung zugenommen hat.

Kurz nach der Rückkehr entschied sich auch das Schicksal der Deutschen Zeitung, sie ging in anderen Verlag über, und erhielt den letzten Redakteur. Mathy hielt aus, schrieb wieder Artikel und warb immer noch dafür; aber er sah, wenn nicht ein Wunder kam, ging es mit dieser schönen Hoffnung zu Ende, sie schwand dahin mit größeren.

Ende August reiste er von Frankfurt in den badischen Landtag. Wie fand er auch dort Alles verändert! Auf den Rausch war Abspannung und Muthlosigkeit gefolgt, die Führer der Radikalen waren verschwunden, der alte Itzstein war in die Kammer nicht einberufen und seines Staatsbürgerrechtes für verlustig erklärt, und die Kammer ging vor seinem Gesuch um Wiederherstellung trotz Mathy's Widerspruch zur Tagesordnung über. Die Verfassung, für welche Mathy sich so tapfer eingesetzt, war erhalten, und doch, was war aus dem Staate geworden? Beamte und Heer hatten ihn aufgegeben, preußische Truppen hatten die Regierung zurückgeführt und diese dachte im Geheimen an Anschluß an Oesterreich und Abfall vom preußischen Bündniß. Und jetzt war Mathy's Aufgabe, zu wachen, daß nicht dem Mißbrauch der Freiheit ein Mißbrauch der Gewalt folge, und daß die Regierung ebenso das Landesgesetz achte, wie die Volksvertretung durch ihn gehalten im Frühjahr 1848 hatte thun müssen. Es galt ferner für ihn, als Präsident der Budgetcommission zu helfen, daß der Haushalt wieder eingerichtet werde, daß die Staatsgewalt gesetzliche Befugnisse erhalte, daß der Ausnahmezustand ein Ende nehme. Schon vor dem Landtage hatte er für die Statthalterschaft Schleswig-Holsteins ein Memoire ausgearbeitet, worin er die Verpflichtung der deutschen Staaten begründete,

die Verpflegungsgelder für die Bundestruppen in den Herzogthümern zu bezahlen. In der Budgetcommission und in der Kammer verfocht er diese Pflicht gegen die badische Regierung, denn der Krieg sei ein deutscher und ein großes Nationalinteresse, und er enthielt sich nicht, auf den Unterschied zwischen dem badischen und dem holsteinischen Feldzug hinzuweisen. Fast einstimmig bewilligte die Kammer nach seiner Rede die Zahlung. Er ließ die Verhandlungen über diese Forderung als Flugschrift drucken. (Karlsruhe 1850.)

Und noch eine Aufgabe war ihm gestellt: die badische Kammer festzuhalten an dem preußischen Bündniß. Während die preußischen Truppen das Oberland räumten und zum großen Theil aus dem Lande wichen, während niederschlagende Berichte aus Berlin einander ablösten, und die badische Regierung Alles anwandte, um ein Aussprechen der Kammer zu hindern, beschloß die zweite Kammer in schöner Debatte noch am 14. November die Erklärung, daß Baden an dem Bündniß mit Preußen festhalten müsse. Mathy sprach — drei Tage nach dem Zusammenstoß bei Bronzell — mit großer Wärme und war nachher stolz darauf, daß die Ehre der Kammer gerettet sei. Schon spähten bairische Truppen unweit Karlsruhe im Dienste Oesterreichs feindlich in das Nachbarland, da hielt er mit seinen Freunden die letzte Wache in der Kammer für die Union. Auch die Zahl der Freunde war gemindert; zwar Soiron und Häusser standen noch treu an seiner Seite, aber Bassermann war erkrankt, an den Augen, am Herzen, im Mark seines Lebens, und schmerzbewegt sprach er zu dem Freunde: „Ich war zu weich für diese Zeit, ich hätte deine Nerven haben müssen."

Als Mathy nach fleißiger Arbeit von Karlsruhe schied, durfte er sich sagen, daß seine Thätigkeit für das Heimathland nicht unnütz gewesen sei, und daß er durch seine persönlichen Beziehungen zu dem preußischen Gesandten v. Savigny vielleicht mehr als die Minister vermittelt hatte: Ermäßigung der

Verpflegungsgelder für die preußischen Truppen und Herausgabe der badischen Zollvereinsintraden, welche Preußen mit Beschlag belegt hatte.

Auch sein letztes Gefecht für das preußische Bündniß war umsonst, der Tag von Olmütz schlug alle tapfern Versuche nieder. Es war ein schwerer Tag für die Preußen, schwerer noch für die Führer der preußischen Partei außerhalb des Staates; der Preuße, welcher die Schamröthe auf seinen Wangen fühlte, konnte, was er von Fähigkeit besaß, doch noch einsetzen, um eine bessere Zeit herbeizuführen, der Preußisch-Gesinnte außerhalb hatte den Staat verloren, auf den er gehofft, er war wieder unzufriedener Kleinbürger, wie zur Zeit des Hambacher Festes. Das war der Moment, wo die Charaktere geprüft wurden. — Wir suchen nach der Stimmung Mathy's, soweit sie aus vertrauten Briefen jener Zeit erkennbar ist. Er fuhr den Rhein stromab im Dampfboot Schiller, und als ihm der Dampfer Goethe begegnete, fiel ihm ein, daß Börne im Februar 1828 von Frankfurt nach Berlin gereist war und von dort nach Hause geschrieben hatte, sie sollten erklären, wie es zugegangen, daß er Donnerstag Mittag abgereist und Freitag Mittag angekommen sei. Börne hatte nämlich neun Tage gebraucht. Und Mathy empfand fröhlich, daß, was damals für unmöglich galt, in seinem Leben wirklich geworden war. Er verglich dazu die Reisekosten, die doch fast auf die Hälfte herabgesetzt waren. Aber er selbst hätte wenige Jahre später solche Beförderung mit dem Dampfschiff für unerträglich langsam und die Kosten für übermäßig hoch gehalten. — Ferner schrieb er im Jahr 1851 einem alten Freund nach der Schweiz: „Die Nation ist seit 1848 trotz aller moralischen Erbärmlichkeit doch vorwärts gekommen. Was wir gewollt an Einheit und Freiheit, war allerdings zu viel für sie, etwas weniger hätte sie vielleicht angenommen. Sie läßt sich jetzt Vieles bieten. Aber wenn ich eine Francomarke für 9 kr. auf einen Brief klebe, so geht er frei bis

Königsberg und Triest. Die deutschen Völkerschaften fühlen sich weit mehr wie früher als zusammengehörig, die Parlamente und die Truppenmärsche haben dauernde Verbindungen, auch Ehen, geschlossen, die Bauern und die Presse sind mancher Last los geworden, die öffentlichen Schwurgerichte reinigen die Rechtspflege. Die Bedingungen für eine mögliche Einigung, das Verhältniß zwischen Oesterreich und Deutschland, zwischen Preußen und den Königreichen sind erkannt, ebenso die Hindernisse der Einigung. Was 1848 chaotisch durcheinander lag, wird bei der nächsten Krise keine Verwirrung und keine Zweifel mehr erregen, der Norden wird den Süden verstehen und umgekehrt, die babylonische Sprachverwirrung von 1848 wird nicht mehr wiederkehren."

Er selbst hatte jetzt für die eigene Zukunft zu sorgen. Als ihn ein Bekannter frug, welchen Gehalt er bei der Deutschen Zeitung gehabt habe, mußte er antworten: „ich habe in der Zeit meine Ersparnisse aufgezehrt". Seine nächste Pflicht war die Handlung, deren Leitung dem kranken Bassermann unmöglich wurde. Mit kurzem Entschluß führte er Weib und Sohn im Winter 1851 aus Frankfurt nach Mannheim zurück und trat in das Comtoir der Buchhandlung.

Dies war wieder eine Rückkehr in die wohlbekannte Stadt, in alte, überwundene Verhältnisse. Dort war jetzt auf den Straßen Grabesruhe, nur in den Häusern rührten sich die Zungen; die Leute, welche Grund hatten, mit sich selbst unzufrieden zu sein, grollten der Zeit und waren geneigt, jeden Anderen für ihr Mißbehagen verantwortlich zu machen. In dieser Stimmung wollten sie ihrem Mitbürger Mathy schwer verzeihen, daß er muthiger und patriotischer gewesen war als sie, und als seine Gestalt nun wieder durch die Straßen schritt, als der Minister im Comtoir von Fr. Bassermann arbeitete und grade wie vor 1848 Artikel in das Mannheimer Journal schrieb, da begann ein gehässiges Geräusch alter Feinde, der Servilen, die er einst in der Presse lustig mit Kolben

geschlagen hatte, und der Radikalen, die er davor bewahrt hatte, von den Kolben der Soldaten erschlagen zu werden. Er wurde zwar in den großen Bürgerausschuß der Gemeinde gewählt, als aber im nächsten Jahr sein Freund, Bürgermeister Reiß, seine Wahl zum Stadtrath durchsetzen wollte, wurde dies durch die Gegner verhindert, so daß Reiß selbst verletzt von seinem Amt zurücktrat.

Mathy widmete sich wieder mit angestrengtem Fleiße der Buchhandlung, er besuchte und unterhielt den kranken Freund und dachte auf neue Unternehmungen — eines der ersten war Auerbachs Roman: „Neues Leben". Er trug sich mit dem Plane eines neuen encyclopädischen Werkes: Staatslexikon zum Handgebrauch. Dieser Gedanke und die Ausarbeitung einzelner Artikel beschäftigten ihn lange, auch eine Geschichte der deutschen Landtage beschloß er zu schreiben, und sammelte dafür Materialien.

Im December ging er wieder zum Landtag nach Karlsruhe. Er fand dort die Reaction in Blüthe, die Stände ehrerbietig gegen das Ministerium, die Eröffnungsrede des Ministers von Marschall von zeitgemäßer Haltung, denn sie sagte den Ständen nur das, was sie angehen sollte, also wenig. In der Kammer waren die Sitze auf der Rechten gedrängt voll, die auf der Linken meist leer, gerade umgekehrt wie im Jahr 1848. Mathy sagte seinen Bekannten: „ich habe gern einen geräumigen Platz", und rückte auf die äußerste Linke, wo einst v. Itzstein und Hecker gelagert hatten. Auf der Rechten hatten die Verwaltungsbeamten Oberhand und kämpften gegen die Justizbeamten im Centrum, welche beim Volk beliebter waren. Die Präsidentenwahl war eine Schlacht zwischen Polizei und Justiz, denn das waren die Parteien in der Kammer. Und Mathy sah von seinem einsamen Sitz wie Held Siegfried auf das Getümmel der Zwerge.

Er that, wie in früheren Jahren, als Vorsitzender der Budgetcommission seine Pflicht, er war in dieser Eigenschaft eine mächtige Autorität für die Kammer und Regierung ge-

worden, seine Ansichten wurden in der Regel maßgebend und Widerspruch abgeneigter Beamten erschien in sehr achtungsvoller Einkleidung. Daß er den badischen Finanzen in ungünstiger Zeit doch heilsam sein konnte, gab ihm eine innere Befriedigung.

Als er im Frühjahr 1852 zu Frau Anna und nach Mannheim zurückgekehrt war, da erkrankte sein Sohn, das verjüngte Ebenbild des Vaters, ein hoffnungsvoller und stattlicher Jüngling, von einem edlen Schwunge der Gedanken, energisch in seinem Wollen. Er warf Blut aus. Mathy hatte allen Wechsel der letzten Jahre ohne Einbuße an Heiterkeit ertragen, jetzt bebte ihm das Herz, wenn er den tiefen Gram der Mutter sah, und die Augen, welche angstvoll auf dem Antlitz des Lieblings hafteten. Und er hatte Tage, wo er nur mit Mühe zu arbeiten vermochte. Der Sohn wurde im Juni nach dem Soolbad Offenau gebracht. Er kehrte im Herbst gekräftigt wieder, bekam aber einen Rückfall. Die tückische Krankheit nahm ihren langsamen fürchterlichen Verlauf, immer neue Hoffnungen und Enttäuschungen und neue Angst. Der Arzt forderte Aufenthalt in wärmerem Klima und wies nach Hyères. Im November führte der Vater seinen Sohn nach dem Süden, durch Paris, Lyon, Marseille; in Toulon fuhr er mit ihm auf die Rhede hinaus, bestieg den Dreidecker Valmy, das Schiff des Admirals Lasasse, und wunderte sich über die Gleichgültigkeit, in welcher die Franzosen die Wiederherstellung des Kaiserreichs erlebten. Aengstlich lauschte er auf die Athemzüge seines Kranken, während er ihm das französische Wesen wie ein älterer Kamerad erklärte. In Hyères fand er Alles nach Wunsch, Temperatur wie zu Karlsruhe im Juni, prachtvolle Gegend, herrliche Luft und unter den Fremden eine deutsche Gärtnersfamilie, brave Leute, bei welchen er den Sohn in Kost gab. Es war schwere Trennung. Aber nach der Heimkehr des Vaters kamen Briefe des Sohnes in heiterer Laune, die Versicherung erfreulichen Wohlbefindens, und daß er viel gute Leute gefunden, als

Hausgenossen einen wackern, alten Herrn aus Norwegen, mit dem er Schach spiele, und daß er hier am Mittelmeer einen ganz neuen Reiz in seinen griechischen und römischen Schriftstellern finde. Jede solche Kunde wurde mit Glückseligkeit aufgenommen und allen Fremden, welche dem Sohne freundlich waren, ein kleiner Altar im Herzen der Eltern errichtet. Als Mathy in seiner Freude dem kranken Bassermann davon erzählte, entstand in diesem plötzlich der heftige Drang, eben dorthin zu gehen, und da er die Reise allein nicht machen wollte, mußte Mathy ihn auf den Wunsch der Familie wenige Wochen nach seiner Rückkehr begleiten. Um Weihnacht 1852 trat Mathy mit dem zweiten Kranken dieselbe Reise an. Er fand den Sohn wohl, und wie er hoffte, in der Genesung, aber den Freund in seiner Unruhe litt es dort nicht, er fürchtete Einsamkeit, und bestand darauf, mit Mathy wieder heimzukehren, und zwar im Wagen, weil ihm Eisenbahn und Dampfschiff nicht erträglich war. Mathy beobachtete mit Trauer, daß dieses Leben, das so glänzend und hoffnungsvoll für die Nation aufgegangen, einem zerstörenden Leiden unrettbar verfiel. Mit ruhiger Geduld, wie eine Wärterin trug er die Launen und führte den Freund in die Heimath zurück.

Und wieder Buchhandlung, deren Sorge ihm jetzt fast allein oblag, und wieder die Budgetcommission der Kammer, es war zum letzten Male. Jetzt kam zur Entscheidung, was für ihn in der Stille eine Lebensfrage gewesen war, seine Stellung im Staatsdienste. In der Noth des Jahres 1848 war er in das Staatsministerium berufen worden, auf den Wunsch seiner Collegen und des Großherzogs war er am 5. August mit Urlaub in das Reichsministerium getreten. Als ihm das nächste Mal sein badischer Gehalt durch den Bankier Goll in Frankfurt ausgezahlt wurde, sandte Mathy das Geld für die Zeit vom 5. August ab zurück, er beziehe jetzt in Frankfurt Gehalt vom Reichsminister, könne während dieser Zeit dem Staate Baden wenig leisten und halte deshalb für Un-

recht Gehalt anzunehmen. Der Bankier sagte damals, er habe viel mit Gehaltverhältnissen der Gesandten zu thun gehabt, aber dies sei ihm neu. — Nach Auflösung des Reichsministeriums war er auf Wunsch seiner badischen Collegen in sein altes Dienstverhältniß zurückgetreten, hatte das Finanzministerium übernommen und war am 8. Juni 1849 bei Bildung eines neuen Ministeriums unter Vorbehaltung weiterer Verfügung seiner Stelle enthoben. Er hatte aus Mittheilungen seiner Nachfolger vernommen, daß sie ihn mit Anspruch auf Wartegeld zur Disposition gestellt betrachteten. Aber in Baden bestimmte das sogenannte Staatsdieneredict von 1819, daß ein Beamter, wenn er noch nicht fünf Dienstjahre zählte, ohne Angabe eines Grundes und ohne Ruhegehalt entlassen werden konnte. Dem Landtage von 1850 hatte die Regierung einen Gesetzentwurf über Aenderung dieses Edicts vorgelegt, in welchem die fünf Probejahre beseitigt waren, sodaß Mathy, wenn dieser Entwurf Gesetzeskraft erlangt hätte, pensionsberechtigt geworden wäre. Doch die Commission der zweiten Kammer setzte die fünf Probejahre wieder hinein, und die Kammer adoptirte in diesem Punkte die Anträge ihrer Commission. Das Ministerium ließ sich damals die Beibehaltung der Probejahre mit einer Bereitwilligkeit gefallen, über welche Mathy in der Stille nicht erfreut war, auch in der Commission hatten Mathy's Freunde, z. B. Häusser, gegen sein Interesse gestimmt. Da ihn die Sache persönlich anging, verhielt er sich, wie seine Art war, schweigend, aber ihm ahnte Unheil. Der ganze Gesetzentwurf scheiterte übrigens, weil beide Kammern sich über Zusammensetzung des neuen Disciplinargerichtshofes nicht vereinigen konnten, und das alte Edict blieb in Kraft. Im April 1853 waren seine fünf Probejahre verlaufen. Er zeigte dies, wie seine Pflicht war, vorher dem Ministerium an. Darauf erklärte Minister v. Rüdt in einem Privatschreiben vom 29 März 1853, jene „Enthebung von der Stelle" bedeute die Entlassung aus dem Staats-

dienste, und zu einer Wiederanstellung sei keine Veranlassung. Dies geschah vier Wochen vor Ablauf der fünf Jahre. Es ist wahr, Mathy hatte keinen gesetzlichen Anspruch an den Staat, wenn das Ministerium einen solchen nicht anerkennen wollte, aber derartige Entlassung widersprach allem Brauch oberen Staatsdienstes und war in diesem Falle unzweifelhaft aus politischer Feindseligkeit hervorgegangen. Mathy sandte auf die zornigen Vorstellungen seiner Freunde v. Soiron und Bassermann dem Ministerium eine Anfrage wegen des rückständigen Ruhegehaltes, er erhielt als Rest seiner Forderungen durch kurze Verfügung die Besoldung auf einen Monat vom Mai bis Juni 1849. — Er hatte diese fünf Jahre unter dem Staatsdienergesetz gelebt, er war seit dem Juni 1849 in seinem Heimathstaate nicht nur als Bürger und Abgeordneter, sondern auch als Staatsbeamter mehrfach nützlich gewesen. Und er war durch die Rücksichten auf dies Dienstverhältniß bis jetzt verhindert worden, sich einen andern Erwerb zu suchen. Die Beleidigung, welche ihm durch eine Entlassung in dieser Form zugefügt war, den Undank seines Heimathstaates trug er schweigend, er sprach nie darüber, aber er fühlte ihn immer.

In dieser Zeit war ihm ein kleiner Trost, daß seine Mühe für die Handlung nicht vergeblich gewesen war, nach mehren Jahren hatte das Geschäft wieder zum erstenmal einen Reinertrag gegeben und Bassermann forderte nach der Ostermesse, daß der Name des Freundes, der jetzt nicht mehr durch den Staatsdienst gehindert war, der Firma zugesetzt würde.

Auch sein Sohn war im Frühjahr, genesen wie die Eltern hofften, von Hyères zurückgekehrt. Ach, es war eine kurze Freude; schon im August zeigten sich Symptome des alten Leidens, er ging wieder auf das Land, und wieder verordnete der Arzt südliche Luft. Im November reiste der Jüngling nach Palermo ab, der Vater arbeitete mit schwerem Herzen im Geschäft und schrieb noch in später Nacht für Zeitungen, um dem lieben Sohne den Aufenthalt in der Fremde möglich zu machen.

Das Jahr 1854 brachte nach einer Zeit öder Reaction in Deutschland lebendigere Theilnahme an der Politik, die ersten Vorboten einer neuen Erhebung. Der Feuerschein im Osten, der Aufgang eines Krieges zwischen Rußland und den Westmächten erschien den Patrioten als Wendepunkt für die Politik Preußens. Mathy war wieder unter den Ersten, welche sich thätig rührten. Er hatte in dem letzten Jahr eine Geschichte des deutschen Verfassungslebens begonnen und dafür die Einleitung, eine historische Entwickelung der Bundesverfassung bis zum Jahr 1848, bereits niedergeschrieben. Jetzt benutzte er diese Arbeit als Grundlage für eine größere Flugschrift: „Wo ist das einige Deutschland?" Er führte darin aus, daß die Lage eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen dringend erheische, das völkerrechtliche Verhältniß beider Staaten solle nicht aufgelöst, sondern nur befestigt werden; Preußen und die kleineren deutschen Staaten bilden zusammen einen Verfassungsstaat, an welchen Oesterreich durch Bündniß für gegenseitige Hilfleistung und größte Erleichterung des Verkehrs geschlossen ist. „Zu solcher Auseinandersetzung wird es mit Güte oder Gewalt einmal kommen, die schlechteste Lösung für Deutschland aber wäre die Theilung der Kleinstaaten zwischen Preußen und Oesterreich in einen norddeutschen und süddeutschen Bund." Was Mathy dabei über die große Aufgabe Preußens sagt, ist so warm, wahr, schön und als wenn es von einem Deutschen geschrieben wäre, dessen Herz von Jugend auf an dem Staat Friedrich des Großen gehangen hätte. Dieser Schrift ließ er sogleich eine zweite folgen: „Der russische Krieg und der deutsche Bund, sieben Kapitel aus der neuesten Geschichte," mit Actenstücken über den Krieg, die ihm von guter Hand zugegangen waren, dies eine geschichtliche und kritische Darstellung des Antheils, welchen Preußen, Oesterreich und der Bund bis Mitte 1854 an der russischen Kriegsfrage genommen hatten. Beide Schriften gab er in alter Erinnerung an ein früheres Werk unter dem Titel: „Vaterländische

Hefte I und II" heraus. Sie sind unter Mathy's Flugschriften die bedeutendsten, zugleich der letzte, selbständige Druck. Daneben lief seine Thätigkeit für Journale, wie sie zu keiner Zeit größer gewesen war: für das Bremer Handelsblatt, das Mannheimer Journal, die Weserzeitung und die Grenzboten. Namentlich im Mannheimer Journal gab er als treuer Wächter der badischen Finanzen eine Kritik des badischen Budgets, welche großes Aufsehen erregte. Damals schon eiferte er gegen die Verkehrheit, alte Staatsschulden durch Tilgungsfond abzutragen, um neue Schulden zu höheren Procentsätzen zu machen, und erörterte gründlich den Charakter des ordentlichen und außerordentlichen Budgets. Wer jetzt die Artikel jener Zeit durchblättert, wird sich oft der heiteren Größe und Sicherheit seines Urtheils freuen, welches da, wo er über die schwebenden Fragen der Politik spricht, nur durch die unvollständige Kenntniß der Verhandlungen und wirkenden Kräfte begrenzt ist, die beengenden Schranken jedes Schriftstellers, welcher nicht im Mittelpunkte der Geschäfte steht. Es ist hier nicht die Absicht, Einzelnes zu rühmen. Seit dem Jahr 1848 war das Leiden Deutschlands in das Bewußtsein Vieler gekommen, das Urtheil war klar und sicher genug, die Besserung aber hing an einer großen Kraftentfaltung Preußens. Die Hoffnung, daß der orientalische Krieg dazu helfen könne, schwand für Mathy schnell dahin. Es war ein kurzer, trügender Lichtschein gewesen, dichter wurde das Dunkel, welches die Zukunft verbarg, schwächer die Aussicht eine Besserung zu erleben, die alten Gefährten wurden muthlos, und unbehilflich begann ein jüngeres Geschlecht sich zu rühren.

Auch in seinem eignen Leben wuchs die Sorge. Sein Freund Bassermann verlangte Lösung ihrer geschäftlichen Beziehungen. Die Kriegsgefahr, die Stockungen im Geschäft hatten den Schwerkranken tief ergriffen und verdüstert. Längst hatte auch Mathy erkannt, daß die Bedingungen, unter denen er sich mit Bassermann verbunden hatte, ihm keine Sicherheit

des äußeren Lebens gewährten, und daß eine Verlagshandlung kein Nebengeschäft sein dürfe. Die Chefs hatten sich für ihre eigene Thätigkeit keinerlei Comtoirgehalt ausgesetzt; wenn Jahre kamen, in denen das Geschäft keinen Reinertrag gab, ja vielleicht eine Unterbilanz, dann hatten sie umsonst gearbeitet; auch der Reinertrag konnte so gering sein, daß die Theilhaber nicht so gut bezahlt waren, als die Commis, welche sie hielten. Mathy hatte als Buchhändler Lehrgeld bezahlt, er hatte erfahren, daß nur wenige Werke in Deutschland einen beträchtlichen Reinertrag bringen, und daß ein Geschäft mit kleinem Verlage von seinen Erträgen viel zu hohe Betriebskosten abzurechnen hat. Dennoch war die Handlung zu einem ansehnlichen Geschäft geworden, in der letzten Zeit hatte Mathy fast die ganze Arbeit allein getragen, der Verlag war keineswegs schlecht gewählt und bot gute Aussichten. Jetzt rechneten die alten Genossen in friedlicher Auseinandersetzung ab, aber dem Scheidenden blieb das herbe Gefühl nicht erspart, daß er seit 1843, die Jahre von Frankfurt ausgenommen, als Buchhändler thätig gewesen war, um von den Journalartikeln, die er in den Mußestunden schrieb, zu leben.

Aber zu diesem Schmerz gesellte sich größere Sorge. Der Sohn war von Palermo zurückgekehrt, kräftiger als er gegangen war, aber er hustete, die Aerzte mühten sich die Eltern zu beruhigen, sie vermochten nicht mehr die geheime Angst derselben zu beschwören. —

Unter Kränkung aus dem Staatsdienst entlassen, unter bitteren Empfindungen aus der Handlung geschieden, in der liebsten Hoffnung seines Lebens bedroht, sah Mathy im Sommer 1854 nach einer Stelle aus, welche ihm den Lebensunterhalt sichere. Er hatte schon im Jahr 1849, bevor er in die Buchhandlung zurücktrat, an Beckerath geschrieben: „Wenn ich genöthigt werde, von hier zu scheiden, dann verschaffen Sie mir wohl eine Stelle als Berichterstatter für eine Zeitung und einen Sitz auf der Journalistenbank in Berlin." Jetzt theilte

er seinen näheren Bekannten mit, daß er frei sei und bereit zu jeder ehrlichen Thätigkeit*). Beckerath schrieb und eröffnete Aussichten, Hansemann schrieb und trug seine Pläne vor, Mevissen kam nach Mannheim, bot ihm Beschäftigung und Aussicht auf die Directorstelle an einer neuzugründenden Bank in Köln, durch Vermittelung Meier's in Bremen wurde ihm angetragen, die Weserzeitung zu übernehmen.

Er hatte die letzten Jahre angestrengt gearbeitet und sich selten eine Erholung gegönnt. Grade jetzt sandten ihm seine alten Schüler aus Grenchen die Nachricht, daß sie sich zu einem Erinnerungsfest an ihre Schulzeit versammeln wollten, und luden ihn dazu ein. Der Gruß kam zu rechter Stunde, und er beschloß die kurze Erholungsreise. Am 10. September kam er nach Grenchen. Man hatte nicht vermuthet daß er kommen werde, um so größer war die Freude, das ganze Dorf war im Festkleide. Er zog von Solothurn her zu Fuße ein, geleitet von zwei ehemaligen Schülern, den Brüdern Schild,

*) Aus dem Brief, welchen er wenige Tage nach der entscheidenden Unterredung mit Bassermann — immer noch in Fürsorge um das Geschäft — an Auerbach schrieb, wird hier folgende Stelle mitgetheilt. Nach längerem Bericht über Correcturbogen fährt Mathy fort: „Von „Spinoza" ist also noch die Vorrede zu erwarten, „Dichter und Kaufmann" wird bald nachfolgen; auf beiden Titeln erfreute mich deine Lust, alle deine Bücher zu beleben: Denkerleben — Lebensgemälde — neues Leben.

„Entschuldige, lieber Berthold, die Verzögerung meiner Antwort, welche dir, wie ich mit Kummer bemerke, Sorgen gemacht hat. Schone deine Gesundheit. Der holde Mai, welcher, hier wenigstens, die Kälte gebrochen, nachdem sie an Reben und Obst großen Schaden gethan, wird sicher auf dein Befinden und deine Stimmung wohlthätig wirken.

„Zur Leipziger Messe wird wohl keiner von uns kommen. Nöthig ist es nicht und zum Vergnügen ist die Zeit nicht angethan.

„Wenn du zufällig hören solltest, daß eine honette Zeitung einen Correspondenten in Süddeutschland sucht, so könntest du mich ihr empfehlen. Innerhalb des Buchhandels finde ich keine Lebensmittel mehr, und muß mich daher außerhalb desselben umsehen. Zunächst weiß ich nichts Besseres zu thun als mich wieder auf das Schreiben zu verlegen. Die Grenzboten haben jüngst einen kleinen Artikel von mir aufgenommen; wenn sie unter ihren gewöhnlichen Bedingungen mehr haben wollen, so bin ich gern bereit, mit ihnen in regelmäßige Verbindung zu treten. Durch diese vertrauliche Mittheilung will ich dich zu keiner besonderen Bemühung veranlassen, sondern ich empfehle sie nur deinem Gedächtnisse, falls dir zufällig etwas vorkäme. — Mannheim, 2. Mai 1854.

von denen der eine Professor, der andere Arzt war; sie hatten ihn Nachts vom Postwagen abgeholt. Vom Wirthshause und Schulhause wehten die eidgenössischen Fahnen, das Volk sammelte sich und bewillkommte ihn mit ergreifender Herzlichkeit. Er besuchte zuerst seinen alten Gegner, den Pfarrer, fand ihn verschüchtert und gealtert. Die Einladung zum Fest beantwortete der Pfarrer ausweichend, der Kaplan aber sprang auf und umarmte ihn herzlich, er würde gern kommen, wenn der Pfarrer nicht wäre. An der Zusammenkunft der Schüler nahmen die Ortsvorstände von Grenchen und Lengenau, die Mitglieder der Schulbehörde aus seiner Zeit und von später und viele Bürger Theil. Die Musik- und Gesangvereine empfingen ihn mit einem Liede: „Der Gruß", welches einer seiner Schüler gedichtet, ein anderer componirt hatte. Mit der Musik wechselten die Reden, der Saal füllte sich so, daß kein Platz zum Stehen war, in einem Nebenzimmer mit geöffneten Thüren saßen die Frauen. Abends Feuerwerk, sein Name schwebte transparent über der Thür des Badehauses, er sprach den Leuten so zu Herzen, daß viele zu Thränen gerührt waren, es war, — wie er selbst sagte, „um wieder Schulmeister zu werden". An Aufforderungen dazu, begleitet von dem Versprechen des Bürgerrechts, fehlte es nicht. Am Tage darauf ging er im Dorfe umher, besuchte viele Häuser, besah die Uhrenfabrik und das neue Schulhaus, Abends geleiteten ihn einige seiner Schüler nach Solothurn, einer hatte dem Fuhrwerke das beste Roß des Dorfes, ein anderer den Wagen gestellt. Am meisten rührte ihn die Aeußerung eines Schülers: „Wir sind vierzehn aus Grenchen gewesen am Ostermontag 1838, unter den Schneeflocken, von denen Sie damals sprachen; diese vierzehn sind geblieben wie vierzehn Brüder, stets anhänglich, nie in Streit. Woher kommt dies? Wir hatten nichts gewußt und verdanken Ihnen alles. Sie haben unser Gemüth gut gemacht." Und der Professor Schild sagte ihm treuherzig, Mathy müsse geistig gewonnen haben, denn er

fühle seine Ueberlegenheit noch ebenso wie früher, während er sich gedacht, er werde ihm jetzt ziemlich gleich stehen. Mathy antwortete, daß er seither in die Schule des Lebens gegangen sei und manches Collegium gehört habe. — Der Schweizer diesseit Bern und der deutsche Alemanne sind Söhne desselben Volksstammes, der gescheut, von scharfer Zunge, ungern weicher Empfindung nachgibt. Hier aber brach durch rauhe Schale treu und warm das deutsche Gefühl hervor.

Grade jetzt hatten für Mathy die kleinen sonnigen Bilder aus dem Thale Werth, ihm that die Erinnerung Noth, daß er für Pflichterfüllung auch einmal Dank erworben und daß er auch auf verlorenem Posten nicht vergebens gelebt. Denn wenn er die Jahre überschaute, welche seit seiner Abreise von der Schweiz unter starken Anstrengungen vergangen waren, so drang die Frage herauf, was war der Gewinn zerreibender Kämpfe für sein Volk und für ihn selbst gewesen? In seinem Vaterland Baden ein enges gedrücktes Wesen, die alte Beamtenwirthschaft, die alte Bundespolitik, das Volk haltlos, verärgert, die Tagesstimmung recht klein und widerwärtig. Und Deutschland? Wer durfte leugnen, daß trotz allen Niederlagen und Demüthigungen und trotz einer fast unerträglichen Erschlaffung bei Regierung und Völkern die letzten Jahre untilgbaren Segen geschaffen: die unbehilflichen Anfänge eines Verfassungslebens auch in Preußen, das freie Wort der Tribüne, trotz aller Polizeichikanen auch freies Wort in der Presse, trotz aller Störungen im Verkehr eine sehr energische Zunahme in Handel, Industrie, Wohlstand, Verkehrsmitteln, trotz der Reactivirung des deutschen Bundes eine Krisis in den deutschen Angelegenheiten unvermeidlich, eine große Aenderung nur abhängig von der Genesung Preußens. Aber solche Anweisungen auf unbestimmte Zukunft machen das Herz nicht leicht, überall in Deutschland fehlte der fröhliche Muth. Und er und seine Freunde, die mit ganzer Seele für den neuen Staat gesprochen, geschrieben, geduldet hatten, sie galten

für verbrauchte Männer, vom Volke mit Achselzucken, von den Regierungen mit Abneigung betrachtet. Vieles was sie gesäet hatten, mußte aufgehen in einer Zukunft, aber sie selbst sollten wahrscheinlich in der Wüste vergehen, bevor das gelobte Land erreicht war. Die Blüthe, welche sie groß gezogen, war abgefallen, an anderer Stelle mit neuen Kräften würde der Geist des Volkes wieder einmal zu neuem Aufschwung helfen, vielleicht mit besserer Dauer, vielleicht aufs neue vergeblich.

Und sein eigenes Leben? Auch dies erschien ihm wie abgeschlossen, fast alle Fäden zerrissen, die Deutsche Zeitung vergangen, der Verein der Freunde gelöst, seine politische Thätigkeit in der Kammer, seine Stellung zum badischen Staat, sein Verhältniß zu dem Geschäftsfreunde — alles dahin, versunken, tot. Er war fertig mit seiner Arbeit in der Heimath. Im Alter von achtundvierzig Jahren sah er sich aufs Neue fast so arm und einsam wie an dem Tage, wo er aus der Schweiz nach Baden zurückgekehrt war, damals ein junger Mann, der mit voller Kraft in den Kampf zog, jetzt nach Sturm und Schlachten ein müder Krieger, der vieljährigem Kriegsjammer den Rücken kehrt.

Damals als er aus der Schweiz in die Heimath fuhr, saßen vor ihm in dem Wagen drei blühende Kindergesichter, wo waren sie hin? Zwei lagen in badischer Erde, das dritte Kind, aus fremdem Lande zurückgekehrt, athmete krank, und er konnte die furchtbare Frage nicht von sich abhalten, ob ihm dieses letzte bleiben werde.

Das waren die Empfindungen mit denen er in stillem Herzen sein eigenes Dasein betrachtete, als er aus der Schweiz heimkehrte; er barg sie vor Jedermann, auch vor der Vertrauten seiner Seele, aber der Gedanke stieg damals in ihm auf: das Alles sieht aus wie der Schluß eines Menschenlebens. Der Schwimmer wird müde, die Wogen steigen höher, das Dunkel bricht herein, und was dann? — Und er machte in sein Geheimbuch ein Kreuz.

IV.

In den Geschäften.

1.

Zu Köln und Berlin.

Mathy meinte, er sei am Ende. Aber er zog aus, um neue Arbeit zu suchen. Am liebsten hätte er in Bremen die Redaction der Weserzeitung übernommen. Freilich das Anerbieten von dort war nicht grade lockend. Mathy sollte zunächst „auf Probe" arbeiten. Sogar die Freunde in Bremen, die vor kurzem seinem politischen Ruf so große Anerkennung gezollt hatten, wußten wohl gar nicht, daß es einer von den großen Helden unserer Presse war, mit allen Eigenschaften eines völkerführenden Redacteurs, den sie so vorsichtig warben. Dennoch reiste Mathy nach seiner Rückkehr von Grenchen sogleich dorthin. Die Verhältnisse machten die augenblickliche Annahme seiner, sehr gemäßigten, Bedingungen nicht möglich, und er hatte keine Zeit zu warten. Er verabredete also auf der Heimfahrt mit Mevissen die Uebersiedlung nach Köln. Die Gattin ließ er in Mannheim zurück, bis eine Wohnung gefunden sei, seinem Sohne miethete er in Heidelberg ein Zimmer bei Professor Häusser; die Eltern hofften, daß Karl ohne Gefahr den Winter dort weilen und seine Universitätsstudien beginnen werde.

Mathy sollte zu Köln in dem Schaffhausenschen Bankverein mit der Technik des Bankgeschäftes vertraut werden. Er versenkte sich mit geduldigem Fleiß in die neue Thätigkeit und schrieb dabei

den Geschäftsfreunden Gutachten und Rathschläge über industrielle Projecte und Unternehmungen. Die Eröffnung der neuen Bank von Köln aber wurde durch Zwistigkeiten im Ministerium zu Berlin aufgehalten. Handelsminister v. der Heydt begünstigte die Bank und Finanzminister v. Bodelschwingh erhob Einspruch; als darauf Bodelschwingh die Gründung einer Bank in Magdeburg begünstigte, erhob v. der Heydt Einspruch. Diese Willkür hoher Staatsbeamten, noch heut nicht völlig gebändigt und durch kein Bundesgesetz zu bannen, nur durch die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil, hatte grade damals in Preußen eine Ausdehnung erreicht, welche fast so nichtsnutzig war, als in den Jahren Friedrich Wilhelms II. Es war die Zeit, in welcher der Polizeipräsident von Berlin der erste, mächtigste und am besten bezahlte Beamte des Staates wurde, jene Zeit, in welcher der preußischen Staatsverwaltung viel von ihrem alten Ruf zuverlässiger Pflichttreue und unbestechlicher Ehrenhaftigkeit verloren ging.

Denn für Preußen hatte eine Durchgangszeit begonnen, wo die höchste Leitung einen besonders unerfreulichen Eindruck machte. Es war nicht die Persönlichkeit des erkrankten Königs allein, welche die löbliche Ordnung verstörte; die Fürsten des Hauses Hohenzollern waren noch nicht vornehm genug für verfassungsmäßige Regierung, sie wollten nach den Traditionen einer dürftigen Zeit noch selbst Mittelpunkt der Verwaltung sein, das Heer inspiciren, die Polizei der Stadt beaufsichtigen, Einnahmen und Ausgaben des Staates festsetzen, und nur als Diener ihres Willens sollten die Fachminister sich fühlen, von denen jeder eifersüchtig in seinem Machtgebiete saß, sich mit der Umgebung des Königs zu stellen suchte, vor Volk und Kammer geringe Scheu bewahrte. Dieser Zustand machte die Könige von Preußen zu stillen Dienern ihrer Diener, die Minister zu gereizten persönlichen Gegnern der Kammer und zuweilen des Gesetzes, die Vertreter des Volkes zu zornigen Advokaten der Verfassung, er zog ein Coteriewesen im Heer

und Beamtenthum groß, welches noch lange ein Leiden des Staates sein sollte, er formte die Staatsverwaltung neuen Interessen der Industrie gegenüber besonders unbehilflich und lästig. Der Mechanismus des alten Staates paßte überall nicht für die neue Zeit und Preußen glich damals einem kräftig aufgeschossenen Jüngling, der die alte Schuljacke auf dem Leibe trägt mit geborstenen Näthen und bleckenden Ellenbogen, durchaus keine einnehmende Erscheinung, am wenigsten in dem Rathzimmer der Großmächte. Wer in dieser Zeit aus der Fremde kam und an Tüchtigkeit und Beruf des preußischen Staates nicht irre wurde, der mußte ein sicheres Urtheil haben.

Anfang November folgte Frau Anna dem Gatten nach Köln, sie fand die Wohnung noch gar nicht leidlich hergerichtet und hatte die Aufgabe, sich mit dem lieben Mann bei den rauhen Tagen des beginnenden Winters in dem düstern, heiligen Köln einzuleben. Trotz der Freundschaft Mevissens wurde das nicht leicht; die besten Stunden gab wohl ein Besuch bei Beckerath in Crefeld.

Während Beide noch mit der fremden Umgebung zu kämpfen hatten, erschien im Februar 1855 Hansemann von Berlin und forderte sich Mathy als Gehülfen für seine großen Bankprojecte. Hansemann gehörte zu Mathy's ältesten preußischen Bekannten. Auf jener politischen Versammlung zu Heppenheim hatten Beide auf derselben Meinung gestanden. Seitdem hatte Hansemann wiederholt Anläufe genommen, Mathy nach Preußen zu ziehen, in das Ministerium, an die königliche Bank, als Gehilfen zur Förderung seiner geschäftlichen Pläne; seit Jahren waren Beide bemüht gewesen, die Verbindung zu unterhalten, mehrmals hatte der Rheinländer Mathy's Ansicht über Bankprojecte eingeholt. Bevor Mathy nach Köln ging, hatte er sich auch an Hansemann gewandt, und vertrauensvoll gefragt, ob dieser eine Stellung für ihn in Aussicht habe. Jetzt kam er und begehrte zunächst Mathy's Anwesenheit in Berlin, damit dieser ein neues Statut aus-

arbeite für die Discontogesellschaft, welche er in einen gewaltigen Bankverein umwandeln wollte. Er ließ erkennen, daß er Mathy als einen Leiter für das Institut zu gewinnen wünsche, also zu dauerndem Aufenthalt in Berlin. Mathy machte zur ersten Bedingung die Einwilligung seines Freundes Mevissen, dieser hatte gegen einen Aufenthalt von einigen Wochen Nichts einzuwenden, wollte aber eine Uebersiedelung Mathy's nur dann loben, wenn diesem größere Vortheile geboten würden, als er in Köln zu erwarten habe.

So geschah es, daß Mathy Anfang März nach Berlin ging, um in das Pandämonium großer Börsengeschäfte eingeführt zu werden, der bekränzte Seher aber, welcher sich ihm zum Führer erbot, war David Hansemann.

Mathy war mit der Theorie des Geschäftslebens so gut bekannt, wie damals Wenige in Deutschland, durch Bücher, Nachdenken und kluge Beobachtung aus der Ferne; er war mit der Verkehrsgesetzgebung der deutschen Staaten vertraut, und besaß nicht nur den juristischen Scharfsinn eines Gesetzgebers, auch die eigenthümliche Erfindungskraft, welche die Lebensbedingungen eines neuen und industriellen Unternehmens erkennt und vorahnend die Gefahren verhütet. Er wußte in der Fachliteratur des Auslandes gut Bescheid, war ein zuverlässiger Statistiker und guter Rechner. Die Vereinigung dieser Eigenschaften machte ihn allerdings zu einem schätzenswerthen Rathgeber. Und Hansemann sagte ihm bald nach seiner Ankunft in Berlin, daß er seine Hilfe gar nicht missen könne, und daß er der einzige der Art in Deutschland und grade der Mann sei, wie ihn die Gegenwart brauche. Er wurde zunächst bei der Verwaltung der Discontogesellschaft ohne Titel mit ansehnlichem Gehalt angestellt. Seine Thätigkeit wurde lange durch Ausarbeitung des Statuts in Anspruch genommen, das im Wesentlichen noch heut seine Geltung hat und diese Gesellschaft zu einer der großen Bankgenossenschaften der Gegenwart gemacht hat. Dies Statut war eine mühevolle und

äußerst complicirte Arbeit, weil das Verhältniß der ursprünglichen Theilnehmer an der alten Gesellschaft und der späteren Actionäre darin zu regeln war, es ist so, wie es in Geltung trat, das vereinte Werk Mathy's und Hansemanns. Außerdem wurde Mathy's Beihülfe in einer Zeit üppig aufschießender Speculationen für zahlreiche Vorarbeiten gefordert, welche zur Gründung von Banken, Eisenbahnen, Bergwerken dienen sollten, seine Klarheit und ruhige Ueberlegung erwiesen sich überall als werthvoll. Auch seine äußere Stellung wurde allmählich befestigt, er wurde zu einem der Directoren der erweiterten Discontogesellschaft mit ansehnlichem Gehalt und Gewinnantheil ernannt. Dennoch war grade das frühere politische Verhältniß Hansemanns zu Mathy nicht nach jeder Rücksicht günstig für ein dauerndes geschäftliches Einvernehmen. Hansemann hatte ihn jetzt als Arbeiter für seine Pläne angenommen, er war seinem neuen Director in praktischer Geschäftserfahrung weit überlegen, Mathy aber war durchaus nicht dazu gemacht sich den Gedanken und Börsenoperationen eines Andern ohne Kritik zu fügen. Vorläufig verbarg er sich selbst diese Schwierigkeit. —

Schon bei früherem Besuche hatte es ihm in Berlin wohl behagt. Er fand nicht nur an der Stadt und an dem großartigen Austausch der Interessen und Geister Gefallen, er fand auch zu den Menschen im Norden leichtere Annäherung, das gedankenvolle Besprechen aller Tagesinteressen, die angeregte Unterhaltung mit Männern und Frauen waren ihm ganz nach dem Herzen. Auch der erste Einblick in die Geschäftswelt, den massenhaften und hoch gesteigerten kaufmännischen Verkehr beschäftigte ihn, und das erfolgreiche Bestreben, sich selbst als tüchtig und brauchbar zu erweisen, gab ihm durch mehre Monate Befriedigung. Anfang April reiste er seiner Frau bis Köln entgegen, wohin auch der Sohn gekommen war. Noch einmal besprach er mit Mevissen die eigene Zukunft und nahm die Wünsche und Rathschläge des bewährten Freundes und die Versicherung mit, daß Mevissen

ihm einen Wirkungskreis aufbewahre, wenn es mit den Berlinern nicht gelinge.

Es war ein plötzlicher Wechsel in den äußeren Verhältnissen. Vor wenig Monaten fast aussichtslos und wie am Schluß eines thätigen und sorgenvollen Lebens, jetzt in verhältnißmäßig reichlicher Stellung unter die Beherrscher der Börsen versetzt. Als er seine Frau an einem heitern Frühlingstag zuerst die Linden entlang dem großen Königsschloß zuführte und in das Opernhaus, wo Johanna Wagner zum letztenmal auftrat, da ergötzte er sich über Frau Anna's mächtiges Staunen in der großen Stadt; und als der Mannheimer Koffer mit dem guten Porzellan und Glas in üblem Zustande ankam, vieles zerschlagen lag und Frau Anna trauernd auf den Schaden blickte, da waren Beide fast verwundert zu entdecken, wie es ihnen keine große Sache war, die Scherben durch neue Einkäufe zu ersetzen. Einige Wochen gönnte ihm das Schicksal, daß seine Träume und Hoffnungen frisches Grün und neue Blüthen trieben, wie sie draußen Garten und Wald fröhlich färbten.

Aber es war kurze Freude, auch bei diesem Uebergang in neue Verhältnisse forderte der Neid der Unglücksmächte ein großes Opfer.

Ende Juni schrieb Häusser aus Heidelberg, daß Karl wieder schwer erkrankt sei, und daß ihm gut thun werde, wenn die Mutter ihn recht bald nach Bad Offenau begleite. Mathy theilte seiner Frau vorsichtig die Botschaft mit, und die Herzen, kaum für das neue Leben ein wenig geöffnet, zogen sich wieder krampfhaft zusammen. Die Mutter fuhr zu dem Leidenden nach Heidelberg, sie traf ihn so schwach, daß er ohne Hilfe nicht auf der Straße gehen konnte, sie führte ihn nach Offenau und saß den Sommer neben dem Kranken bei den Salzwerken im Neckardorfe, umhergeworfen zwischen steigender Angst und sinkender Hoffnung. Unterdeß eilte der Vater täglich durch die heißen Straßen traurig, ohne innern Antheil auf das

Büreau und Abends wieder zurück in seine leere Wohnung; er sorgte um seine entfernten Lieben, während die Cholera ihr weißes Bahrtuch über die Stadt breitete, sie hauchte auch ihn feindlich an, und er kämpfte allein, fast ohne Pflege gegen den gräulichen Besuch.

Noch war er nicht lange genesen, da brachte im October die Mutter den Sohn nach Berlin. Karl war krank, sehr krank, auch Mathy wußte jetzt, daß dies Leiden nahen Tod bedeute. Jede Stunde der Muße saß er jetzt neben der gebrochenen Gestalt. Eine traurige Freude machte der Veteran von der Tagespresse heimlich dem kranken Sohne. Karl begann sich als junger Schriftsteller zu rühren, seine Beurtheilung einiger Berliner Theaterabende und Reisebriefe aus Palermo schickte der Vater an den treuen Robert Heller nach Hamburg, und als dieser den Druck in Nummern der Hamburger Nachrichten — z. B. vom 11. December 1855 mit „Ein deutsch dichtender Sicilianer" — übersandte, da legte der Vater die Blätter auf das Lager des Sohnes, sah das freudig geröthete Antlitz seines Knaben und wandte sich ab, der Zeit denkend, wo er vor fünfundzwanzig Jahren ähnlich begonnen, um dieses Ende zu erleben. So verging der Winter. Der Arzt wurde schweigsamer. Der Vater hielt die Hand des Sohnes, zählte die Pulsschläge und schrieb sich die Zahlen, die fürchterlichen Fortschritte der Krankheit, nieder. Die letzten Nächte wachte er mit der Gattin an dem Lager, den letzten Tag hielt er den Sohn in seinen Armen um ihm den Todeskampf zu erleichtern. In der Nacht vor dem Morgen des 31. März frug der Kranke in seinen Phantasien, wo die Erde sei, dann rief er mit lauter Stimme und feierlichem Ausdruck: „Gute Nacht, ich sterbe," dann: „O Gott, ich bin schon beinahe todt," dann dankte er der Mutter und dem Vater: „Ich liebe Euch;" zuletzt rief er noch: „Die Mutter muß her." Der Vater sprach: „Hier ist die Mutter" und der Sterbende wiederholte leise: „Ich sterbe, ich bin beinahe todt," so sank er langsam zurück. — Mathy aber sprach

zu seiner Frau von dem Geschiedenen und wie sie sein gedenken wollten, und sie gelobte ihm standhaft zu sein und zu leben.

Das war das letzte Kind. Einundzwanzig Jahre war es den Eltern geblieben; da es geboren wurde, war der Vater flüchtig in der Schweiz gewesen, er hatte den Sohn nicht auf seine Arme gehoben, als dieser zum Leben erwachte. Jetzt hielt er ihn fest, bis die Augen sich schlossen. Und als das letzte Kind starb, grade da war Mathy in die Lage versetzt, in welcher er reichlich für die Zukunft des Sohnes zu sorgen vermochte.

In den Wochen der letzten Angst und des größten Schmerzes kamen nach andere Trauernachrichten, Mathy's treuer Freund Soiron starb, Fallati starb, der mit ihm und Bassermann Staatssecretär des Reiches gewesen, und Bassermann selbst endete. Der arme Kranke hatte zuweilen von seiner Absicht gesprochen, an Mathy zu schreiben, er hatte es nicht gethan.

Das Schicksal hatte Mathy und seine Gattin gezwungen, grade da zu entsagen, wo alle ihre Wünsche für die Zukunft lagen, sie mußten darauf verzichten, in ihren Kindern fortzuleben. Diese Resignation legte um sein Haupt eine rührende Ruhe und Würde; was hatte er auf Erden für sich noch zu begehren? Nur das eine, daß ihm die Gattin bis zum letzten Tage seines Lebens erhalten wurde, und daß ihm der letzte Schmerz erspart blieb, auch hinter ihr übrig zu bleiben. Und diesen einen großen Wunsch, den er für sich selbst hatte, erfüllte ihm das Geschick. Auf unruhig bewegter Fluth war er bis jetzt umhergeworfen worden, ein harter Schiffsmann, der in Wind und Wellen die Herrschaft über sein Fahrzeug nicht verlor; durch das letzte Opfer waren die Geister der Tiefe befriedigt und in ruhiger Strömung flossen seitdem seine Tage dahin.

Welch guter Mann er war, zeigte sich jetzt in neuer Weise. Was ihm sein Leben ferner bot, neue Freunde, neue Arbeit, und den alten Glauben an die große Zukunft seines

Vaterlandes, dem widmete er mit unverminderter Energie seine Gedanken.

Aber mit kühler Ruhe sah er auf das geldwerbende Volk der Börse, das um ihn lärmte; es gab Anderes auf Erden, was ihm besser gefiel.

Freilich das geschäftliche Gewühl, in dem er jetzt stand, zwang ihm viele merkwürdige Erfahrungen auf. Er war in eine neue Welt versetzt, die so fremdartig auf ihn eindrang, daß er sich wohl fragen durfte, ob er noch derselbe sei. Sein Eintritt in den Kreis der großen Geldinteressen fiel fast genau zusammen mit einer plötzlichen Steigerung der Unternehmungslust und Speculation, wie Deutschland seit dem Zeitalter der Welser und Fugger nicht erlebt hatte. Einige Jahre des Friedens und guter Erndten, die Wiederbefestigung der Staaten im mittleren Europa, schnelle Verbesserung der Verkehrswege, starke Vermehrung der Geldmittel, Zunahme des Wohlstandes, auch ein unternehmender und abenteuerlicher Sinn, der durch die großen Erschütterungen der letzten Zeit dem Volk in das Blut gekommen war, nicht zuletzt das Beispiel Frankreichs und Englands, das Alles hatte Geldleuten und Industriellen eine Spannkraft gegeben, welcher nichts unmöglich schien, was durch Zusammenballen großer Capitalien bewirkt werden konnte. Die Börse war sehr bereitwillig diesen Thatendrang zu steigern und für sich auszubeuten. Für alle möglichen industriellen Unternehmungen und große Geldgeschäfte wurden Pläne erfunden, Gesellschaften gebildet, Actien gezeichnet. Banken, Creditgesellschaften, große Spinnereien, Fabriken aller Art, Bergwerke, Dampferlinien wurden durch Unternehmer angepriesen, durch Zusammenfluß von Zeichnungen gegründet. Fast das ganze Volk nahm Theil an der Bewegung, die kleinen Capitalisten stürmten fast die Räume, in denen ihnen erlaubt wurde, ihr sauer erworbenes Geld in unsicheren Unternehmungen anzulegen, wo eine Million begehrt wurde, zeichnete das Publikum fünfzig und mehr, in allen Ecken des Landes sannen die Leute

darauf, Geld zusammenzubringen, um schnell daran zu verdienen, keine Summe schien zu groß und kein Project zu wunderlich, sie fanden Propheten und Gläubige. Die Course schwebten wie geflügelt die Leiter hinauf, Spielwuth und alle gehässigen Leidenschaften, welche der Börsenwucher erzeugt, verbreiteten sich. Schnell steigerte sich die Lebhaftigkeit zu einem Taumel, der alle Börsen Europa's, sehr viele wohlhabende Privatleute wie eine Krankheit ergriff.

Es war im Anfange dieses gefährlichen, kecken und hoffnungsvollen Treibens, als Mathy durch Hansemann nach Berlin gezogen wurde. Plötzlich sah er sich selbst als Vertrauten, Theilnehmer und Mitleiter riesiger Speculationen. Vor wenigen Monaten hatte er von einem Geschäfte scheiden müssen, dem er zehn Jahre seines Lebens, und manches davon in harter Arbeit hingegeben hatte, ohne die Sicherheit irgend eines Ertrages, jetzt stand er in einer Genossenschaft, welche leichter über Millionen disponirte, als seine Buchhandlung über Tausende von Gulden; die Summen, welche vor kurzem manchem Autor seines Verlags als reichliche Entschädigung für jahrelange Arbeit erschienen wären, galten den Männern, mit denen er jetzt verkehrte, als ungenügender Verdienst eines Besuches auf der Börse, eines geschriebenen Briefes und eines Schlußzettels. Er hatte seit Jahren kluge Gedanken über die Bewegung des Geldes und über die Steigerung von Verkehr und Verdienst niedergeschrieben, jetzt trat er auf einmal selbst zwischen die geheimen Räder, welche die ungeheure Triebkraft des Verkehrs bewirken, und wurde eingeweiht in alle Geheimnisse des europäischen Geldverkehrs und in die stillen Wege, auf denen neue Werthe geschaffen werden. Es war viel Großes in diesem Leben: das Ungeheure der Summen, welche zusammenflossen, die enge Verbindung der Geldmacht über die weite Erde, der Gewinn für das Ganze, welcher durch die egoistischen Bemühungen kühner und erfindungsreicher Männer geschaffen wurde. Wie Staatsregierungen und wie

die vornehmen Diplomaten der Politik verkehrten auch die großen Geldleute und Institute. Sie lebten in einem unablässigen Kampf und in Vereinigung ihrer Vortheile, hier wie dort arbeiteten Heere bezahlter Agenten und Spione, Vertrauter und untergeordneter Werkzeuge, sie warben Nachrichten, Freunde und Gönner, intriguirten und bestachen, schlugen und wurden geschlagen. Sie bezahlten sogar an Höfen und in der Diplomatie ihre Helfer welche durch Zuwendung stiller Gunst und Vortheile bei den Staatsregierungen für das Interesse der Gesellschaft arbeiteten. Auch die Banken und großen Geldmächte bezahlten, wie die Regierung, sich Stimmen in der Tagespresse und befehdeten einander in den Zeitungen, sie wandten große Summen daran, einflußreiche Blätter zu erwerben, neben redlichen Blättern gab es auch nicht wenig bestochene, auch solche doppelte Schurken unter den Journalisten, welche sich von beiden Theilen bestechen lassen.

Und Mathy merkte wie Menschennatur in diesem heftigen Kampf um das Geld geformt wurde, und das Massenhafte der moralischen Verbildungen wurde ihm widerwärtig. Er sah wie der Gewinnsüchtige sich ohne jedes Anstandsgefühl mit den schlechtesten Subjecten verband zu gemeinsamem Geschäft; wie Feinde, die einander eben erst alles Arge nachgesagt hatten, Arm in Arm wandelten, weil sie übereingekommen waren, Andere auszubeuten; wie Geschäftsleute eifersüchtig auf einander lauerten, gleich hysterischen Weibern, und wie sie schlecht von einander sprachen, aus Mißtrauen, aus Neid. Theilhaber und Vorstände großer Actiengeschäfte benutzten ihre Kenntniß der Geschäftslage, um gegen die Vortheile ihrer eigenen Gesellschaft zu arbeiten, ja sie nahmen von Gegnern einige Tausend Thaler, um ihrer Gesellschaft nachtheilige Geschäfte zuzuwenden. Fürsten und große Herren kamen in der Stille, um Gewinnantheile zu suchen, und ihre einflußreiche Verwendung gegen eine Entschädigung anzubieten; denn damals waren Speculanten von hohem Adel noch ein wenig verschämter, seitdem haben manche

das Bedürfniß verloren, sich im Geheimen zu verkaufen. Angesehene Kaufleute nahmen keinen Anstand, Leib und Seele zu verschachern, um an den Tantiemen eines Verwaltungsrathes Theil zu nehmen. — Und wie verschieden die Gewinnsucht das Wesen ihrer Sklaven formte! Da war der prahlerische Geschäftsmann, der sich seiner Verbindung mit hoher Aristokratie in Paris und London, mit Ministern und Höfen rühmte, von allen nur die Schwächen kannte, und der bei großem Blick, scharfsinnigem Urtheil, kühnem Wagen und weitem Gewissen doch stets in Gefahr war, verkehrt zu handeln, weil er nur auf das Schwache und Schlechte in Anderen seine Rechnung stellte. Dann der Mann mit redlicher Theorie, der jedesmal, wenn er in Versuchung kam, durch zweideutige Operationen zu verdienen, in einem stillen Katzenjammer einherging, zuletzt doch sein Gewissen in die Tasche steckte. Dann der gedrückte Theilnehmer, der seinem mächtigen Compagnon gegenüber lange seine bessere Ueberzeugung unterdrückte, dann einmal, vielleicht an unrechter Stelle, in Tugend aufbäumte und hart zurechtgewiesen und gedemüthigt sich zurückzog, wie ein geschlagener Hund.

Und wieder der hochfahrende, brutale Glückspilz, tyrannisch gegen Untergebene, unwissend in dem eigenen Geschäftsbrauch, und doch gesucht und mit Knechtssinn bedient. Endlich der vornehme Beamte, der herablassend den Geschäftsmann empfängt, nur vom Interesse des Staates spricht, das er zu vertreten hat, und im Geheimen durch den Antheil gewonnen wird, den ein vertrauter Agent für ihn in Formen zu erwerben weiß, welche ein gesetzlich nachweisbares Unrecht nicht erkennen lassen.

Freilich fehlten auch lichtvolle Contrastfarben nicht. Die alte ehrenfeste Firma, welche ruhig auf alten Verbindungen stand und vorsichtig die Anzeichen nahenden Unheils beobachtete; der Kaufmann im großen Stil, ein gebietender Charakter, von scharfem Blick, vielseitig in seinen Speculationen, im Glück besonnen, in schlechter Zeit gesammelt.

Mathy betrachtete den Kampf der Charaktere und das Gewühl unedler Leidenschaften mit höchst souveräner Stimmung. Er war freundlich und geduldig, aber dabei doch von einer gemessenen Haltung, welche seiner Umgebung zuweilen unbequem wurde. Denn er war darin ein einziger Arbeiter, daß er zu treuer Pflichterfüllung weniger von innerem Antheil an den Dingen bedurfte, als sonst ein thätiger Mann. Aber wie er in früherer Zeit emsig gewesen war, ohne die starken Hoffnungen für sich selbst, welche den Geschäftsmann in lästiger Arbeit festigen, so that er auch jetzt die Arbeit kalt und pflichtvoll, wie eine lange Rechnung, die gemacht werden müsse, die aber mit dem besten Theil seines Lebens nichts zu thun habe. Er war genöthigt, mit Menschen von sehr verschiedenem Anstandsgefühl zu verkehren, aber er unterschied sehr genau zwischen Denen, die auf seiner Herzensseite standen, und die ihm der Tagesverkehr entgegenführte. Als seinen alten Freund Auerbach in dieser Zeit einmal die Dichterlaune ergriff, sich an den Zeichnungen für eine große Gesellschaft mit einer recht ansehnlichen Summe zu betheiligen, schrieb er ihm ablehnend zurück, „wirkliche Geldanlagen wolle er ihm gern besorgen, aber an der Tafel, wo die modernen Ablaßkrämer das Fett der Dummheit als Agio verspeisen, könne er für ihn kein Couvert bestellen."

Die großen und tüchtigen Seiten in Hansemanns Wesen erkannte er lebhaft an: den starken Unternehmungstrieb, das freie Urtheil über Staatsverhältnisse, lange Erfahrung und praktischen Blick in schwieriger Lage. Anderes ärgerte ihn, die kleinen Mittel, wodurch dieser sich oft die Wirkungen verdarb, und die Schwächen, welche durch endloses Planmachen und Börsenaufregung großgezogen wurden. Wenn Hansemann einmal im Eifer gegen einen vertrauten Genossen eine nicht ungewöhnliche Ansicht aussprach, die Hauptsache im Leben sei, zu verdienen, und er merkte, daß sich der durchdringende Blick Mathy's auf ihn heftete, dann verbesserte er sich selbst, „ich meine solid verdienen."

Es war nicht unnatürlich, daß für den alten Geschäftsmann der wärmste Antheil an den Unternehmungen da anfing, wo der gemeine Nutzen zum eigenen Vortheil wurde, für Mathy aber da, wo der Vortheil des Einzelnen allgemeinen Nutzen schuf. Mathy hatte aus den Ereignissen der letzten Jahre sich vor Allem die Lehre gezogen, daß die große Bewegung des Jahres 1848 die Nation nicht auf der Höhe der bürgerlichen und socialen Entwickelung gefunden habe, in welcher die Macht der realen Interessen den idealen Wunsch nach Einheit gebieterisch unterstützte, und daß auch deshalb den Charakteren männliche Selbständigkeit und Dauer zu sehr gefehlt habe. Was warmes Gemüth, Theorie und kluge Lehre schaffen konnte, war vorläufig in's Bewußtsein gekommen, jetzt galt es, die beharrliche Arbeit auf allen Gebieten des Verkehrslebens wieder aufzunehmen, durch Banken, Eisenbahnen, große Actiengesellschaften das Bedürfniß einheitlicher Gesetzgebung und eines nationalen Schutzes großer Unternehmungen zu steigern. Sittlicher Hintergrund seiner Thätigkeit war immer der Gedanke, daß er auch auf diesem Wege, dem einzigen, den die Zeit frei gab, für Erhebung der Volkskraft arbeite. Hansemann stimmte damit im Allgemeinen durchaus überein, nicht immer in den einzelnen Fällen. Wenn Mathy warm den Norddeutschen Lloyd vertrat, als ein großes Unternehmen von nationaler Bedeutung, so fand er bei dem Alten starken Widerspruch, weil der Lloyd die Discontogesellschaft nichts verdienen lasse. Mathy erwarb für die Discontogesellschaft einen Antheil an der Bank- und Handelszeitung und schrieb gern in das Blatt, welches durch einige Zeit für sein Organ gelten konnte. Da war für Hansemann unbegreiflich, daß dieses Verkehrsblatt nicht so wie er wollte, als Partei für die Operationen seiner Gesellschaft eintrat und die Gegner seiner schwebenden Geschäfte verurtheilte, und er war geneigt, diese Selbständigkeit des Blattes als eine unerlaubte Auflehnung gegen seine Autorität zu verurtheilen. Er versuchte bei Mathy Aende-

rung durchzusetzen durch Beschwerden, welche ruhig abgewiesen wurden, durch verdeckte Anspielungen, welche durch einen herben Ausdruck der Mienen beantwortet wurden, der ihn verstummen machte, oder gar durch Gefühl und leise Klage, wodurch er noch am ersten etwas erreichte, nicht grade viel. Indeß trotz gelegentlicher Verschiedenheit in der Auffassung der Welt gab es doch große Culturinteressen, worin Beide von Herzen einverstanden waren. Hansemann trug sich seit längerer Zeit mit dem großen Project, ein Netz von Banken über Deutschland zu spinnen, welche nach gemeinsamen Grundsätzen eingerichtet und mit einander in freundlichem Cartell stehend, dem Uebergewicht weniger großer Geldinstitute und Handlungshäuser wohlthätige Concurrenz machen sollten. Es war ein großer Plan, der Augenblick für Ausführung besonders geeignet. Mathy war eifrig dabei. Er verkannte durchaus nicht den Werth, welchen die preußische Bank für den Staat hatte — er hat auch später mehrmals sehr bedauert, daß ihr Statut sie verhinderte, Filiale außerhalb Preußen anzulegen, — aber er war mit der büreaukratischen Verwaltung der Bank, und mit der anspruchsvollen und unbequemen Weise, in welcher sie dem Publikum diente, sehr unzufrieden. Da in Preußen Bankconcessionen schwer und nur unter Beschränkungen zu erhalten waren, wurden zunächst andere Plätze in's Auge gefaßt, Mathy übernahm Gotha und Oldenburg, Hansemann ging nach dem Rhein, um dort seine Verbindungen zu verwerthen.

Die Reise nach Coburg und Gotha war Mathy's erster Ausflug seit dem Tode des Sohnes, er nahm Frau Anna mit, ging über Dresden und trug eine Palme, welche sein Sohn aus Palermo mitgebracht, in Auerbachs Arbeitszimmer, weil dieser vertraulich mit dem Geschiedenen gewesen war. In Gotha wußte er durch loyales und festes Auftreten für seine Gesellschaft einen Theil der Gründerrechte zu erwerben, indem er von zwei Concurrenten den einen, die Leipziger deutsche Creditgesellschaft, zum Verbündeten machte, einen anderen

Verein beseitigte. Die Bank trat in der Weise, wie er gewollt, in das Leben. Hansemann hatte bei seinen Versuchen nicht das gleiche Glück, und empfand den Aerger darüber.

Nicht lange, nachdem Mathy in solcher Weise für die Discontogesellschaft bemüht gewesen war, kam die Zeit wo die Folgen der wüsten Speculation plötzlich und schreckenerregend eintraten, die Course fielen, zahlreiche Geschäfte stellten ihre Zahlungen ein, in Hamburg mußte Geld der österreichischen Bank den allgemeinen Sturz verhindern, in Berlin Entsetzen an der Börse, bleiche Gesichter, tägliche Schreckensnachrichten, ein Schlottern in den Gliedern der Geschäftswelt. In der Ruhe, mit welcher Mathy auf diese Symptome innerer Haltlosigkeit blickte, lag wenigstens keine Bewunderung. Er bewahrte seine Beobachtungen still bei sich, nach der angestrengten Tagesarbeit war seine Erholung, mit wenigen persönlichen Bekannten humoristische Betrachtungen über die Tagesereignisse auszutauschen. Da war der sarkastische Seehandlungsrath Scheidtmann (Peter Minus), dem Mathy oft erklärte, wie sehr er ihn um seine ruhige Stellung bei dem geschützten königlichen Geschäft beneide; dann der junge Ellstätter, ein Badenser, den Hansemann in der Discontogesellschaft angestellt hatte, und der sich warm an Mathy schloß. Dieser nahm ernsten Antheil an seinem jungen Landsmann, welcher ebenfalls in der juristischen Laufbahn seiner Heimath heraufgekommen war. Mathy erkannte als einen Mangel in dem badischen Staatswesen, daß den höchsten Beamten das große Geschäftsleben völlig unbekannt blieb, und daß sie nicht vermochten, die sklavische Abhängigkeit zu brechen, in welcher der Staat bei allen größeren Geldoperationen von den Geldmächten in Frankfurt a. M. stand. Diese Unfreiheit der Weststaaten gegenüber dem Hauptmarkt des rheinischen Guldens war aber ein deutscher Schaden, denn sie trug dazu bei, den Gegensatz zwischen dem Norden und Süden zu verstärken. Mathy fand in der Seele seines Landsmannes reinlichen Abscheu vor

Wuchergeschäften und strenge Auffassung von geschäftlicher Ehre; er ließ sich gern von ihm nach Hause begleiten, und Frau Anna freute sich, mit dem Badenser über die Heimath zu sprechen. So entstand ein freundliches Verhältniß, welches später dazu helfen sollte, daß die Erfahrungen, welche der gegenwärtige Präsident des badischen Finanzministeriums in Berlin gesammelt hatte, auch seinem Heimathlande zu gut kamen.

Für den Verkehr des Hauses erwies sich Berlin weit besser, als sein Ruf in der Fremde war; die Töchter Hansemanns verkehrten vertraulich mit Frau Anna, auch andere anregende Bekanntschaften beschäftigten, da war Moritz Veit und Lette, Fanny Lewald und Stahr, Professor Dehn, Director Düringer, dieser ein alter Bekannter von Mannheim. Vor andern Geheimrath Wehrmann und seine Familie. Auch die Zureisenden sprachen fleißig vor, zumal Dunckers, so oft sie von Halle nach der Hauptstadt kamen.

Mathy hatte mehrfach Veranlassung, mit dem Ministerpräsident von Manteuffel zu verhandeln; er mühte sich, das damals drohende Verbot fremden Papiergelds in Preußen unnöthig zu machen, und arbeitete Vorschläge aus und ein Memoire, wieder mit dem politischen Hintergedanken, daß sich Preußen bei dieser großen Verkehrsfrage nicht abwehrend verhalten dürfe, sondern daß es dem Staate Pflicht und Vortheil sei, diese gute Gelegenheit zur Ausbreitung seines Einflusses zu benutzen. Er beantragte gemeinsame Regulirung der Geldpapierfrage, die er am liebsten dem Zollverein überwiesen hätte. Aber damals war nicht die Zeit, wo kluger Rath in Berlin zur That wurde. Doch klangen aus dem preußischen Ministerium gelegentlich verbindliche Aeußerungen, wie es wünschenswerth sei, Mathy's Talent für den Staat zu verwenden. — Unterdeß war seine Stellung in der Discontogesellschaft peinlich geworden. Hansemann hatte aus Vatersorge seinen Sohn als seinen Stellvertreter in die Leitung gebracht, und es er-

gaben sich sogleich Conflicte in den Ansichten und in der Competenz zwischen dem jungen Mann und den vier Directoren. Mathy vertrat seine Rechte so nachdrücklich, daß er für den Augenblick seinen Willen bei dem Verwaltungsrath in der Hauptsache durchsetzte, aber er nahm aus diesem Vorfall Veranlassung, seine Stellung zu kündigen. Grade in dieser Zeit kam Staatsrath Braun aus Gotha und bot ihm den Posten eines ersten Directors an der Privatbank in Gotha, bei deren Gründung Mathy thätig gewesen war. Mathy nahm an, im Innern wohl damit zufrieden, nach den reichen Erfahrungen die er in einer wilden Zeit in der preußischen Hauptstadt gemacht hatte, zu größerer Ruhe zu kommen. Hansemann beklagte ihm gegenüber seinen Abgang lebhaft und wortreich.

2.

Zu Gotha und Leipzig.

Am Neujahr 1858 kam Mathy mit seinem Haushalt in Gotha an. Er war mit den Menschen und Verhältnissen nicht unbekannt. Zuerst hatte er dort im Jahr 1849 mit den Freunden getagt. Dann war er 1854 einer Einladung des Herzogs folgend auf zwei Tage hingereist — grade in den Monaten, in denen er so sorgenvoll einen Wirkungskreis suchte. Herzog Ernst war seit dem Fürstentage von Berlin und dem Tage von Olmütz vielfach thätig gewesen, die Trümmer der nationalen Partei, welche ihm erreichbar waren, zu sammeln und gemeinsame Maßregeln anzuregen, wie die enge Zeit möglich machte. Damals hatte sich in Gotha ein Preßverein gebildet, dessen Geschäftsführer Hofrath Becker, einst Mitglied des Frankfurter Parlaments, war. Der Verein hatte eine Anzahl guter Broschüren hervorgerufen und vertheilt, auch zu Leipzig eine autographirte Correspondenz gegründet, welche von Berlin mit Kammerberichten und Mittheilungen versorgt wurde und den Zweck hatte, der liberalen Presse, deren Correspondenten durch Polizei und Ministerium von Berlin regelmäßig ausgewiesen wurden, Mittheilungen im Sinne der Landtagsopposition zu machen. Mathy sah sich bei jenem ersten Besuch von dem Herzog gastlich aufgenommen, in dem wohlbekannten Palmenhause des kleinen Residenzschlosses von der

Herzogin als Landsmann gütig begrüßt, er hatte dem Verein klugen Rath gegeben, und es war schon damals zur Sprache gekommen, ob nicht möglich sei, ihn für eine unabhängige Thätigkeit in der Tagespresse nach Gotha zu ziehen. Jetzt kehrte er in besser gesicherter Stellung dahin zurück.

Kaum war im kaufmännischen Verkehr ein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen den umfangreichen Speculationen der großen Gesellschaft in Berlin und der stillen Privatbank am Fuß des Friedensteins. Der Geschäftsverkehr in Gotha war nicht aufgeregt, der Hauptagent saß in Leipzig und die Stellung war für Mathy wie ein Ruheposten. Er und seine Gattin empfanden mit lange entbehrtem Behagen die friedliche Stille der kleineren Stadt. Nach den ersten Wochen der Einrichtung leichte Arbeit auf dem Büreau, regelmäßige Heimkehr am Ende der Geschäftsstunden und ein bequemer geselliger Verkehr mit nahewohnenden Menschen, nach thüringischer Weise heiter und von einfacher Gastlichkeit.

Unweit der Eisenbahn in einem Garten zwischen Bäumen und immerblühenden Rosen lag das Wohnhaus; am Spalier rankte die Rebe, deren Trauben freilich an dem hoch gelegenen Orte selten zu süßer Reife gedeihen. Dort war in stattlichen Räumen des ersten Stockes der Haushalt eingebürgert, die Frau Staatsräthin hatte der Wohnung etwas mit Plüsch in Möbelstoffen angethan, der Gatte hatte ritterlich an Tagen froher Ueberraschung ein und das andere Stück dazu gekauft. Aber Beide betrachteten diese Schätze des Hauses mit einem stillen Humor. Es war etwa das siebzehnte Mal, daß sie einrichteten. Da lernt man, welch ein Glück es ist, mit wenig Holzwaaren und Glas die Erdenreise zu machen.

Diese Grundstimmung merkte aber der Besucher nicht, es war Alles sehr schön und sehr reichlich. Frau Anna hatte in schwerer Zeit den Hausfreunden ihr Heimwesen immer behaglich zu machen gewußt, und oft zum Erstaunen des Gatten eine außerordentliche Zugabe aus Küche und Keller durchge-

setzt, jetzt war ihr das nur ein Spiel. Der Einzige, der an Einfachheit so gewöhnt war, daß er für sich gar nichts Anderes gelten ließ, war ihr Mann. Wenn er am Abend von dem Büreau kam, die weiße Serviette auf dem Tisch zurecht gestrichen fand, und seine Frau zu Hause traf, die auf und nieder gehend ihn erwartete, so war er vergnügt und begehrte nur die einfachste Hauskost. — Denn dieser Mann aß überhaupt wenig, hatte sehr einfache Leibgerichte, und obgleich er sonst gar nicht ungeschickt war, zerlegte er doch ein Huhn oder ein größeres Geflügel so naturwidrig, daß für eine Hausfrau, die sich guter Küche wohl mächtig fühlte, zuweilen Entsagung, und beim Vorschneiden Ermunterung und kleine Winke nöthig waren. Aber er lobte um so mehr alles Gute. Und wenn einem Gast mit etwas Außerordentlichem Ehre angethan wurde, so freute er sich doppelt, einmal in der Seele seiner Hauswirthin, wenn der Gast ein Gefühl dafür bewies, und dann für den Gast, dem es schmeckte. Seine eigene Art erwies er auch am Inhalt des Kellers; er war sehr mäßig, nur Wasser mochte er nicht trinken, das, meinte er, sei kein Getränk für Menschen. Er forderte sich als Süddeutscher immer einen Haustrunk von Bier oder Wein, und der Wein war badischer Landwein, Freund Mondschein oder als Steigerung für kräftige Abende ein Glas Durbacher. Seine theuren Weine waren für die Gäste. Wenn sein lieber Freund Buhl, der Weinkönig von Deidesheim ihn in Gotha besuchte, so hatte er diesem und andern stolzen Gesellen einen edlen Burgunder vorzusetzen, wie er selten in deutschen Keller gelangt. Diesen hatte Grenchen vermittelt, denn ein Sohn jenes wackeren Gemeindevorstehers Vogt aus dem Schweizerdorfe, der beim Baumfällen verunglückte, war Reisender eines großes Hauses in Burgund geworden; er war zwar nicht Mathy's Schüler gewesen, aber sein Bruder war es; deshalb betrachtete er sich mit Recht als Zugehörigen zu der Garde, und bewies seine treue Gesinnung, indem er das Allerbeste zum Ankauf empfahl,

was sein Haus zu leisten wußte. Der Hausherr aber bezeugte seine größte Freundschaft, wenn er für einen Freund selbst theure Cigarren einkaufte, denn diese Ausgabe hielt er im Grunde für einen sehr thörichten Luxus.

Es waren schöne, deutsche Abende um die neue Prachtlampe aus Berlin, deren Thätigkeit Frau Anna vorsorglich überwachte. Was deutsches Gemüth und Behagen hervorzuzaubern im Stande ist, das war dort zu finden. Vielleicht erzählte er aus seinem wechselvollen Leben, die Hausfrau bestätigte und ergänzte durch kleine Züge, dann lebten sie zusammen ein Stück Vergangenheit durch und es war wie ein episches Gedicht, was aus naher Wirklichkeit, getreu und wahrhaft berichtet vor dem Hörer aufstieg, abgerundet, mit hübschen, charakteristischen Zügen, und über Allem eine bezaubernde Heiterkeit und Seelenfrieden; mild auch das abfällige Urtheil, volles Verständniß der Menschennatur und ihrer Beschränktheiten, und Grundzug immer die Freude an allem Tüchtigen und Theilnahme an jedem originellen Charakter. Wenn Beide so zusammen erzählten, und als ein gemeinsamer Erwerb zu Tage kam, was sie erfahren, dann sahen sie aus wie zwei treuherzige Seelen, die im Elysium von Freude und Leid der Erdenwelt sich unterhalten; sie waren an Jahren vielleicht kaum älter als der Zuhörer und doch so fertig und aller Inhalt so verklärt durch ruhiges, liebewarmes Behagen. Was ihm auch das Leben von Schmerzen bereitet, es hatte den Antheil, den er am Schicksal Anderer nahm, nicht verringert, nur geduldiger war er geworden und nachsichtiger gegen fremde Unvollkommenheit. Der Arme, der an die Thür trat, war sicher, jede mögliche Hilfe zu finden, ob gut oder schlecht, er war in Noth; auch in der großen Stadt Berlin hatte der umsichtige Finanzmann wenig von der Vorsicht angenommen, welche den industriösen Bettler abzuweisen befiehlt. Bei jeder persönlichen Berührung mit der Dürftigkeit verließ Beide die polizeiliche Erwägung, daß Geben Bettler macht, und Mathy

half sich mit der Behauptung heraus, „lieber betrogen als hart, sie würden nicht bitten, wenn sie hätten," und dgl. Unlogisches. Dieselbe Gebelust ließen sie auch die kleinen Vögel im Garten genießen. Wer freilich Thüringer war, merkte, daß sie darin mehr nach innerem Drange als mit gründlicher Kenntniß der Eßgebräuche in der Vogelwelt verfuhren. Sie nährten deßhalb auch fast nur Sperlinge.

Besser gedieh es ihnen mit den Menschen. Wer ihnen persönlich näher kam, der fühlte den dauernden Gewinn, welchen ihre Theilnahme an seinem Leben schuf. Frau Anna war nicht lange in der Stadt, so wurde sie die Vertraute für die Gefühle edler Mädchen, stille Rathgeberin für die häuslichen Sorgen der Mütter, in der Kinderstube die Tante, welche beim Eintreten durch hellen Begrüßungsschrei geehrt wurde, und wahrscheinlich, wenn die nöthigen Voraussetzungen in einem befreundeten Hause ans Licht traten, auch Pathe. Und ganz ähnlich war sein Schicksal. Er war nicht nur den Männern eine politische Autorität, auch ein guter Berather, der vorsichtig und schonend sein Urtheil nie aufdrang, dem Fragenden aber sicheren und herzlichen Bescheid gab, große Auffassungen und ein festes Urtheil. Stets ein guter und treuer Kamerad! Auch den Frauen wurde er durch eine gesetzte Ritterlichkeit anmuthig, ein sehr unterhaltender Nachbar bei Tische und an Familientagen verbindlich durch sinnigen Spruch oder Vers, denn er machte bei Gelegenheit recht hübsche Gedichte, ernste und lustige.

So lebten Mathy und seine Frau zu Gotha in freundlichem Vernehmen mit den Familien Becker, Braun, Schwarz, Samwer, von Holtzendorff, Freitag. Im Sommer gesellige Ausflüge nach dem Wald oder ein Besuch in Siebleben, im Winter daneben das Theater und Hausmusik bei den Befreundeten. Dann war noch mit Fürst Hatzfeld, so oft dieser mit seiner Familie in Gotha weilte, artiger Verkehr — er war ein Bekannter vom Erfurter Parlament, — und wenn der Hof kam, erwiesen Herzog und Herzogin freundlichen Antheil.

Auch die bequeme Lage Gotha's in der Mitte des Vaterlandes, am großen Schienenwege, führte wieder alte Freunde aus allen Landschaften herzu und vermittelte neue gute Bekanntschaften gescheuter und wackerer Männer, darunter Ernst v. Stockmar und Dr. Geffcken. Es war während eines Diners beim Herzoge, an dessen Seite Mathy saß, wo ein geistreicher Engländer von der Diplomatie seine Nachbarin frug: „Wer ist der Deutsche, welcher hier den Rang hat? Er muß ein sehr bedeutender Mann sein, denn er hat keinen Orden."

Natürlich erhob sich an dem Abendtisch oft politisches Geräusch und die Ansichten stießen heftig gegen einander. Da war der tapfere Preuße Holtzendorff und dagegen Samwer, wohlunterrichtet und scharfsinnig, welcher zuweilen Behagen am Disput hatte, um des Kampfes willen gewagte Behauptungen aufstellte, und sich belustigte, wenn die Anderen feurig wurden. Die kleine Residenz war schön gelegen für Telegraphengeschrei, und die weiten Verbindungen des Landesherrn trugen manche Neuigkeit von den großen Höfen und Cabinetten herzu. Es gab beim Mondschein große Schlachten über Oesterreichs Fähigkeit, sich neu zu gestalten, und über die Hartnäckigkeit preußischer Junker. Dann saß der Hausherr in fröhlicher Theilnahme und sprach in das helle Geschwirr versöhnende Worte. Auch dies warme, verständige Erörtern politischer Zeitfragen, welches jetzt fast in jedem gebildeten Haushalt beschäftigte, war ein Gewinn des Jahres 1848. Als Herzenssache wurde damals Politik in Privatkreisen verhandelt, die Diplomaten außer Amt schrieben zahllose vertrauliche Briefe, häufige Zusammenkünfte wurden gehalten von kleineren und größeren Gesellschaften, Alle bemüht, das Vaterland zu retten, selten von einem Einfluß, der bis an einen Leiter größerer Geschäfte heranreichte. Dennoch war es ein Bildungsproceß der Nation, der Vielen Verständniß für große Fragen gab, und der eine Anzahl jüngerer Politiker heraufbrachte, die später in der Presse, als Volksvertreter und in

den Geschäften ihre praktische Schule durchmachten. Grade jetzt hob sich von Neuem die Hoffnung; in Berlin stand ein Thronwechsel in Aussicht, ein Conflict zwischen Oesterreich und Italien war sicher vorauszusehen; daß auch in der preußischen Politik eine große Veränderung bevorstand, war unverkennbar. Freilich die Deutschen waren vorläufig dazu verurtheilt, von unbestimmten Hoffnungen zu leben, und die Preußen hatten keinen leichten Stand, wenn sie auf die Fähigkeit ihres Staates, große Kraft zu entfalten, hinwiesen, und ihr Vertrauen zu einer möglichen Zukunft aussprachen. — Unter den Versammlungen zu politischer Verständigung, welche der Herzog von Gotha zuweilen lud, hatte eine für Mathy besonderes Interesse. Im Frühjahr 1858 waren alte Freunde von ihm geladen: Heinrich v. Gagern, v. Saucken, v. Sänger, M. Duncker, dazu mehre aus Gotha und Coburg. Dabei wurde unter Anderem gefragt, welche Aufgabe Preußen bei einem Kriege zwischen Oesterreich und Italien zufallen, und wohin die Presse die Meinungen zu lenken habe. Gagern sprach beredt dafür, daß Oesterreich durch Preußen unterstützt werden müsse, aber unter den anwesenden Preußen fand auch die entgegengesetzte Ansicht Vertreter, daß wir den Italienern Erfolg zu wünschen hätten. Es war ein kleines, ritterliches Gefecht grundverschiedener Auffassungen, gar nicht durch kluge Wechselrede auszugleichen; für Mathy, der sich beobachtend zurück hielt, war das Liebste bei der Verhandlung, daß er seinen alten Kampfgenossen Gagern erfrischt und lebendig angeregt durch den kräftigen Austausch patriotischer Wünsche wiedersah. Es war vielleicht das letzte Mal, daß Beide die Empfindung hatten, einander in den großen Gedanken über die Zukunft des Vaterlandes nahe zu stehen. Bald gingen ihre Wege weit auseinander, der den Bundesstaat ohne Oesterreich gewollt, ging nach Wien, — der den Zollverein zum Bundesstaat ausbilden wollte, hielt zu Preußen.

Ohne große Ereignisse zogen zwei Jahre vorüber, Mathy

schrieb alter Tugend eingedenk ab und zu einen Artikel für die Grenzboten oder für ein anderes befreundetes Blatt, das ihn darum ansprach. In behaglichem Gefühl einer Muße, die er früher nie erlebt, dachte er an größere literarische Arbeiten. Einmal wurde ihm von Salomon Hirzel der Wunsch ausgesprochen, er möge eine Geschichte des deutschen Zollvereins schreiben, und der Gedanke gefiel ihm.

Aber ihm war nicht beschieden lange auf dem Sessel seines kleinen Arbeitszimmers in der Bank zu weilen. Im Herbst 1859 brachte ihm Gustav Harkort den Antrag, als erster Director die Leitung der großen Creditgesellschaft in Leipzig zu übernehmen. Er überlegte; ihm und seiner Frau wurde es schwer, von Gotha zu scheiden, sie fühlten sich sehr wohl in dem idyllischen Stillleben, wo sie Freundschaft gaben und empfingen. Der höhere Gehalt des neuen Amtes hatte für ihn keine Bedeutung. Für wen sollte er Geld sammeln? Dagegen zog ihn der größere Wirkungskreis an. Zuletzt entschied eine Rücksicht: er war in Gotha nicht mehr nöthig. Die Bankthätigkeit, Verhältniß zu den Actionären und Wirkungskreis waren sicher geordnet; drei Directoren waren zu viel für das kleine Geschäft, es konnte, so meinte er, ohne ihn grade so gut gehen; das Beste, was er verstand, fand dort kaum eine Verwendung, und in sicherer Beurtheilung der Güte eines Wechsels oder im Einkauf von Börsenpapieren mochte ein zuverlässiger Commis von langjähriger Erfahrung vielleicht bessere Dienste leisten, als er. Nach kurzem Bedenken nahm er an und verließ Gotha mit dem Ende des Jahres 1859.

Leipzig, die altberühmte Stadt, bot ihm ein neues Bild deutschen Lebens und bürgerlichen Fleißes; dieser größte Binnenmarkt, wo werthvolle Producte des europäischen Ostens gegen Waaren und feine Arbeiten des Westens ausgetauscht werden, war in manchen Wochen des Jahres einem Markte des Orients ähnlich; in reizloser Ebene ziehen plötzlich Karawanen von Händlern aus allen Strichen der Windrose zu Haufen, dann

ersteht eine schnelle Stadt aus Leinwand und Bretern zwischen den steinernen Häusern, die Lastwagen rasseln, die Ballen und Kisten ragen wie Wälle, die Menschen aus allerlei Volk kaufen und hadern. Doch nach wenig Wochen ist der Schwall vergangen und eine ehrbare, ansehnliche Mittelstadt rührt sich bedächtig in deutscher Ordnung. Aber der Meßverkehr ist nicht mehr Hauptquell des Wohlstandes für die aufstrebende Stadt, die an keinem schiffbaren Flusse gelegen, nur auf Schienensträngen ihre Waaren versendet, und doch in fast centraler Lage die große Vermittlerin zwischen Seeküste und oberem Stromland, zwischen Rhein und Weichsel wurde; in Vielem das Herz des deutschen Verkehrs, denn sie ist der Mittelpunkt des gesammten deutschen Buchhandels. Wohlgerühmt in aller Welt ist auch der kräftige Bürgersinn der Leipziger, sie sind stolz auf die Ehren ihrer Stadt, gemeinnützig, gastfrei und anerkennend für alle Thätigkeit; nicht häufig ist hier zusammengeballter Reichthum, aber weit verbreitet bis in die Kleinbürger blühender Wohlstand, ein arbeitsames, familienfrohes und gescheutes Wesen, nicht nur der Kaufleute, auch der Gelehrten und Künstler; denn die Musik ist hier altheimisch, wo Bach Orgel spielte und Mendelssohn am liebsten weilte, die Universität zählt zu den größten in Deutschland, das Theater hat seit den Tagen der Neuberin und Gellerts mehr als einmal Bedeutung für Schauspielkunst und Poesie gewonnen.

So erschien den neuen Einwanderern die gute Stadt, die Jedermann gern preist, auch wer nicht darin wohnen mag; denn sie ist immer noch lange nicht so groß als ihr Ruhm auf Erden. Die Eindrücke, welche das eigenthümliche Treiben der Stadt in die Seelen der Bewohner sendet, die unablässigen kleinen Bilder, welche die Stimmung des Tages heben oder drücken, empfand Mathy sehr lebendig und er lobte das Wohlthuende des emsigen, ehrbaren, jungen und hoffnungsvollen Verkehrs in der aufblühenden Bürgerstadt.

Wie der laute Marktverkehr Leipzigs zu den stillen Haus-

gärten Gotha's, ähnlich verhielt sich auch Geschäft und Bedeutung der deutschen Creditgesellschaft zu der Privatbank, aus welcher Mathy kam. Die Leipziger Gesellschaft war in dem Jahre großer Speculationen 1856 ursprünglich auf zehn Millionen Actienkapital für Bankgeschäfte und größere industrielle Unternehmungen gegründet. Mit den letzteren war es ihr übel gelungen. Grade bei ihr, wo viele Redlichkeit, Einsicht und guter Wille im Verwaltungsrath und bei den Beamten Gedeihen erwarten ließen, wurde recht deutlich, wie schwer es einer Gesellschaft ist, aus der Ferne die Lebensbedingungen industrieller Anlagen richtig zu würdigen. Auch sie unterlag der Versuchung, um des Gründergewinns willen zu unternehmen, in der Absicht den Actionären die Sorge zu überlassen, und grade sie mußte einen Mißerfolg nach dem anderen beklagen. Die Gesellschaft hatte bei Hamburg eine umfangreiche Anlage erworben, welche Kupfererze, die von Hamburger Rhedern aus Amerika geschafft wurden, schmelzen und für den gewerblichen Verbrauch in Platten und Stangen herstellen sollte. Aber es ergab sich, daß die Contracte mit den amerikanischen Bergwerkbesitzern, in welche die Gesellschaft eintrat, unvortheilhaft waren, und daß der Verbrauch von Kupfer überhaupt nicht im Verhältniß mit der fortschreitenden Cultur zunahm, sondern durch Stahl und Zink eingeengt wurde; und die großartige Anstalt, in ihrer Technik musterhaft eingerichtet, arbeitete lange mit Verlusten und suchte zuletzt kleinen Gewinn. Da waren ferner Eisenwerke in Hannover und Baiern, und Kohlenwerke in Schlesien, aber die Eisenwerke lagen an ungeeigneter Stelle, und bei den Kohlen kam man gar nicht über das Schürfen hinaus. Und ferner war als Tochteranstalt die Commerzbank in Lübeck, welche Sorge machte, denn hier ergab sich der Uebelstand, daß die Einwirkung einer fremden Gesellschaft die Verwaltung schwerfälliger, und den Egoismus derer, die am Orte betheiligt waren, schonungsloser machte. Da waren endlich Bierbrauereien, Flachsbe-

reitungsanstalten und noch andere Culturanlagen, gemeinnützig und vielleicht vortheilhaft, wenn sie von einem Privatmann mit der klugen Vorsicht geleitet werden, welche eigenes Geld und genaue Kenntniß der Oertlichkeit gibt, die aber in ihrer Abhängigkeit von Speculation und Geldkräften eines großen Bankgeschäftes sich fast sämmtlich dagegen sträubten, eine sichere Rente zu gewähren.

Grade als die Angelegenheiten der Gesellschaft in ziemliche Verwirrung gerathen, und eine Reduction des Kapitals in Angriff genommen war, trat der vollziehende Director zurück und Mathy an seine Stelle. Ihm war ganz Recht, daß es hier durchzuschlagen und aufzuräumen galt und allerlei Kämpfe in Aussicht standen. Er griff mit fester Hand in die Geschäfte ein, die Reduction des Stammkapitals auf die Hälfte durch Rückkauf von Actien wurde fortgesetzt, eine Maßregel, welche von der Theorie angelegentlich verurtheilt ist und doch in der Praxis zuweilen sämmtlichen Betheiligten weit geringere Verluste bereitet als eine Liquidation. Er vertrat mit Consequenz den Grundsatz, daß man sich der Anlagen zu industriellen Zwecken zu entschlagen habe durch Verkauf, wenn nöthig mit starken Opfern, und daß die Zurückführung der Gesellschaft auf ein großes Bankgeschäft so schnell als möglich bewirkt werden müsse. Mit seinem Eintritte kam ein neuer Zug und neue Sicherheit in die Leitung. Nur in der ersten Generalversammlung der Actionäre wurden Klagen und Angriffe laut, sein festes Auftreten imponirte und gefiel allgemein, er gewann dadurch sich und seiner Leitung ein schnelles Vertrauen. Mit zwei jüngeren Gefährten, Wachsmuth und List, räumte er energisch unter den Unternehmungen auf. Bald hellten sich die Aussichten, trotz der unvermeidlichen Verluste und Abschreibungen erkannte Jedermann, daß der eingeschlagene Weg der richtige war, um die Gesellschaft zu sichern.

Mathy war ein guter Director, auch für seine Beamten, ein Muster von Fleiß und Ordnung, von stets gleicher, ge-

haltener Freundlichkeit, um ihr Wohl und Interesse gütig besorgt. Jetzt freilich fand er vom Morgen bis Abend Arbeit, die ihn doch nur ausnahmsweise lebendiger in Anspruch nahm. Er arbeitete mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks den jüngeren Männern zum Beispiel, die Beamten respectirten und liebten ihn, die Actionäre grüßten ihn mit inniger Hochachtung, für alle Schwierigkeiten und Verwickelungen fand er Auskunft, und es waren immer die größten Gesichtspunkte, auf welche er drang. Aber er sah allerdings noch immer ohne innere Theilnahme auf die Börsengeschäftigkeit und Procentmühen herab und behielt auch hier eine sehr souveräne Stimmung gegen die Sorge seiner Kunden, reich zu werden, und starke Mißachtung gegen die Usancen und Kunstgriffe, welche bei der Mehrzahl auch der ehrlichsten Geschäftsmänner für erlaubt gelten. Es wird nicht ohne Absicht erwähnt, daß er, der die letzten dreizehn Jahre seines Lebens mitten über den größten Geldgeschäften lebte, und Gehalte bezog, welche in Deutschland immerhin für hoch gelten, bei seinem Tode an Ersparnissen nicht so viel hinterlassen hat, daß von den Zinsen eine gebildete Familie mit den mäßigsten Ansprüchen in größerer Stadt leben könnte.

Noch einmal versuchte das Schicksal den geprüften Mann. In den ersten Monaten nach dem Einzuge erkrankte Frau Anna an einem Nervenfieber. Einige Tage wollte Mathy sich selbst überreden, daß keine Gefahr sei, als ihm aber die fürchterliche Angst kam, zog sich ihm Antlitz und Wesen wie von innerem Krampf zusammen, finster und wortkarg saß er an dem Lager der Kranken, die Hilfe Anderer, welche sich anbot, hätte er am liebsten kurz abgewiesen, er allein wollte das Recht haben, bei seinem Weibe zu wachen und ihr die Arznei zu reichen. Durch eine Freundin wurde zu der Hilfe des Hausarztes noch der Beirath des Professor Bock erbeten, dessen Erfahrung und kluge Sorgfalt in ähnlichen Fällen erprobt war; der Gatte sah einsilbig und starr die Aerzte gehen und

kommen, sein Zustand erschien den Bekannten fast besorglicher als Frau Anna's Leiden. Und als die größte Gefahr vorüber war, und er wieder vertrauen durfte, daß die geliebte Frau ihn nicht allein zurücklassen werde, da erst löste sich die grimmige Starrheit und er wurde weich wie ein Kind.

Langsam kehrte der Genesenden die Kraft zurück, er nahm im Sommer Urlaub und führte die Wiedergewonnene dahin, wo Beiden wohlthuende Erinnerungen hafteten, nach Grenchen. Auch diesmal wurden die Ankommenden von ihrem Dorfe festlich empfangen. Es ist dieser Besuch von 1860, der in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit erwähnt wird.

Die politischen Angelegenheiten Deutschlands waren in neuen Fluß gekommen, der Thronwechsel in Preußen hatte große Erwartungen wachgerufen und nicht befriedigt, der verfassungsmäßige Widerstand gegen die despotische Weise, in welcher die Reorganisation des Heeres durchgesetzt wurde, und die Unbeliebtheit eines Ministeriums der Militär- und Junkerpartei regten das Volk zu lebhafterem Antheil an der Politik auf. In der Presse und in Vereinen erhob sich wieder die deutsche Frage. Mathy verfolgte mit gespannter Theilnahme jedes Symptom einer neuen Kraftäußerung. Aber er war für sein eigenes Leben resignirt, und sagte dem Freunde, der einen großen Fortschritt für nahe bevorstehend hielt, mit Trauer: „Du wirst es vielleicht erleben, ich nicht." Er hatte einige Jahre zuvor in Gotha einen volkswirthschaftlichen Congreß mitgemacht und war dort mehre Male dem jungen Eifer der volkswirthschaftlichen Schule entgegengetreten; er hatte mit Interesse die Ausbreitung des Nationalvereins verfolgt, aber er erwartete nicht viel von der schwachen Organisation des Vereins und meinte mit Recht, daß es nicht seine Sache sei, an den politischen Turnübungen eines jüngeren Geschlechtes Theil zu nehmen. Aber er bewährte auch zu Leipzig in größerm Kreise wohlthuenden Antheil an Gesinnung und Streben

Anderer. Er wurde dort Mittelpunkt eines Kreises patriotischer Männer, mit dem er nach deutschem Brauch einzelne Abendstunden in einer Restauration zwanglos zusammentraf. Aeltere und jüngere Männer von verschiedenem Beruf, unter ihnen Wachsmuth, Mathy's werther Amtsgenosse bei der Creditgesellschaft, dann Stephani, drei Cichorius, zwei Hirzel, Schunk, Georgi, W. Wenk, der englische Generalconsul Crowe, dazu der ganze kleine Trupp der Grenzboten, von denen Julian Schmidt ihm besonders werth wurde. Hier war es auch, wo er Heinrich v. Treitschke kennen lernte und liebgewann, recht innig erfreute ihn das kräftige, ritterliche Wesen und die tapfere preußische Gesinnung des geistvollen Mannes.

Er war in Leipzig sehr beschäftigt und ihn drückte zuweilen die Last der Arbeit. Er fühlte die Ermattung mehr als sonst und bemerkte in seiner Brust einigemal unregelmäßigen Schlag des Herzens. Dennoch weigerte er sich selten, wenn die preußischen Jahrbücher oder die Grenzboten baten, ihnen einen Artikel über Politik oder Völkerleben zu gönnen. Denn durch alle Wechselfälle hatte er sich die prächtige Eigenschaft eines Journalisten bewahrt, er schrieb gern, so oft ihm etwas warm machte. Und diese kleinen Aufsätze wurden dann nicht selten Meisterstücke und ein Stolz für die Redaction. Wenn der damalige Redacteur der Grenzboten mit Schlauheit die günstige Stunde abzupassen wußte, wo Mathy bei einem Abendtrunk kluge und neue Ansichten zum Besten gab, und wenn er darauf leise bittend seiner Zeitschrift gedachte, dann sah Mathy so humoristisch und wohlwollend aus, wie Odysseus, den ein junger Achaier durch künstliche Rede zu überlisten strebt, er winkte leise Gewährung und sagte im Herausgehen ernsthaft zu einem Vertrauten, der an dem Blatt betheiligt war: „So ist es recht, er müht sich für sein Blatt."

Wer den thätigen Mann durch die Comtoirräume der Gesellschaft gleiten sah, mit den Geschäftsleuten verkehren, und am Abend still sein Bündel Papiere in das Büreau einsperren,

einen Tag wie den andern in endloser Arbeit um Geld und Vermögen Anderer, der konnte sich einer geheimen Trauer nicht entschlagen. Hier war eine deutsche Kraft, in den härtesten politischen Kämpfen geschult, so sicher, großartig, für die höchsten Angelegenheiten der Nation geschaffen, und dies Leben verrann in einer Thätigkeit, die doch nicht volle Befriedigung gab, und die das Beste seines Wesens nicht zu voller Geltung brachte. Er that die Pflicht, die ihm unheimisch blieb, heiter und völlig, aber über der Freundlichkeit, mit der er im Geschäft verkehrte, schwebte eine Würde und stille Entsagung, welche auch Fremden Ehrfurcht einflößte. Auch das schien ein deutsches Loos, daß der kriegerische Vertreter der besten patriotischen Ideen als müder Beamter einer Actiengesellschaft sein Erdendasein beenden sollte.

Es war ihm andere Vollendung bestimmt. In seinem Heimathstaat Baden war die nationale Gesinnung, welche bis dahin nur wenige Herren kleinerer Territorien kund gegeben hatten, in der höchsten Staatsregierung zur Herrschaft gelangt. Der Großherzog hatte auf dem Fürstencongreß zu Frankfurt, welchen Oesterreich ausschrieb, tapfer die Idee des preußischen Bundesstaates vertreten, er als der Einzige unter den Fürsten der Rheinbundstaaten, und Freiherr Franz v. Roggenbach hatte die Leitung des auswärtigen Dienstes übernommen. Wieder waren die Augen der Deutschen wie von 1841—48 hoffend auf Baden gerichtet. Die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Staates, welcher verfassungsmäßiges Regiment und nationale Anlehnung gebieterisch fordert, hatten sich geltend gemacht. Der neuen Regierung aber lag zunächst am Herzen, in das Beamtenthum neue Kräfte zu leiten.

Im August 1862 theilte Mathy's ältester Freund, Oberbürgermeister Malsch, ihm vertraulich mit, daß der Großherzog seine Berufung in die Staatsleitung wünsche. Mathy antwortete, daß die Vorbedingung für jede Verhandlung die Sühne der Unbill sein müsse, welche ihm 1853 durch jene

brüske Entlassung zugefügt worden sei, also Wiedereinsetzung in die Rechte, welche er durch die Anstellung vom Jahr 1848 erworben. Es handele sich nicht um Geldansprüche, die er nicht erheben wolle, aber um Anerkennung früherer Leistungen. Darauf lud ihn am 3. September ein freundlicher Brief Roggenbachs zum Rücktritt in den badischen Staatsdienst ein.

Mathy erklärte sich unter den angegebenen Bedingungen bereit. Durch Patent vom 28. September wurde er zum Director der Hofdomänenkammer und zum vorsitzenden Mitglied des Finanzministeriums ernannt, seine Anstellung als Reactivirung bezeichnet, die Berechnung seiner Dienstjahre vom April 1848 festgesetzt und jene Unwiderruflichkeit seiner Anstellung erklärt, welche in Baden erst nach fünf Dienstjahren eintritt.

Als Mathy dem Verwaltungsrath der Creditgesellschaft davon Mittheilung machte und um Enthebung von seiner Stelle mit Ende des Jahres nachsuchte, war zwar das Bedauern allgemein, daß die Anstalt ihn verlieren solle, aber auch die Empfindung, daß seinem Leben diese Wandelung eine Schicksalsfügung sei, welcher keine egoistische Rücksicht entgegentreten dürfe, und mit freundlicher Bereitwilligkeit erleichterte ihm der Verwaltungsrath den Uebergang in den neuen Beruf.

Es war wieder am kalten Jahresende, als Mathy mit seiner Frau nach der Heimath fuhr; aber was Leipzig an lustigem Blumenschmuck zu leisten vermochte, das legte es den Reisenden um ihre Sitze im Wagen und traurig stand die Abendgesellschaft ihres Führers beraubt auf dem Perron. Lange noch klangen Dank und Heilwünsche der Leipziger den Beiden in die alte Heimath nach, treue Grüße und Freundesbriefe flogen hin und her, und Karlsruhe wurde fortan in neuer Weise eine Besuchstation reisender Leipziger. Da zu Karlsruhe im Bären auch eine Genossenschaft würdiger und ehrbarer

Männer bestand, in welcher Mathy heimisch wurde, Herren der Karlsruher Bürgerschaft und Beamte, eine große Gesellschaft von süddeutschem Charakter, in welcher der Minister und der Stadtbürger bei einem kühlen Trunk gesellig lagern, so wurde zwischen dem verwaisten runden Tische in Leipzig und dem freundlich summenden Bären achtungsvolle Zuschrift gewechselt und beide Mächte schlossen um des werthen Freundes willen einen Bund der Gastfreundschaft.

3.

Im badischen Staatsdienst.

Hatte das Heimathland Baden an seinem alten Häuptling etwas zu sühnen, jetzt wurde diese Sühne geleistet, in einer Weise, wie sie dem hochsinnigen Manne die beste Belohnung ist. Die ersten beiden Jahre nach der Rückkehr wurden für Mathy in Vielem die glücklichste Zeit seines Lebens. Es geschieht zuweilen, daß frische Kraft, edles Wollen, hochsinnige und opfervolle Hingabe der Regierenden an den Staat plötzlich einmal in die Behandlung der großen Geschäfte einen Schwung und Adel bringen, der die Nation mit Wärme und Hoffnungen erfüllt. Freilich, selten gönnt die rauhe Wirklichkeit diesem gesteigerten Wesen, dem Zusammenwirken ungewöhnlich organisirter Männer, eine längere Dauer und schwerlich wird die ungemessene Erwartung völlig befriedigt, welche das Volk an solche Leitung der Geschäfte knüpft. Niemand vielleicht empfand wohlthuender die fröhliche Poesie der neuen Aera von Baden, als Mathy. Die Regierung, welcher er eingefügt wurde, war nicht aus gleichartigen Männern zusammengesetzt, neben älteren Beamten standen Solche, die als Gelehrte heraufgekommen waren, und Andere, welche großer Geltung in der Kammer ihre Berufung verdankten. Und der Mangel an innerem Einvernehmen verminderte zuletzt die Dauer. Der große Anlauf dieser Jahre aber ging fast ganz von der edel gehobenen,

selbstlosen Persönlichkeit des Freiherrn v. Roggenbach aus, der damals Präsident des auswärtigen Ministeriums, und in Vielem, leider nicht durch seine Stellung, der leitende Geist des Staatsministeriums war. Was zarte und hochsinnige Freundschaft thun konnte, um Mathy in den neuen Verhältnissen einzubürgern, das geschah. Roggenbach machte Mathy zum Vertrauten seiner Sorgen und Wünsche, und wenn der vielbeschäftigte Minister am Abendtisch bei Frau Anna niedersaß und in seiner geistvollen Weise von Menschen und politischen Verhältnissen Europa's sprach, so gab das nicht blos angeregte Unterhaltung, auch große Gedanken und herzliche Uebereinstimmung in den Hauptsachen, und vor Allem auch für die Hausfrau den beglückenden Einblick in ein seltenes Gemüth.

Denn Roggenbach war von denen, welche alles Gute und Tüchtige in Menschennatur mit Ehrfurcht betrachten, gegen den Schein, auch den vornehmsten, souveräne Nichtachtung fühlen, streng und vornehm gegen die Anspruchsvollen, hingebend und weich, wo er vertraute. Wenn z. B. die fremden Gesandten, die sich selbst nicht ganz der Wirkung seiner Persönlichkeit zu entziehen wußten, einmal unter leisem Verschwörungsgemurmel Andeutungen machten — es war nach dem schnellen Gesandtentausch mit dem neuen Staat Italien —, daß sie bei solchem Verfahren Badens möglicher Weise in die Lage kommen könnten, abberufen zu werden, dann antwortete ihnen das auswärtige Amt mit bezaubernder Anmuth, für Baden könne ja nichts Willkommneres geschehen, als wenn es seinen unnützen diplomatischen Ballast loswerde. Oder wenn das auswärtige Amt einmal auf dem Bahnhofe einen fremden Monarchen begrüßte, dann durften die Karlsruher erstaunen über die freie und vornehme Haltung ihres Mitbürgers, welche zweifelhaft machte, wer Kaiser sei, ihr Präsident oder der fremde Herr.

Es waren wieder glückliche Abende nach arbeitvollen

Tagen in Mathy's Hause. Bald bildete sich dort ein Familienkranz; außer v. Roggenbach die Familien Jolly, Baumgarten, Devrient, Hardeck, v. Weech, in den nächsten Jahren Frau Grunelius mit zwei Töchtern, ein Verband tüchtiger Menschen, gescheuter Männer und guter Frauen. Die Deutschen wissen gar nicht, welchen Reichthum an wohlthuenden Kreisen gebildeter Menschen sie in dem vielgetheilten Vaterlande besitzen.

Um für Mathy den Weg zu ebnen, übernahm Herr v. Roggenbach zu seinem Amte noch das Handelsministerium, welches in den ersten Wochen nach Mathy's Eintritt frei wurde, und leitete die Geschäfte desselben interimistisch fast ein ganzes Jahr, bis Mathy am 30. Januar 1864 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt wurde. Er bezog die Dienstwohnung dieses Ministeriums, welche er bis zu seinem Tode inne hatte.

Mathy merkte wohl, daß die Augen der alten Beamten ihn bei seinem Eintritt erwartungsvoll, nicht ohne Argwohn betrachteten. Er bewies ihnen, daß er auch die Eigenschaften eines regelrechten Beamten habe. Ja, er wurde als Minister grade ein Chef, wie ihn der gute Beamte ersehnt. Regelmäßig, schnell von Allem unterrichtet, verstand er das Geheimniß, seine Beamten zu leiten und ihnen doch die Selbständigkeit zu lassen, welche der wackere Mann zum fröhlichen Schaffen braucht. Es war ihm eine Genugthuung, wenn er in Verhandlungen mit anderen Regierungen seinen Räthen die officiellen Ehren zuweisen konnte, welche an solchen Geschäften hängen; jedem wußte er nach seiner Persönlichkeit Spielraum zu geben und vor dem Publikum den Ruhm der Herrschaft, und doch fühlte jeder, daß der freundliche, scheinbar so nachgiebige Mann das Heft in eisenfester Hand hielt.

Für Mathy begann weitgreifende Thätigkeit im neuen Beruf. Sein Ministerium hatte den Vortheil, einige tüchtige Räthe zu besitzen, denen er vertrauen durfte, und es war ein

kräftiger Zug in diesem Theile der Staatsleitung. Die Gewerbehalle wurde eingerichtet und eröffnet, eine schöne Versuchsanstalt für Landwirthschaft mit großer Baumschule vom Staate dotirt, Brücken über den Rhein, Hafenanlagen und Uferbauten vollendet und neu begonnen, vor Allem das Netz der Eisenbahnen, Landstraßen und Telegraphen mit besonderer Liebe gefördert. Mathy schloß Verträge mit Würtemberg, durch welche mehre Seitenbahnen in's Leben gerufen wurden, er fand, daß diese Bahnen, welche den Verkehr nach dem deutschen Osten vermitteln sollten, zugleich eine Hilfe waren, die militärische und politische Isolirung Badens aufzuheben, und daß dieser Gewinn auch starke Zumuthungen an den Staatssäckel rechtfertige. Er errichtete unermüdlich Telegraphenleitungen, auch an kleinere Orte nach Schweizerart, er begünstigte dabei die Frauenarbeit und hatte die Genugthuung, daß die Frauen ihr Amt zu voller Zufriedenheit versahen. Und er kam wegen dieser und anderer Anlagen zu dem Ministerium der Finanzen in den Gegensatz, welcher in der Regel zwischen den Würdenträgern der Staatskasse und der friedlichen Culturausgaben stattfindet.

Im Jahr 1864 offenbarte er noch einmal alten Heldenzorn und trat einer Partei der heimischen Geschäftsleute und der Kammer mit der schneidigen Kraft gegenüber, welche 20 Jahre vorher seinen Gegnern so beengend gewesen war. In Baden fehlte ein größeres Bankinstitut. Das war ein längst beklagtes Leiden, Mathy selbst hatte in früherer Zeit dafür gekämpft, mehre Anläufe waren an der Büreaukratie gescheitert. Jetzt wurde der Wunsch lebendig, vor andern bei Mathy selbst. Für ihn hatte dies Institut eine große Bedeutung, jetzt endlich sollte die sklavische Abhängigkeit, in welcher der Geldverkehr Badens von den großen Bankhäusern in Frankfurt stand, ein Ende nehmen, die aufblühende Industrie auf eigene Füße gestellt werden. Und noch Größeres lag ihm im Hintergrunde, die Coursnachtheile, mit welchen die Länder des rheinischen

Guldens gegenüber dem Thalergebiet zu kämpfen hatten, waren nur ein Vortheil für die Frankfurter Bankhäuser, ein unablässiger Schade für den Wohlstand des Landes, ein Hemmniß für die wirthschaftliche Vereinigung mit dem Norden. Darum sollte die neue Bank ein großes, von Frankfurt unabhängiges Geldinstitut werden, und sie sollte nicht von Speculanten gegründet werden, denen nur um den Unternehmergewinn zu thun war, sondern im Verein mit großen Geldinstituten im Norden, damit sie eine weitere als locale Bedeutung gewinne und für den Geldverkehr eine neue Ueberbrückung des Mains werde. Dagegen war einigen Unternehmern in Mannheim, welche in Abhängigkeit von Frankfurter Häusern standen, gelungen, bei der Kammer Unterstützung ihres Projectes zu finden, es gab eine heftige Debatte, in welcher Mathy eine seiner stärksten Reden hielt, jetzt vom Ministertisch gegen die Opposition, und den Mannheimern den wohlwollenden Rath ertheilte, sie sollten sich eine bessere Handelskammer anschaffen. Dieser Rath wurde sehr übel vermerkt und Alle, die sich getroffen fühlten, waren beflissen, laute Klagen und leise Verdächtigungen zu erheben. Aber Mathy hatte doch den Zweck erreicht, die Intrigue der Frankfurter zu zerschlagen und der Kammer wie dem Lande einen starken Eindruck zu machen. Er ist seitdem mit den Abgeordneten immer recht gut fertig geworden.

Unterdeß beschäftigte die schleswig-holsteinische Frage das auswärtige Amt; auch Mathy erkannte sofort, daß bei der Abneigung, welche in Berlin vorhanden war, die Herzogthümerfrage gegen Dänemark kräftig aufzunehmen, die Unterstützung der Erbansprüche des Herzogs von Augustenburg durch die kleineren Regierungen und die öffentliche Meinung das letzte und einzige Mittel sei, die Länder für Deutschland zu retten. Und er weilte auf einer Durchreise nach Berlin im December 1863 in Gotha und sprach die Vertrauten des Herzogs. Als aber das preußische Ministerium durch die selbständige Haltung

der Mittelstaaten veranlaßt wurde, den Streit zugleich gegen Dänemark und gegen die Mittelstaaten als die Vertreter der Augustenburgischen Interessen aufzunehmen, da billigte er zwar die gewundenen Wege im auswärtigen Amte zu Berlin nicht, aber weit obenan stand ihm der Gewinn, der für Preußen und Deutschland hervorgehen konnte. Als endlich Preußen durch blutigen Kampf die Dänen aus den Herzogthümern gescheucht und im Frieden die Länder für Deutschland gesichert hatte, da sagte er zuweilen: „Herr von Bismarck gefällt mir immer besser."

Sein Haar war weiß geworden, die stürmische Empfindung durch reife Erwägungen gebändigt, aber als die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich schwieriger wurde, und die Möglichkeit eines großen Waffengangs über die Zukunft Deutschlands erkennbar, da erfaßte ihn eine tief innere Erregung, die sorglich behütet nur zuweilen in starken Aeußerungen hervorbrach. Jetzt war doch möglich geworden, daß er selbst erlebte, was die heiße Sehnsucht seiner Jugend, der Streit seiner Mannesjahre gewesen war, wofür er geschrieben, gesprochen, gedarbt und sein Leben in die Schanze geschlagen hatte — die Einheit Deutschlands. Wie auch der Preuße hieß, der sie dem Vaterland brachte, ob er Junker war, ob Demokrat, bei solchem Mann waren alle seine heißen Wünsche.

Grade da erfuhr Mathy in seinem Ministerium ein großes Leid. Herr v. Roggenbach gab das auswärtige Amt auf und Herr v. Edelsheim wurde sein Nachfolger.

Zu v. Edelsheim war das Verhältniß Mathy's kalt, es wurde in kurzem feindselig. Mathy dachte im Herbst 1865 gern daran, sein Ministerium aufzugeben, und als Schriftsteller in ruhiger Muße den Rest seiner Tage thätig zu sein. Er hatte sich dafür in der Stille eine Wohnung auserkoren, wenn er sein Handelsministerium verlassen würde, und wies diese mit Behagen einem besuchenden Freunde. Aber er fühlte

sich an sein Amt durch besondere Rücksicht gebunden; der Großherzog war zartsinnig bemüht gewesen frühere Unbill auszugleichen, Mathy war aus der Fremde in ungewöhnlicher Weise zurückgerufen, seine Pensionsansprüche hatten dabei eine gewisse Bedeutung erhalten, und er meinte darum, ihm zieme nicht, sich auf sein erworbenes Recht zur Ruhe zu setzen ohne einen Grund, den sein Fürst und das Land für völlig genügend halte.

Bald kam zu dieser Rücksicht eine größere. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich wurde im Frühjahr 1866 zu unverhüllter Feindschaft. Mathy wußte seit dem April, daß der Großherzog zu jedem Opfer an seinen Souveränitätsrechten bereit war, um einen einheitlichen Staat der Deutschen herbeiführen zu helfen, und daß sich Alles in ihm dagegen empörte, an der Seite Oesterreichs gegen Preußen zu kämpfen. Als am 9. Mai die Einladung zu einer Conferenz der süddeutschen Minister nach Bamberg verhandelt wurde, vertrat Mathy energisch die Ansicht, Baden solle neutral bleiben und diese Neutralität bei der Zusammenkunft scharf betonen, da der Aufrichtigkeit Baierns und Würtembergs nicht zu trauen sei. Man habe die Absicht, Baden unvermerkt ins österreichische Lager hinüberzuführen, deshalb solle man die Truppen im Lande behalten und Rastatt besetzen. Die Auffassung erhielt die Zustimmung des Großherzogs und wurde zum Beschluß erhoben. Mit dem Auftrage, auf Neutralität zu bestehen, die Fragen über Truppendislocation, Oberbefehl und politische Leitung offen zu lassen, reiste Herr von Edelsheim nach Bamberg. Dort aber wurde neben den officiellen Verabredungen, daß man die Vermittelung zwischen Preußen und Oesterreich versuchen, den Bund nicht mobil machen, Reformvorschläge von Preußen verlangen, und daß Jeder für sich rüsten solle, mit dem Gedanken, den Bund zu erhalten und den Friedensbrecher abzuwehren, auch gegen Baden geltend gemacht, daß Neutralität ein Aufgeben des Bundes und seiner

internationalen Garantien wäre, ein Anreiz zum Kriege für Preußen und Oesterreich, und daß die Neutralen nur Objecte für eine Theilung der großen Mächte sein würden. Dazu kamen Privatbesprechungen und Mittheilungen der Minister in weit anderem Sinn: daß Sachsen in vierzehn Tagen kriegsbereit sein werde, daß das siebente und achte Armeecorps unter bairischen Oberbefehl gestellt und Nassau dazu gezogen werden solle.

Da diese Maßregeln Baden zum Krieg gegen Preußen drängen mußten, forderte Mathy in den nächsten Sitzungen: Baden dürfe sich nicht militärisch verpflichten, bevor es sich nicht politisch mit den Nachbarn verständigt habe. Und weil die Gefahr einer Isolirung bereits lebhaft empfunden wurde, rieth er, im Nothfalle die badische Division lieber direct unter Baiern zu stellen, um formell einen Zusammenhang zu erhalten und der gefährlichsten Macht für alle Fälle den Vorwand zu einer Besetzung Badens zu nehmen, aber die Division trotzdem in Rastatt zusammen zu halten. Und gegen die lebhaft ausgesprochene Behauptung, daß es für Baden unmöglich sei, in dieser Lage eigene Politik zu treiben, ersuchte er ironisch, diese Auffassung wenigstens nicht so laut zu betonen, denn das Aufgeben jeder eigenen Geltung beraube jeder Möglichkeit, Etwas durchzusetzen. Unterdeß stieg die Aufregung im Lande, die Unsicherheit seiner Collegen. Als es am 12. und 13. Juni im Staatsministerium zu Besprechungen über den österreichischen Antrag beim Bunde kam, welcher Krieg gegen Preußen bedeutete, stimmten die übrigen Mitglieder des Staatsministeriums für den Antrag mit einigen Beschränkungen. Mathy dagegen forderte, den österreichischen Antrag zu verneinen als unsittlich und bundeswidrig, er stelle einen europäischen Krieg in Aussicht, führe den Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen sicher herbei und mache diesen zu einem wirklichen deutschen Bürgerkriege. Der Widerspruch Mathy's und die feste Erklärung des Großherzogs, daß er keinen Krieg wolle,

bewirkten endlich im Staatsministerium einen Compromiß, jenes Votum, welches Baden in der entscheidenden Bundes-Sitzung vom 14. Juni gegen den österreichischen Antrag abgab.

Aber mit diesem Votum war die Widerstandskraft in Baden erschöpft. Als die Nachricht kam, daß die Abstimmung vom 14. Juni den Bürgerkrieg veranlaßt, und daß Baden den Kampf gegen Oesterreich und die gesammte Nachbarschaft aufzunehmen habe, da wurde die militärische Schwierigkeit der Lage übermächtig. Außerdem war, wie verlautete, auf vertrauliche Anfrage von Berlin die Trauerkunde gekommen, daß man Baden nicht unterstützen könne; und der feindliche Theilungsplan Baierns und Oesterreichs war zwar nicht bekannt, wurde aber geahnt. Dazwischen erscholl der Hilfeschrei Sachsens, und Preußen wurde als Friedensbrecher verklagt vom Volke, im Heere, von der Mehrzahl der Minister. Man wagte nicht mehr, die badische Division dem achten Bundescorps zu entziehen, Prinz Alexander von Hessen wurde als Commandant des achten Corps vereidet. In grimmigem Schmerze schrieb Mathy am 18. Juni in sein Tagebuch: „Wir stehen auf der unrechten Seite, für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Frische, der Ausgang wird es lehren." — Und an demselben Tage einem spätern Mitglied des Staatsministeriums: „Ich theile vollständig Ihre Ansicht über das Machtverhältniß beider Parteien. Hier glaubt man auf der Seite der Stärkeren zu stehen, während man sich auf der schwächeren befindet. Man fürchtet sich, isolirt zu bleiben, und deshalb halten wir zu denen, welche die Absicht haben, uns den Hals abzuschneiden. Der Großherzog erkennt es, aber wie will er ein entschiedenes Veto den von allen Seiten auf ihn eindrängenden Stimmen entgegensetzen, Stimmen, die ihm zurufen: Baden kann sich nicht isoliren, das Volk leidet dies nicht, das Land würde mit fremden Truppen überschwemmt furchtbare Drangsale erleiden, es würde getheilt werden, Staat und Dynastie gingen verloren. Diese Angst beherrscht auch

die Mehrzahl der Volksvertretung, deren Chor dem Großherzog wirklich unthunlich macht, eine Regierung in seinem Sinne zu bilden, welche allerdings einen Boden im Lande sich erst schaffen müßte.

„Der Gedanke an ein Triasparlament als vorübergehende Erscheinung, welches eine vermittelnde Stellung der am Kriege nicht betheiligten Staaten bereiten und ein gewisses Kraft- und Selbständigkeitsgefühl gegenüber Oesterreich wecken sollte — dieser Gedanke wurde in den letzten Tagen gepflegt, ist aber sammt der Conferenz durch den Bundesbeschluß vom 14. begraben worden, und könnte meines Erachtens nur durch eine Revolution aufgeweckt werden. Kommt aber eine Revolution, so wird sie ein größeres Ziel auf ihre Fahnen schreiben.

„Die mittelstaatlichen Staatsmänner haben keine Spur von nationaler Empfindung, nichts als Neid gegen Preußen, nichts als das Gelüst, diesen deutschen Staat klein zu machen, und nebenbei Jeder für sich einen Profit auf Unkosten des Gegners oder eines Genossen in die Tasche zu stecken. Sie würden auch das Triasparlament, von welchem hier in diesen Tagen die Rede war, nur angenommen haben, wenn sie sich dazu gezwungen geglaubt hätten."

Und wie sah Mathy in diesen Tagen seine Pflicht an? Nach jenem Beschluß, die Truppen zum achten Armeecorps zu senden, sprach Roggenbach, der in der ganzen Zeit treulich Sorge und Zorn getheilt hatte, seinen Entschluß aus, die Kammer und Baden zu verlassen, und schied vom Freunde bewegt mit den Worten: „ich gehe zu den Volskern"; auch Heinrich v. Treitschke legte seine Professur in Freiburg nieder und zog aus Baden, um die Redaction der preußischen Jahrbücher zu übernehmen. Der Heimathstaat Mathy's war in einer tödlichen Gefahr, nicht geringer als vor achtzehn Jahren, wo Mathy sich den Radikalen entgegengeworfen hatte. Aber damals hatte er nur sein eigenes Heil und Leben in die Schanze geworfen, jetzt galt es Heil und Leben eines Anderen, seines

Fürsten. In der Bevölkerung hatte sich ein furchtsames Zorngeschrei erhoben gegen die preußischen Waffen, laut wurde der Großherzog geheimer Zuneigung zu dem Feinde Deutschlands angeklagt, er habe Geld nach Berlin gesandt, darum seien die Kassen leer, und ein Steueranlehen nothwendig, schon klagte man, die Truppen seien an Preußen verkauft; im Heere selbst mahnten bedenkliche Symptome von gelockerter Disciplin, Tumult und Gebrüll eingezogener Reservisten an die Zustände von 1849. Und was die Hauptsache war, beide Kammern, der verfassungsmäßige Ausdruck des Volkswillens, boten keine Stützen. Zwar in der ersten war etwa die Hälfte der Mitglieder entschieden preußisch gesinnt, eine nicht große Minderheit österreichisch, und diese Kammer hat überhaupt in Baden mehr als einmal das bessere Verständniß für die Interessen des Staates bewährt, aber eine erste Kammer in Deutschland ist noch stets durch ihre Unpopularität bedrückt worden und hat sich in allen großen politischen Krisen als bedeutungslos erwiesen. Die zweite aber stand gänzlich unter der Herrschaft der Tagesstimmungen, ohne in der Mehrzahl entschieden österreichisch zu sein, trieb sie aus Furcht vor dem Kriege kopflos zum Anschluß an die Nachbarn. Dort hatte Roggenbach zuletzt fast allein gestanden, und war angesehen worden wie ein Ungeheuer. Es war wieder eine Zeit der völligen Verstörung in den Staat Baden gekommen, ähnlich wie vor achtzehn Jahren, und aufs Neue war bestätigt, daß dieser Staat in solchen Krisen nur als festgefügtes Glied eines Bundesstaates bestehen könne. Wenn jetzt der Großherzog mit seinen Brüdern gegen den Willen seines Volkes an Preußen festhielt, so mußte er selbst den Kampf gegen Heer, Kammer und Bevölkerung aufnehmen. Und die Entscheidung über den Erfolg solches Wagnisses lag nicht in Baden, sondern in Böhmen. Im Geheimen hoffte Mathy, daß die Entscheidung seinem Fürsten von dort kommen werde. Und darum hielt er aus.

In diesen Wochen wurde er auch durch die Sorge in seinem Ministerium in Anspruch genommen. Der Finanzminister hatte bei Annäherung der Kriegsgefahr die leeren Kassen dadurch zu füllen gemeint, daß er plötzliche Aufhebung sämmtlicher Eisenbahnbauten forderte. Mathy hatte ihm energisch widersprochen, den Schaden und die Gefahr hervorhebend. Er hatte noch am 11. Juni in der zweiten Kammer den einstimmigen Beschluß durchgesetzt, daß vorläufig fortgebaut werden sollte; im Ministerium hatte er schon vorher einen Plan zu rationeller Abwickelung des Eisenbahnbaues vorgelegt, und einen andern Entwurf, dem Mangel an Credit und Erwerb zu begegnen. Er vermochte durch vier Wochen keine Entschließung herbeizuführen und machte noch am 20. Juni Probefahrt auf einer neugebauten Bahnstrecke, um den Muth und die Ordnung zu erhalten.

Wenige Tage darauf kamen die ersten Telegramme vom böhmischen Kriegsschauplatze, alle meldeten, daß die Preußen geschlagen waren. Die Freude der österreichischen Partei war groß. Mathy erkannte, daß es fortan unmöglich sei, eine Betheiligung Badens am Feldzuge zu verhindern. Am 28. Juni sagte er traurig dem Großherzog, sein Fürst werde ihn nicht lange mehr im Amte behalten können, die gegenwärtigen Bundesgenossen verlangten sichere Leute. Und er besuchte an diesem Tage die Sitzung des Staatsministeriums nicht. Als ihm am nächsten Morgen von einem Collegen eine Aeußerung des Herrn v. Edelsheim mitgetheilt wurde, es sei Einheit im Staatsministerium nöthig aber nicht vorhanden, versetzte Mathy kalt: „ich erwarte nur einen Anlaß zu gehen, man möge ihn mir geben". Am 30. Juni kam es im Staatsministerium wegen Einstellung der Eisenbahnbauten zu einer kurzen Erörterung, ein Gegner Mathy's wurde krank hinausgeführt. Mathy aber nahm daraus Veranlassung, den Großherzog um seine Enthebung vom Amte zu bitten. Er zeigte dies an demselben Tage dem Staatsminister v. Stabel an, hatte am 1. Juli

seine Abschiedsaudienz beim Großherzog und schied bewegt von seinem gütigen Fürsten. Er war ausgetreten, als die Nachrichten von preußischen Niederlagen ihm das Herz schwer machten und das Vertrauen seiner Gegner beflügelten. Es war aber eine Folge der Verwirrung im Staatsministerium, daß er mehre Tage auf seine Entlassung warten mußte. Unterdeß schlug die Stimmung plötzlich um, denn die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, den österreichischen Telegrammen folgten wahrhafte Berichte. Und als er endlich am 5. Juli seine Verabschiedung erhielt, war die Lage so geändert, daß die Gegenpartei wohl füglicher selbst aus dem Amt geschieden wäre.

Während das Ministerium den Vorwurf auf sich lud, daß es seine feindselige Politik gegen Preußen noch durchzuführen suchte, als jede Aussicht auf Erfolg geschwunden war, und der aussichtslose Widerstand unnützes Blutvergießen herbeizuführen drohte, saß Mathy in einer fröhlichen Stimmung, die er in dem letzten Jahr entbehrt hatte, und schrieb mit den Freunden Artikel für den Anschluß an Preußen. Zum letzten Male fühlte er die Freuden eines Journalisten, aber auch die Leiden, denn einer der Artikel wurde in der badischen Landeszeitung auf Befehl des Ministeriums mit Beschlag belegt. Seine Wohnung war das Hauptquartier der preußischen Partei, von allen Seiten kamen frohe Botschaften über den Umschwung der öffentlichen Meinung.

Endlich, am 27. Juli, erhielt Mathy den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Sein Programm: schleunige Lösung von der Augsburger Liga, sofortige Zurückziehung der badischen Division, stramme Verwaltung, Zucht im Militär, wurde sofort genehmigt. An demselben Tage lud Mathy seine Collegen, nach wenigen Stunden hatte er sein Ministerium gebildet. Der Großherzog empfing ihn herzlich, es war für Beide ein gutes Wiedersehen. In derselben Nacht wurden die Aenderungen der Regierung ausgefertigt und ein Unter-

händler des Waffenstillstandes an General v. Manteuffel geschickt. Den Tag darauf erhielt Mathy seine Ernennung zum Staatsminister, er blieb Präsident des Handelsministeriums und übernahm noch interimistisch das Finanzministerium, sein bewährter Freund Jolly das Innere, v. Freydorf das Auswärtige. Er sandte Ellstätter nach Berlin, um dort das große Geldgeschäft abzuschließen, welches unvermeidlich geworden war für die leeren Staatskassen und zur Contribution an Preußen, gleich darauf Freydorf als Unterhändler für den Frieden. Zugleich mit dem Frieden wurde der geheime Allianzvertrag von Preußen angeboten und gern angenommen, dadurch vorläufig die Stellung Badens befestigt. Schnell kamen die Geschäfte in Zug, das Land fühlte die sichere Führung. Gewaltig faßte Mathy seine Lebenskraft zusammen, sein Wesen war hoch gesteigert, seine Arbeitskraft schien verzehnfacht, die Last dreier Ministerien trug er wie spielend, täglich von einem zum anderen schreitend. Er hatte das Ungeheure erlebt, er selbst durfte dazu helfen. Endlich! und grade in der Stellung, die ihm nöthig war, um seinem Heimathstaate das Größte durchzusetzen, ein Ministerium von gutem Einvernehmen, er als Leiter im vollen Vertrauen seines Fürsten.

Der Friede war gewonnen, der neue Bund trat ins Leben, Baden war ausgeschlossen. Der Großherzog empfand tiefen Schmerz über die auferlegte Trennung vom Bunde, Mathy meinte: „Was auch meine Gesinnung sei, ich habe hier nur eine Meinung, und diese Meinung ist, wir müssen uns mühen hinein zu kommen, auf grader Straße oder auf Umwegen."

Im Geheimen hegte er aber die Hoffnung, daß er den Eintritt doch durchsetzen werde; unterdeß war jede Abschlagsanzahlung darauf freudig anzunehmen, jede Veranlassung für nähere Vereinigung zu ergreifen, Alles für den Eintritt still vorzubereiten. Denn die Folge des glorreichen Jahres dürfe unmöglich eine Trennung Deutschlands sein, nach der alten

Schnittlinie, deren unheilvolle Bedeutung Niemand besser kannte, als er selbst. Es sei nur eine Frage von kurzer Zeitdauer.

Die Volksvertretung kam ihm anerkennend entgegen, als er am 9. October den Landtag eröffnete, seine Vorlagen und den Friedensvertrag einbrachte, mit großer Gesinnung die Lage der deutschen Angelegenheiten erörterte und die Pflichten Badens betonte. Er muthete dem Lande größere Geldanstrengungen zu, und obwohl er die geforderte Erhöhung der directen Steuern nicht völlig erlangte, wußte er das nöthige Geld doch zu schaffen, die alte elende Borgenoth wenigstens hatte ein Ende. Auch der geordnete Eisenbahnbau wurde wieder kräftig aufgenommen. Als im Frühjahr 1867 der Luxemburger Conflict heran kam, wurde Rastatt in Vertheidigungszustand gesetzt, mit erforderlicher Besatzung versehen und die Franzosen nicht im Zweifel gelassen, daß Baden zu Deutschland stehen werde.

Ende Juni ging er nach Berlin, um die Verträge des neuen Zollvereins selbst abzuschließen. Er betrachtete sie als eine staats- und völkerrechtliche Anomalie, die unmöglich lange dauern könne, aber wie sie auch waren, sie förderten die Einheit. Die Aufnahme Badens in den Nordbund war aber nur ein Theil der großen Maßregeln, welche er als nöthig betrieb. Er wollte auch die Finanzen der einzelnen Staaten unauflöslich an den Bund fesseln. Eine Tabacksteuer von 2—3 Millionen erklärte er für eine Thorheit, die den Lärm nicht werth sei, welchen sie mache; ein untrügliches Mittel, den Bund einzubürgern, sei nur das Monopol*), welches für Deutsch-

*) Er schrieb am 20. Juli 1867 an G. Freytag: — „Ich bin für das Monopol. Ein deutsches Tabacksmonopol, welches mehr eintragen muß als sämmtliche Zollgefälle, ist ein nationales Band, noch weniger zerstörbar als der Zollverein, und es wird nur um so fester, wenn für die Entschädigung der Fabrikanten eine gemeinschaftliche Anleihe gemacht werden muß. Ich gebe mich von vorn herein dem Volkswirthscongreß-zorn preis; ich bin eben ein unheilbarer Einheitsreactionär.“

land an 30 Millionen ertragen müsse. Befriedigt von dem Erfolg der Reise — mit dem abwesenden Grafen Bismarck war er nicht zusammengetroffen — kehrte er nach Karlsruhe zurück, um dort wieder die Vorlagen für die Kammer zu bereiten. Niemals vielleicht waren der Volksvertretung in Baden so viele und gut ausgearbeitete Gesetzentwürfe geboten worden: über Ministerverantwortlichkeit, Kriegsverfassung, Schule, Straßen, Presse, neben andern. Sie waren durch die energische Beihilfe der Amtsgenossen, zumal Jolly's, sämmtlich fertig, als der Landtag am 5. Sept. 1867 wieder eröffnet wurde. Der Landtag sollte die Frage entscheiden, ob es Recht war, was die Verwaltung gethan und ausgegeben, und ob das Volk die Mittel bewilligen werde, damit Baden auch in Zukunft leiste, was es der Nation schuldig war, und als ein geachtetes Glied in der Familie deutscher Bundesstaaten Aufnahme finde. Die Kammern bewiesen im Ganzen guten Willen, aber die Arbeit, welche Mathy selbst in dieser Session zu tragen hatte, war fast übermenschlich. Wie wenig er um den Beifall sorgte, es war ihm doch schmerzlich, daß die Kammern für die ungewöhnlichen Leistungen des Ministeriums kein Wort der Anerkennung hatten. Denn er fühlte, was sie ihm an Lebenskraft gekostet hatten.

Eine Befriedigung hatte er dabei. Zwischen dem Großherzog und dem Staatsminister hatte sich ein Einvernehmen gebildet, an welchem Mathy's Gemüth innig betheiligt war. Ein schönes Verhältniß männlicher Diensttreue, auf völlige Uebereinstimmung in den letzten Zielen der Politik und auf herzliche Achtung vor dem reinen und uneigennützigen Wollen des Andern gegründet. Mathy empfand immer stille Dankbarkeit für das Vertrauen, welches ihn aus der Fremde zurückgerufen hatte. Und wenn er als Gast auf der Insel Mainau mit seinem Fürsten Rath pflog, und das glückliche Familienleben beobachtete, dann sah er aus blühenden Anlagen über den See auf das Schweizer Ufer und dachte an alte Zeit.

Einst Flüchtling und Arbeiter für ein Blatt Mazzini's, jetzt Leiter der Geschäfte im Staate Baden, damals als ein Unruhstifter von den Vorfahren seines Fürsten beargwöhnt, jetzt der vertraute Rathgeber des Landesherrn, und doch in den großen Gedanken seines Lebens und in ehrlicher Hingabe derselbe Mann. Die Welt um ihn hatte sich gewandelt, sie hatte auch ihm gegeben und genommen, aber er durfte sich sagen, er hatte als armer Journalist wie als Minister dem guten Geiste seines Volkes treu gedient.

Und wenn er die lachenden Stimmen dreier Kinder vernahm, welche unter den Blüthenbüschen des Fürstenschlosses um ihre Mutter spielten, und wenn die Mutter das jüngste Kind ihm in den Arm setzte, dann sah er wieder durch das Dämmerlicht nach dem Schweizer Ufer und dachte an die drei Kinder, die er selbst verloren, und an ihre Mutter, die daheim allein für ihn sorgte. Und der feste Mann wurde nachdenklich, wenn er am Abend allein durch die Anlagen ging, unter ihm endloser leiser Schlag der Wellen wie eine Mahnung an die Ewigkeit, und um ihn Nebel, der aus der Tiefe heraufstieg, bis er die Gestalt des Mannes und die Umrisse der Berge verhüllte.

Mathy hatte Baden zum Eintritt in den neuen Bund vorbereitet. Der Großherzog und die Mitglieder des fürstlichen Hauses, die Majorität beider Kammern, sein Ministerium, alle waren entschlossen, den Eintritt zu bewerkstelligen. Er kannte genau die Stimmung des Landes, er wußte, daß in dem badischen Volk abgeneigte Kräfte dagegen arbeiteten, daß aber ein kräftiges Vorgehen der Regierung die große Mehrheit der Bevölkerung in derselben Richtung vorwärts treiben werde. Er war auch in der Lage, die Folgen auf die Nachbarstaaten zu würdigen. Er war der Ansicht, daß eine Erklärung über den Anschluß Badens vor dem Zusammentritt des Zollparlaments stattfinden müsse, weil sie für die Wahlen dazu ein entscheidendes Moment sein werde, und er war endlich über-

zeugt, daß diese Vereinigung des Südens mit dem Norden nur durch die entschlossene Initiative einer Regierung des Südens zu bewirken und durchaus nicht den schutzzöllnerischen Neigungen und ultramontanen Verpflichtungen der Volksvertreter zu überlassen sei, wenn diese erwählt würden, bevor der Anschluß im Flusse sei. Er nahm auch Rücksicht auf das Ausland, wie schwer es für Frankreich und Oesterreich sein würde, die Beide damals ihre Militärorganisation noch lange nicht beendigt hatten, der deutschen Forderung zu widersprechen, und er war überzeugt, daß die günstige Stunde und die letzte Zeit gekommen sei, wo den Preußen noch die Verklärung des Jahres 1866 vor Europa zu Hilfe komme und wo mit möglichst geringem Wagniß und möglichst guten Chancen vollendet werden könne, was im Sommer des vergangenen Jahres unfertig gelassen war. Er glaubte auch überzeugt zu sein, daß der König von Preußen dem Zutritt Badens wohlgeneigt sei, und er vertraute, daß die Zurückhaltung des Grafen Bismarck, die er als klug und sachgemäß würdigte, keinen andern Grund habe, als den von dem Bundeskanzler ausgesprochenen, daß er sich jeder Pression auf den Süden enthalten und eine Initiative, die vom Süden selbst ausgehe, in Wahrheit erwarten wolle.

In diesem Sinne verfaßte er am 18. November 1867 ein Memoire an den Kanzler des Norddeutschen Bundes, welches er, wie aus einer zurückgelassenen Notiz sich ergibt, selbst dem preußischen Gesandten in Karlsruhe übergab. Seine Lebensgeschichte muß vorläufig von wörtlichem Abdruck des Ganzen absehen, aber die Mittheilung des Inhalts, wie er aus einem Concept unter seinen Privatbriefen gefunden wurde, ist hier unerläßlich, denn der Brief bezeichnet seine letzte Leistung und den Schlußstein des Baues von Gedanken und Thaten, den er aufführte. Der Inhalt seiner Vorstellung ist folgender:

„Regierung und Stände sind einig in dem Streben nach

dem Eintritte Badens in die nationale Verbindung des Norddeutschen Bundes, sie sind bereit die Einrichtungen zu treffen und die Leistungen zu übernehmen, welche dazu erforderlich sind. Der Großherzog hat diese Gesinnung in der Thronrede vom 5. September, die Ständeversammlung in den Adressen beider Kammern ausgesprochen. Die Vorlagen der Regierung an die Stände und die seitherigen Beschlüsse der letzteren beweisen, daß ihr Wille ein ernster ist. Beide Kammern haben nicht allein die Verträge wegen Fortsetzung des Zollvereins, wegen der Salzsteuer und wegen des Bündnisses einstimmig angenommen, — und zwar das Bündniß nicht etwa als eine lästige Zugabe, sondern als eine schätzbare Ergänzung des Zollvereins —; sie haben auch, weil die Erledigung der Gesetz- und Budget-Vorlagen nach alter Uebung längere Zeit erfordert, die Regierung in den Stand gesetzt, einstweilen mit den nöthigen Schritten zur Annäherung an das norddeutsche Wehrsystem vorzugehen. Demgemäß hat die Aushebung der Rekruten nach dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht unter Aufhebung des Einsteherwesens und die Einberufung derselben schon im Herbst 1867, statt im Frühjahr 1868 erfolgen können. Zugleich haben die Kammern, um die entsprechende Vermehrung des Staatsaufwandes zu ermöglichen, wesentlich erhöhte Sätze der directen und indirecten Steuern, vorläufig für die beiden nächsten Monate December und Januar, bewilligt. Das Wehrgesetz, welches die Dienstpflicht von 3, 4 und 5 Jahren bei der Fahne, Reserve und Landwehr festsetzt, ist von der zweiten Kammer angenommen.

„Die Kammer will den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund und für diesen Zweck wird sie die erforderlichen Leistungen gutheißen. Im Lande aber wollen die gut organisirte und geleitete ultramontane Partei und die sehr lauten großdeutschen Demokraten den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund nicht, sie wirken für ihre Negation, ohne zur Zeit ein positives Ziel aufzustecken. Demgemäß verkünden

diese Gegner als Axiom den Satz: Wenn Baden auch Alles thut, was von einem Gliede des Norddeutschen Bundes verlangt wird, so wird ihm der Eintritt doch nicht gestattet, es wird ihm kein anderes Verhältniß zum Norden gewährt, als jenes, in welchem Baiern und Würtemberg zu Preußen stehen. Diese haben die nämlichen Allianzverträge, sie bringen jedoch ihre Truppenzahl nur auf 1 1/2 und 3/4 Procent, und Preußen ist damit zufrieden. Was Baden mehr leistet, sind nutzlose Opfer, wenigstens für jetzt; sie können füglich so lange verschoben werden, bis der Eintritt in den Norddeutschen Bund wirklich erfolgen kann.

„Diese Behauptungen werden unterstützt durch Petitionen aus dem Lande, durch Aeußerungen der officiösen baierischen und schwäbischen Presse, wie aus Regierungskreisen in München und Stuttgart, wo man sich jedoch nicht auf die Negation beschränkt, sondern einen weiteren Bund zwischen den süddeutschen Staaten und dem Norddeutschen Bunde in Aussicht stellt, ein Verhältniß, in welchem der Süden mit einer geringeren militärischen Leistung bestehen könne.

„Diesen Einwirkungen ist bis jetzt entgegen getreten worden mit der Hinweisung auf den Artikel 79 der Verfassung des Norddeutschen Bundes, auf das Rundschreiben des Grafen Bismarck vom 7. September, auf die Aeußerungen des Bundeskanzlers im Reichstage, insbesondere in der Sitzung vom 24. September, ferner mit der Zuversicht, welche die Regierung festhalte, daß der Eintritt Badens gleichzeitig mit den Nachbarn wünschenswerth, aber auch ohne dieselben zu erlangen sei, endlich mit der Erklärung, daß ohne vorgängige Zustimmung der Stände zu den gleichen Wehreinrichtungen, wie sie im Norddeutschen Bunde bestehen, ein Antrag wegen Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund an das Bundespräsidium von Seiten der Großherzoglichen Regierung nicht gerichtet werden könne.

„Immerhin muß die Regierung zur Zeit auf die Frage:

ob und welche Gewähr sie dafür bieten könne, daß die Zustimmung der Stände zu ihren Forderungen alsbald die von ihr erwartete Folge haben werde, die Antwort schuldig bleiben. Und wenn die Regierung nicht rechtzeitig in die Lage kömmt, eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben zu können, dann, besorge ich, wird sie bei der bevorstehenden Berathung des Contingentgesetzes unterliegen, es wird eine Friedensstärke nicht von 1 Procent, sondern nur von 3/4 Procent bewilligt und es werden demgemäß die Ansätze für die Kriegs- und Steuerverwaltung ermäßigt werden.

„Wie unerheblich nun für die Machtstellung Deutschlands der Umstand ist, daß dann 3000 Badener im Frieden und 6—7000 im Kriege weniger unter den Waffen stehen, so würde ich doch die Niederlage der Regierung um ihrer andern Folgen willen tief beklagen.

„Mir erscheint das Herabgehen gleichbedeutend mit dem grundsätzlichen Aufgeben des norddeutschen Wehrsystems und mit dem Uebergang zu einem andern Systeme, welches nach einem solchen Vorgehen Badens ganz gewiß in Baiern und Würtemberg nicht überboten werden wird. Haben wir aber diese erste Position eingebüßt, dann kann keine Rede mehr davon sein, daß Baden auf seine Nachbarn in der Richtung nach Norden anziehend wirke; es wird vielmehr Baden, unvermerkt und langsam, aber sicher vom Norden abgezogen werden.

„Und wohin? In ein süddeutsches Verhältniß, welches unter den Auspicien des Herrn von Beust vorbereitet wird. Dann wird Süddeutschland ein bequemes Feld für fremde Intriguen gegen Preußen, die auch hinüber sich spinnen werden nach dem Norden.

„Nach dieser meiner Auffassung von den Folgen einer ersten Niederlage der Regierung würde es mir unmöglich sein, in diesem Falle an den Geschäften des Staates mich weiter zu betheiligen. Einer oder der Andere meiner Collegen würde

sich ohne Zweifel in der gleichen Lage fühlen, und ich habe nicht nöthig, die Männer zu nennen, welche sich als unsere durch die Situation angezeigten Nachfolger darbieten, oder die Richtung anzudeuten, welche diese Männer einhalten werden.

„Auf die Frage: welche Mittel ich mir als die geeigneten denke, um die Kammer auf ihrer bisherigen Bahn bis an das nahe Ziel festzuhalten? antworte ich: das Mittel wäre eine Erklärung der Regierung, daß der Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund erfolgen werde, nachdem die Stände den entsprechenden Anforderungen der Regierung zugestimmt haben.

„Ich habe die Ueberzeugung, daß der Eintritt Badens für sich allein auf die Nachbarn nicht nur nicht abstoßend, sondern — sobald der erste Lärm verrauscht wäre, mit unwiderstehlicher Anziehungskraft wirken würde. Zunächst auf Würtemberg; dann aber auch auf Baiern, wo alsbald eine tiefe Spaltung zwischen Franken und der Rheinpfalz einer Seits und den übrigen Kreisen auf der andern Seite herantreten, der weitere Verlauf aber auf den Weg, den wir gegangen, führen würde. In jedem Falle wäre mit dem Eintritte Badens den österreichisch-französischen Absichten auf Süddeutschland ein Riegel vorgeschoben. Es würde zu weit führen, wollte ich versuchen, meine Ueberzeugung hier zu begründen; ich erlaube mir nur zu bemerken, daß dieselbe von meinen Freunden, die zum Theil mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen in unsern Nachbarländern näher als ich es bin vertraut sind, getheilt wird.

„Wohl aber bescheide ich mich gern, daß europäische Gesichtspunkte, welche etwa dem vereinzelten Eintritte von Baden allein im Wege stehen mögen, sich meinen Blicken entziehen. Sind solche vorhanden, so werden sie entscheiden, so lange sie bestehen. Dann aber würde es wohl auch genügen, wenn vertraulich den Abgeordneten eine Andeutung darüber gegeben werden könnte, mit dem Anfügen, daß der Eintritt Badens

in den Norddeutschen Bund, falls die Vorlagen der Regierung im Wesentlichen angenommen werden, eventuell auch ohne Baiern und Würtemberg, gesichert, und nur der Zeitpunkt dem Ermessen und der Verständigung der Regierungen vorzubehalten sei.

„Die Regierung wird unter allen Umständen das Mögliche thun, um in dem bevorstehenden Kampfe obzusiegen. Ich werde aber, wenn dies ohne eine Kräftigung ihrer Stellung geschehen muß, nicht mit Siegesbewußtsein an die Arbeit gehen.“ —

Das war der Inhalt der letzten politischen Schrift, die Mathy schrieb.

Auf seinen Brief bekam er keine directe Antwort. Nur auf dem gewöhnlichen Gesandtenwege ging die Antwort des Bundeskanzlers ein, daß er die gewünschte Erklärung nicht geben könne; — und es wurde auf das Zollparlament vertröstet.

Von dem Tage, wo Mathy zuerst als Journalist politische Artikel schrieb, bis zu diesem letzten Schriftstück hatte er für die Vereinigung seiner Nation zu einem mächtigen Staate gearbeitet. Sein eigenes Schicksal und Glück waren ihm stets klein dagegen erschienen. Und jetzt, was war nach Allem die Antwort auf die große Frage seines Lebens? Vielleicht einmal!

Mathy fühlte was diese Antwort bedeute. Als er mit dem Großherzog darüber verhandelte, zitterte ihm, zum ersten Mal in seinem Leben, die Hand, das Papier, welches er darin hielt, sank auf den Tisch, aber er erhielt seine Selbstbeherrschung sogleich wieder und sagte: „Und wir thun doch unsere Pflicht.“

Mathy betrachtete als letzte Pflicht seiner Regierung, den Eintritt Badens vom Bunde zu verlangen.

Aber eine stärkere Macht hinderte das Vollbringen. In den letzten Tagen des December 1867 litt er durch starke Fieberanfälle, er fühlte sich krank und schwach, was ihm selten begegnet war. Mit stoischer Ruhe betrachtete er den Wechsel in seinem Befinden, verzeichnete die Zahl seiner Pulsschläge

und schrieb sein Testament nieder. Anfang Januar war er durch einige Tage wohler, und arbeitete auf dem Büreau. Als ihn am 8. sein Freund Malsch besuchte, gedachte er der Zeiten, wo er als Gast bei Malsch gewohnt und am Klavier gesungen, er erzählte ihm, daß er heute an Brentano nach Chicago auf dessen Gesuch geantwortet, man werde ihn nicht belästigen, wenn er zurückkehre, und er recitirte humoristisch dem Freunde: „Einst spielt' ich mit Scepter und Kronen, jetzt trag' ich die Krone, den Stern." — Am 10. Januar ließ er sich nicht abhalten, in die zweite Kammer zu gehen, zur Verhandlung über das Budget der Verkehrsanstalten, und er hielt vier Stunden darin aus. Nach der Rückkehr schrieb er auf dem Büreau einen Brief an seine Frau und legte ihn zu dem letzten Willen. Den Tag darauf mußte er sich zu Bett legen, er beobachtete mit Laune, wie seine Feldherrin mit Unterbefehlshabern ihn von der Welt absperrte, aber mühsam verscheuchte er seine Fieberphantasien, ein angstvoller Blick, den seine Frau auf ihn richtete, fuhr ihm bohrend durch Hirn und Brust. Und am nächsten Morgen schrieb er nieder: „Alle Schlauheiten, Nannchen zum Ausgehen zu bringen, helfen nicht, bis ich gradezu dringend bitte, mich am Tage einige Stunden allein zu lassen, ich habe dies immer gehabt und bedurft, könne es jetzt nicht missen. Nannchen resignirt sich auch zu diesem Opfer."

Schnell erschöpfte sich die Kraft, stärker zitterte die Hand, mit welcher er die Ereignisse des Krankenlagers, aber auch die der Regierung verzeichnete, immer noch ließ er sich die laufenden Ausfertigungen zur Unterschrift bringen und Bericht erstatten. Am 31. Januar schließt das Tagebuch mit den traurigen Worten: „Dabei ich immer im Bett." — Er war jetzt sehr schwach, aber stets hatte er liebevolle und dankbare Worte für seine Pflegerin und seine Hand suchte die ihre. In der Nacht des 3. Februar schlossen sich seine Augen, im Tode noch hielt er die Hand der geliebten Frau.

Er hatte sich seit der Kindheit nie ernstlich krank gefühlt. Als er an einem Herzleiden starb, das lange heimlich in ihm zerstört hatte, war er nicht völlig einundsechzig Jahre alt.

Regelmäßig wie sein Tagesfleiß, lief das Zeitmaß seines Lebens. Von dem Tage, an welchem Mathy die Universität verließ, bis zu dem Tage, an welchem er aus der Schweiz in die Heimath kehrte, waren 13¾ Jahre einer harten Lehrzeit vergangen. Genau derselbe Zeitraum umfaßt seine blühenden Mannesjahre in aufreibendem politischem Kampfe von der Rückkehr in die Heimath bis zu seiner Abreise nach Köln. Und endlich die letzte Periode seiner Erdenarbeit, die Jahre ruhig wirkender, gereifter Kraft, umspannt fast wieder ganz dieselbe Zeitlänge, nur die letzten Monate kürzte ihm das Geschick.

Ungezählt ist die Fülle von Talenten und Charakteren, welche der gute Geist unserer Nation seit den letzten Geschlechtern verwandt hat, um uns aus der Dürftigkeit, Enge und Zersplitterung deutschen Lebens herauszuheben. Ungezählt sind die pflichtvollen Beamten, Geschäftsmänner, Volkslehrer, welche in den kleinen Kreisen des viel getheilten Deutschlands ihr Leben aufwandten, zu bewahren, zu regieren und fortzubilden. Aber die stille, dauerhafte, liebevolle Arbeit derer, welche mit ergrauendem Haar unter uns leben, ist wohl werth, daß wir sie aufsuchen und rühmen, denn was wir gewonnen haben und noch zu erreichen hoffen, das beruht auf ihrer geduldigen Thatkraft und ihrer Hingabe an die Pflicht.

Aus dieser politischen Lehrzeit unseres Volkes erhob sich sein Bild, stets wachsend mit der Größe der Aufgaben. Ein klarer, Wahrheit suchender Geist, durch keinen Schein zu befriedigen, ein selbstloser Sinn, der nur den Erfolg der Sachen, nie den eigenen suchte, vor Allem ein festes, tapferes Herz. In ruhiger Zeit bescheiden, gemächlich, dauerhaft regelmäßiger Arbeit hingegeben, stellte er sich in der Noth, wo

Andere verwirrt und betäubt des Entschlusses entbehrten, mit heiterer Ueberlegenheit auf die gefährlichste Stelle, ihm beflügelte die Gefahr Willen und Erfindung, in festem Selbstvertrauen ermuthigte er durch die Gewalt seines Wesens die Freunde, schreckte die Gegner.

Er war einer der Auserwählten, in denen die große Idee des preußischen Bundesstaates zuerst heraufwuchs zu fester maßvoller Forderung, er war der einzige Nichtpreuße, der den Kampf für diese Idee in verantwortlicher Stellung von den ersten Anfängen bis zu seinem Lebensende treu durchgeführt hat. So lange die Erhebung unserer Nation aus den Trümmern des heiligen römischen Reiches als eine große Zeit gilt, und die Arbeit für den einheitlichen Staat deutscher Nation als eine gute Arbeit, soll der Deutsche dieses Mannes mit Dankbarkeit gedenken. Aber als die Erfüllung begann, und als zur That wurde, was er unablässig gefordert, da blieb die Ecke Deutschlands, in welcher die Zukunft des deutschen Staates nach ihren Grundzügen zuerst vorgezeichnet worden, außerhalb des neuen Staates, und er, der Leiter der Geschäfte in Baden, fand sein Heimathland ausgeschlossen aus dem neuen Bunde. Von seiner Höhe schaute er hinein in das Land der Verheißung, dem er sein Volk zugeführt, er lebte nicht, sich des Gewinnes zu freuen. Das ist tragisches Geschick. Aber es ist das Geschick jedes Mannes, der für den Staat, nicht für sich selbst, Großes zu schaffen ringt.

Was der Künstler gebildet, dauert, ob groß oder klein geachtet, unter seinem Namen, was der Gelehrte gefunden, das bleibt wenigstens dem späteren Forscher als Erwerb durch den Vorfahren erkennbar; was aber der Journalist schreibt, der Beamte thut und verhindert, der Gesetzgeber festsetzt, der Regent ordnet, das wird Gemeingut Hunderttausender; der Name dessen, der zuerst darum sorgte, wurde vielleicht nie bekannt; auch wo der Name am Werke haftet, wird das Werk schnell in seiner Endlichkeit durch neue Gedanken und neue

Bedürfnisse widerlegt. Vielen Zeitgenossen hat dieser Mann ihr Leben berührt, und sie halten Haus mit Gedanken und Anschauungen, die er ihnen in die Seele gelegt, fahren täglich dahin auf den Gleisen, die er ihnen gezogen, und streiten und leiden um das Ziel, das er ihnen gesteckt. Doch auch, wenn sie seinen Namen preisen, den ihnen der Geschichtschreiber aufbewahrt, im harten Kampf des Tages gilt der Erwerb, den sie ihm verdanken, als selbstverständlich, und was aus seinem Leben in das ihre übergegangen: aufregend, bildend, richtend, das empfinden sie als ungenügende Grundlage für neue Forderung. Die aber, welche den Geschiedenen persönlich als guten und festen Mann gekannt, bewahren den besseren Gewinn, denn sie tragen mit sich das Bild seines Wesens als einen Theil ihres eigenen Lebens. Und wenn sie in der Stunde heiterer Ruhe empfinden, daß von seiner Sicherheit etwas auf sie übergegangen ist, und wenn sie in der Stunde der Versuchung eine Festigkeit erkennen, die der Verkehr mit ihm in sie gelegt, dann mögen sie sich fröhlich bewußt sein, daß sein Bild und Wesen in ihnen fortlebt und aus ihnen übergeht in ihre Nachfahren. Denn tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.